Die reifere Menschheit

Von

Leo Frobenius

ANNEX

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die reifere Menschheit

Digitized by Google

Digitized by Google

Die reifere Menschheit

Bilder des Lebens, Treibens und Denkens der Halbkulturvölker

Von

Leo Frobenius

Mit 376 Abbildungen im Text und 5 Tafeln
nach Zeichnungen von C. Arriens, A. Graatz, A. Thiele,
W. Zimmermann und authentischen Vorlagen

Hannover
Verlag von Gebrüder Jänecke
1902

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Vorwort

Wer mit mir durch die „Flegeljahre der Menschheit“ gepilgert ist, der möge nun auch einen Blick hinein werfen in die „reifere Menschheit“. Merkt dabei auf, von wo Ihr kommt, vergeßt nicht, daß dies Buch eine Fortsetzung ist.

Denn wir betrachten nicht zusammenhanglos, wir führen vielmehr eine Betrachtungsweise fort. Der Stoff ist ein anderer, das Wesen des Stoffes und die Art des Betrachtens bleiben aber dieselben.

Ich habe mich gar manches Mal gefragt, wie es wohl am leichtesten wäre, die traditionelle Kluft zwischen den Naturvölkern und den Kulturvölkern zu überbrücken. Ich dachte daran, einiges in Ornamentik und Kunst vorzuführen, etwa den Übergang des Charakterornaments zum Schriftzeichen. Hätte ich es aber gethan, so wäre mir mein Schüler mit dem Satze ins Gesicht gesprungen: „Das Schriftzeichen ist das Symptom der Kulturvölker.“

Ganz ähnlich wäre es mir gegangen, hätte ich die Technik verfolgt, nur daß mir dann mein Jünger an einem andern Orte einen ähnlichen Zwischenruf beschert hätte. Da bin ich dann auf den Gedanken gekommen, ein Verhältnis zu schildern und zwar das Verhältnis des Menschen zum Tiere. Da giebt es Gott sei Dank nirgends eine Kluft. Da haben wir überall Übergänge, — Übergänge, die auf der einen Seite bis zu uns hinüberleiten, auf der anderen Seite aber von unserer Höhe herab zu den primitiven Völkern zurückführen. Damit glaube ich ein passendes Material

Digitized by Google

gefunden zu haben, bei dessen Verarbeitung sich reichlich Gelegenheit findet, Älteres und Jüngeres, Ferneres und Näheres zu verbinden, Entwicklungsgeschichte zu erklären, mit einem Worte also die höheren Aufgaben der Kulturgeschichte meinem Leser vor Augen zu führen.

Wenn ich dabei unter anderem versucht habe, die Entwicklung eines höheren Ackerbaues verständlich zu machen, so darf man das nicht verwechseln mit einer toten und unbeweglichen Hypothese. Es soll keine Behauptung sein, sondern eine Anregung. Solche Anregungen sind aber für die kulturgeschichtliche Betrachtungsweise von sehr großem Werte und ich würde mich freuen, wenn recht viele meiner freundlichen Leser in ihrem Alltagsleben möglichst viele derartige Vermutungen hervorbringen würden. Es ist das die beste Übung in entwicklungsgeschichtlicher Betrachtungsweise und die Kulturgeschichte, die Völker, die Menschen und jeden einzelnen Menschen entwicklungsgeschichtlich betrachten zu lernen, — das ist die höchste Aufgabe der Völkerkunde.

Leo Frobenius

Digitized by Google

Inhalt

Seite

Kapitel I. **Reineke Fuchs** (Vom Ausklingen der Naturfabel) 1

Das Nilpferd und das Krokodil. S. 9. — Die Füchse bei den Japanern. S. 11. — Die spukenden Füchse im Moor. S. 14. — Die gespenstische Füchsin. S. 23. — Der Tanuki der Japaner. S. 26. — Der heilbringende und talentvolle Theekessel. S. 26. — Der krachende Berg. S. 32. — Die genarrten Füchse. S. 39. — Das deutsche Tierepos. S. 43. — Der „Reineke Fuchs" der Lappländer. S. 57.

Kapitel II. **Vom Krieg der Tiere und von guten und bösen Menschen** (Vom Aufwachsen der Kulturfabel) 68

Kutka und die Mäuse. S. 69. — Krabbe und Affe. S. 80. — Vom freundlichen und unfreundlichen Geber. S. 87. — Der Sperling mit der durchschnittenen Zunge. S. 91. — Wie der Gute und der Böse Gefährten waren. S. 100. — Der arme und der reiche Mann. S. 108. — Von dem Manne, der verdorrte Bäume zum Blühen bringen konnte. S. 115.

Kapitel III. **Das Verklingen der Tiermythe** 128

Momotaro. S. 129. — Kintaro. S. 142. — Yoschitsune und sein getreuer Benkei. S. 150.

Kapitel IV. **Bärenfeste** 163

Ein Bärenfest der Aino. S. 166. — Bärenfeste bei anderen Völkern. S. 192.

Digitized by Google

Seite

Kapitel V. **Jagden** 213

Lebensweise und Jagden der Grönländer. S. 216. — Fischerei und Jagd der Neuholländer. S. 233. — Elefantenjagd in Nordostafrika. S. 240. — Die Bisonjagden der Indianer. S. 247. — Jagd eines tatarischen Kaisers. S. 257. — Jagden der Inkafürsten des alten Peru. S. 264. — Die Jagden der alten Ägypter S. 267..

Kapitel VI. **Tier und Mensch; die beiden Gegensätze** 300

Die Tierfeindschaft. S. 308. — Die Tierfreundschaft. S. 342.

Kapitel VII. **Des Menschen Zucht und höchste Würde** 384

Die Erziehung eines altmexikanischen Kindes. S. 395. — Der ägyptische König. S. 411. — Der chinesische Kaiser. S. 419.

Das Verzeichnis der Tafeln und Abbildungen befindet sich am Ende des Buches.

Digitized by Google

Kapitel I.

Reinecke Fuchs.

(Vom Ausklingen der Naturfabel).

So wir nach den Unterschieden forschen, welche uns berechtigen, von Naturvölkern und Kulturvölkern zu reden, die „Flegeljahre der Menschheit" der „reiferen Menschheit" gegenüber zu stellen, so tritt uns vor allen Dingen der Begriff der höheren Gesittung entgegen. Es ist ja nicht sehr schwer, die Gegensätze niederer und hoher Kultur zu charakterisieren. Denn einfache Thatsachen der materiellen Kultur erhärten das. Was in den Flegeljahren im Gedächtnis der Menschen weiter getragen wurde, das hat die höhere Kultur zu festen Aktenbündeln vereinigt, die jeder Mann lesen kann, die jeder Mann fortsetzen kann, die jeden Mann schnell über die Errungenschaften der Voreltern orientieren. Der Kulturmensch hat eben die Schrift.

Ebenso klar und deutlich ist eine andere Gegenüberstellung. Das Naturvolk mit seinen schäbigen, wackligen Hütten, seinen teilweise gar jämmerlichen Waffen, seinen kümmerlichen Viehzucht- und Ackerbauverhältnissen ist in jedem Augenblicke von den Launen der Natur abhängig. Seine Hütte kann in jedem Augenblick von einem Sturme zusammengerissen werden; dann muß der Naturmensch eine Höhle aufsuchen. Ein wildes Tier kann ihn jeden Moment beschleichen. Oft nutzt dem armen Kerl der höhere Verstand nichts; er unterliegt der physischen Übergewalt, der größeren Körperkraft. Seuchen in den Herden, Hagel

Digitized by Google

oder Sonnenbrand auf den Feldern drohen in jedem Augenblicke. Das Gespenst des Hungers weicht niemals von der Schwelle seiner Hütte.

Wahrlich, es ist nicht schwer, das Unsichere, das Gefahrvolle, die Abhängigkeit des niederen Menschen der ruhigen Bildung, den sicheren Wirtschaftsverhältnissen und der behaglichen, im vorgeschriebenen Rahmen dahinfließenden Arbeit einer höheren Kultur gegenüber zu stellen. Schroffe Gegensätze

Fig. 1.

Spinne und Frosch. Zeichnung von Tojokuni. Diese und viele von den folgenden japanischen Künstlerwerken wurden nach der ausgezeichneten Reproduktion bei Netto und Wagner kopiert.

zu zeigen und zu charakterisieren ist nie ein Kunststück.

Vielleicht ist es schwieriger, an die Stelle der üblichen Charakterisierung der Gegensätze einen Versuch der Schilderung von Übergängen zu setzen. Mir persönlich erscheint es immer fesselnder, das Werden und die Gesamtheit der Menschheit beobachten zu können, als einen Triumphatorengesang darüber anzustimmen, was wir alles geworden sind, wie groß wir dastehen, — oder ein Jammerlied anzuheben, dessen Inhalt mit Klagen über die Zurückgebliebenheit, über das Trostlose und die Gottverlassenheit der armen Naturvölker angefüllt ist. So habe ich das denn auch hier als meine Aufgabe gesetzt, eine Aufgabe, deren Lösung mir sicher am leichtesten wird, indem ich direkt an die Schilderungen anknüpfe, welche im 1. Bande dieses Werkes in den „Flegeljahren der Menschheit" zur Darstellung gelangt sind. In den Kapiteln über die Tiersagen der Buschmänner (Seite 83—99), über die heiligen Tiere (Seite 184—199),

Digitized by Google

und an manchen anderen Stellen des erwähnten Buches habe ich einige ursprüngliche Anschauungen der niederen Menschheit verständlich zu machen versucht.

Eben an diese Darlegung will ich anknüpfen, will versuchen, den Faden fortzuführen, will von den Jagden, von der Viehzucht und von allerhand anderer Verwendung der Tiere erzählen. „Tier und Mensch" könnte man sonach den ersten Teil dieses Bandes überschreiben.

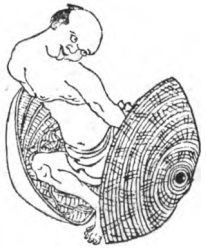


Fig. 2.
Auster. Nach Tojokuni.

Was sich uns eröffnen wird, kann mancher wohl vorher ahnen. Vom Ringen mit dem Tiere gehen wir aus, bei der allmächtigen Oberherrschaft über das Tier endet unser Weg. Und zuletzt ist ihm das Tier nicht mehr allein Zweck, Nahrungsmittel, sondern es ist ihm Gehilfe. An die Stelle des Nahrungsmittels tritt die leichter zu regierende, willenlose und absolut objektive Pflanzenwelt.

Fig. 3. Taschenkrebs. Nach Tojokuni.

Wir haben es gesehen und mit erlebt, wie das Tier erst gleichberechtigt mit dem Menschen war: Ich habe es in den „Flegeljahren der Menschheit" und im ersten Buche meiner „Weltgeschichte des Krieges" zu beweisen gesucht, daß die niedere Menschheit noch keinen sehr großen Unterschied zwischen einem fremdem Menschen und einem fremden Tiere gemacht hat. Sie hat das Tier ausgestattet mit menschlichen Eigenarten und über alle Maßen bezeichnend ist es, wenn der Buschmann seinen Bogen vor den wilden Tieren versteckt, „denn" sagte er „wenn die wilden Tiere Bogen hätten wie wir, würden sie auf uns schießen." Mancher möchte nun vielleicht glauben, eine solche Anschauung verschwinde einfach aus dem Gesichtskreise der Menschheit. Das

Digitized by Google

wäre sehr irrig. Woran der Mensch einst gehangen, was er geglaubt hat, das lebt weiter in ihm, das stirbt nicht so ohne weiteres aus. Bis in die Neuzeit hinein, bis in unsere Kultur können wir bestimmte Formen der Dichtung, des Glaubens und Aberglaubens bis auf jene älteren Zeiten zurückführen, in denen der Mensch seine Eigenschaften in den Tieren suchte und die tierischen Eigenschaften den Menschen unterschob.

Z. B. eines, worauf wenig geachtet wird: die Anschauung der Kinder! Die Wissenschaft ist ja zuweilen langsamer wie die Kunst. So darf ich es wagen, an dieser Stelle ein Stücklein aus der Dichtung eines neuen großen Künstlers, eines gottbegnadeten Mannes einzufügen, welche dem Kindesleben so herrlich abgelauscht ist, daß sie direkt als wissenschaftlich verwendbares Material betrachtet werden darf.

Fig. 4. Fledermaus. Nach Tojokuni.

Der Dichter ist Gustav Frenßen, und der Held unserer kleinen Geschichte Jörn Uhl, ein ganz kleiner Bauernjunge aus den Marschen. Die Stelle lautet:

„Das Haus ist für Jörn Uhls Augen weit und groß. Wenn er in der großen Diele steht, oder durch die Scheune stolpert, so sieht er überall ins Schwarze. Er glaubt auch nicht, daß es da irgend wo eine Ende giebt. Die Diele ist so groß wie die ganze Welt.

„Die großen Menschen, die bald aus dieser Thür kommen, bald aus jener, die bald diese, bald jene sonderbare Handlung vorhaben, und das alles mit ernstem Gesicht thun, ohne zu schreien, ohne zu traben, ohne zu weinen: das ist erstaunlich. Alle sind anders als er, bloß der weiße Spitz, der neben ihm durch den ungeheueren Raum geht, der ist wie er. Sie essen zusammen und sie schlafen dicht neben einander. Und von Zeit zu Zeit, das ist am Sonnabend, werden sie zusammen von Wieten

Digitized by Google

in die große Waschbalje gesteckt, bis an die Ohren ins Wasser.

„Sie sind alle anders. Man denke an die Pferde, an die Menschen, an die Kühe. Bloß er und Spitz sind ganz gleich.

Fig. 5. Laus. Nach Tojokuni.

„Einmal hofften sie, sie bekämen einen richtigen Gesinnungsgenossen. Ein Fohlen graste neben der Mutter auf der Hofstelle. Daß das Mutterpferd zu den sonderbaren ernsten Wesen gehörte, das erkannten sie beide sofort. Aber in dem Fohlen verspürten sie verwandte Weltanschauung. Aber als der Spitz dem Fohlen zu nahe kam, schlug es aus. Hei, wie schlug es aus! Heulend stoben die beiden ins Scheunenthor. Dort standen sie, sahen ängstlich auf das Fohlen und bellten. So sagte er nämlich. Er sagte nicht: Wieten hat gescholten, sondern: Wieten hat gebellt. So sehr war der Spitz sein Kamerad und Gleichgenoß.

Fig. 6. Moskito. Nach Tojokuni.

„Es war kein Mensch da, der Jörn Uhl an die Hand nahm und ihm die Erscheinung deutete. Wieten hatte nicht Zeit, und die andern hatten keine Lust. Daß es so war, war wohl gut. Denn nun hieß es nach Robinsons Weise: Auf, entdecke dir selbst Land, Wasser, Geräte und Nahrung!

„Er und Spitz jagten eines sonnigen Tages mit lautem Hallo in den Burggraben, um eine Wasserratte zu fangen, die

Digitized by Google

da schwamm. Sie wurden beide herausgezogen, bekamen beide von Wieten ihre Schläge, wurden beide nebeneinander ins Bett gesteckt und bellten sich einander an. Das war so eine Entdeckungsfahrt.

„Sie wußten beide nicht, was ein Keller war. Sie meinten es wäre eine Tiefe ohne Boden, mit großen Eidechsen als Balken und Ständer. Eines Tages, als sie eine Wette gemacht hatten, wer am ehesten ans andere Ecke der Diele käme, und losstürzten, kam plötzlich vor ihnen eine drohende Stimme aus der Erde. Große Runkelrüben flogen rechts und links herauf. In gewohnter Eintracht flogen sie beide dem Knechte auf den Kopf. Nachher saßen sie heulend und bellend an der Leiter, die am Pferdestalle stand, und erzählten sich die schrecklichen Dinge, die sie gesehen hatten.

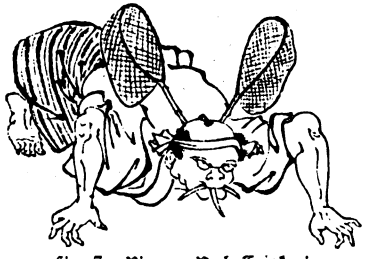


Fig. 7. Biene. Nach Tojokuni.

„So entdeckten sie alles zusammen, was sie umgab und bekamen eine bedeutende Erfahrung.

„Aber eines Tages wurde das Verhältnis zu Spitz ein anderes.

„Sie waren bisher beide so drei- oder viermal am Tage in die Hinterstuben gelaufen und hatten das kleine Mädchen, das in der Wiege lag oder im Stuhle saß, gestreichelt und umwedelt, und waren dann wieder hinausgelaufen und hatten sich weiter um das Kind nicht gekümmert. Aber eines Tages, als er mit Spitz im schönsten Sonnenscheine von der Weide kam, stand das kleine Mädchen draußen vor der Küchenthür und sah mit großen, ängstlichen Augen in die Umgebung. Niemals haben zwei sich so gewundert, als Jörn Uhl und Spitz. Das so etwas möglich war! Sie nahmen das kleine Ding gleich in die Mitte und gingen mit ihm auf den Weg, wo in den Wagenspuren schönes, lehmiges Wasser war, und fingen an, Gräben zu ziehen und Deiche zu bauen.

Digitized by Google

„Von der Zeit an verlor Spitz an Bedeutung. Jörn spielte nun den ganzen Tag mit dem kleinen Mädchen. Der Hund war immer weniger Kamerad; er wurde immer mehr nur Spielzeug."

Wir sehen hier im Kindesleben des Einzelnen einen Prozeß, den die Menschen als Gesamtheit in ihrer Kindheit auch durchgemacht haben und der in der Entdeckung des Nebenmenschen gipfelt. Es wäre aber falsch, anzunehmen, daß, sobald der

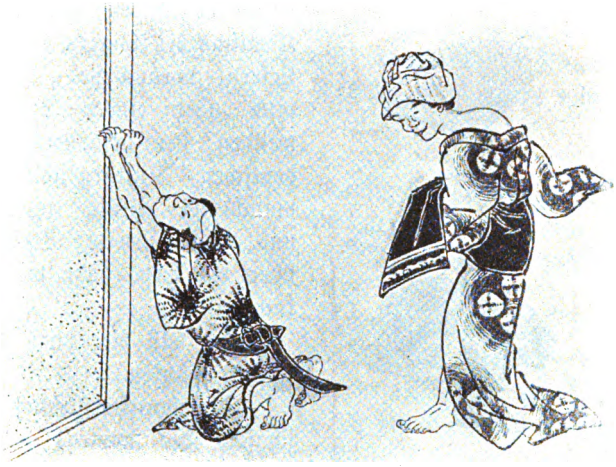


Fig. 8. Gelangweilter Kater und seine Kätzin. Nach Tojokuni.

Nebenmensch entdeckt worden sei, das Verhältnis zu dem Tiere einfach abgebrochen worden wäre. Nicht nur in der Kindheit eines jeden Menschen ist dasselbe wieder aufgefrischt worden. Auch die Erwachsenen haben es fortgeführt, nur haben sie es umgestaltet. Die besten Zeugnisse hierfür liegen in der Dichtkunst. Es zieht sich wie ein ununterbrochener roter Faden durch alles Fabulieren. Mit der wunderlichen Geschichte der Buschmannssage, in der Verworrenheit menschlicher und tierischer Auffassung mag es beginnen; die einfache natürliche Fabel hat

Digitized by Google

es fortgetragen; in der Fabel mit moralischer Tendenz, mit dem berühmten „fabula docet“ ist es weitergeflossen; in der didaktischen Dichtung, in der Tiermythe, im Jägerlatein klingt es weiter bis in unsere Zeit, und ein Rudyard Kipling hat es für uns wieder verständlicher gestaltet — dies herzliche Verständnis für das Tierleben.

Auf diesem Wege wollen wir einige Stationen berühren. Wenn ich dabei bei der berühmtesten aller Fabelsammlungen, bei der äsopischen nicht verweile, so kann ich dies Unterlassen damit begründen, daß ich ihre Kenntnis bei jüngern und älteren Lesern voraussetze. Ich will mich aber einem Stoffe zuwenden, der besonders in der deutschen Kulturgeschichte gar mancherlei Blüte gezeigt hat und dessen weite Verbreitung über die Erde sehr wenig bekannt ist.

Fig. 9. Goldfisch. Nach Tojokuni.

Ich will hier vom Reinecke Fuchs erzählen.

Die charakteristischen Eigenschaften des Reinecke Fuchs in der deutschen Tierfabel bieten keinerlei Veranlassung, dem Epos einen moralischen Grund oder ein „fabula docet“ als Urgrund des Entstehens unterzuschieben. Moral war es sicher nicht, die diesen Erzählungen das Leben gegeben hat. So darf ich denn mit Heinrich Schurtz behaupten, daß unsere älteren Gelehrten sich geirrt haben, wenn sie glaubten, die Entstehung der Fabel mit moralischen Beweggründen in Verbindung setzen zu müssen. Wie eine Fabel entsteht, will ich gleich an einem Beispiele aus dem Innern Afrikas zeigen:

Digitized by Google

Das Nilpferd und das Krokodil.

Das Nilpferd und das Krokodil sind zwei ausgezeichnete Kameraden und Freunde, die sich niemals streiten. Eines Tages sagte das Krokodil zum Nilpferd:

„Wenn du das zarte Gras meiner Gebiete begehrst, so sei dir dies unter einer Bedingung gewährt. Du bist stark im fließenden Wasser, während ich der Herr der Ufermoräste und Uferwiesen bin. Wir wollen einen Vertrag schließen: Suche du alle Boote zum Kentern zu bringen, und ich werde mit dem herrlichen zarten Menschenfleisch mich redlich nähren. Dagegen steht dir das freie Wohnen in meinem Königreiche und das Grasen auf meinen Wiesen zu."

Wie gesagt, so geschehen.

Seit dem Tage, da dieses grausige Bündnis geschlossen wurde, wird der Kahn des armen Schwarzen von dem kollossalen Dickhäuter überrascht und umgestürzt, und der Insasse dem anderen Kumpane, dem Krokodile, überliefert.

Söhne des Waldes, habt acht, wenn ihr über die Wogen dahingleitet; hütet euch vor den Freunden der Tiefe! — — —

Fabeln wie die vorliegende sind ursprünglich. Sie stehen der Entstehung am nächsten. Die Erfahrungen des täglichen Lebens werden hier einfach in der Erzählung beleuchtet. Daß das Nilpferd den Kahn umstürzt, und daß das Krokodil den herausgestürzten Mann verschlingt, das ereignet sich in diesen Gegenden häufig.

Mit diesem Beispiele tritt uns die Fabel nicht nur in ihrer ältesten Gestalt entgegen, sondern auch das Verständnis für eine andere Seite der Einwirkung des Tierlebens. Wie hier die Menschen zunächst Tiergeschichten erzählen, so haben sie auch zuerst Tierbilder gezeichnet. Es gab im Anfange kein mathematisches, kein pflanzliches Ornament. Im Anfang war nur die Tierzeichnung. Sogar die Menschendarstellung dürfte jünger sein. Sicher ist es jedenfalls, daß auch die Fabelillustration überhaupt die älteste Illustration ist. Ich habe dieses Kapitel

Digitized by Google

dementsprechend illustriert. Da haben wir hier in der Einleitung eine Reihe von Bildern (Fig. 1—9), die dem japanischen Maler Tojokuni (1773—1828) entstammen. Sie sind, wie mehrere der nachfolgenden japanischen Originalzeichnungen, den ausgezeichneten Sammlungen von Netto und Wagner entnommen. Diese Abbildungen zeigen uns, welches Verständnis auch in jüngerer Zeit noch der Japaner für das Tierleben hatte. Genau wie die Fabel uns menschliche Eigenschaften in Tieren zeigt, so

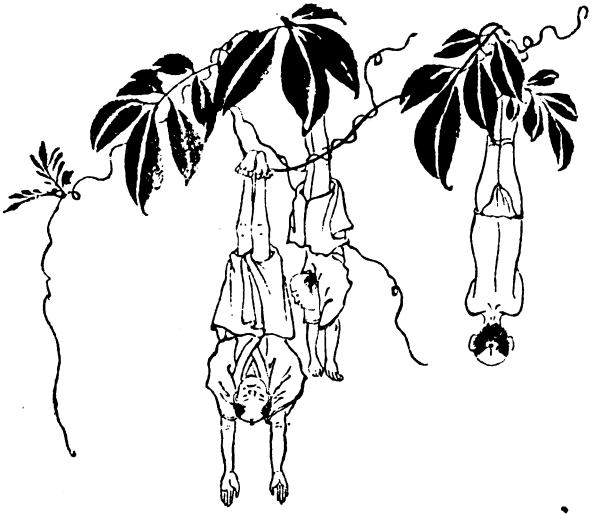


Fig. 10. Ebenfalls Tiere. Nach japanischer Zeichnung.

hat hier der Künstler die Menschen mit Tiereigenschaften ausgestattet. Ein jeder wird die einzelnen Geschöpfe direkt erkennen und an ihnen seine Freude haben.

Daran an schließt sich die Illustration des Fuchs- und Dachslebens bei den Japanern, wie solches durch die betreffenden Märchen textlich geschildert werden wird. Endlich kommen wir zum deutschen Reinecke Fuchs. Da haben wir zuerst einige Abbildungen nach der alten authentischen Ausgabe von 1498, dann eine Serie von Holzschnitten nach der jüngeren Glossar-

Digitized by Google

ausgabe und endlich eine Probe von Illustrationen, welche ein moderner Künstler der Goethischen Bearbeitung des Reinecke Fuchs beigefügt hat. Ich glaube, daß diese Zusammenstellung verschiedenes sehr Interessante bietet, da die Auffassung verschiedener Völker und Zeiten auf diese Weise zum Ausdruck gelangt.

Die Füchse bei den Japanern.

Man findet auf vielen Bauernhöfen Japans Statuetten des sitzenden Fuchses. Das Tier hat eine gewisse mythologische Bedeutung. Es ist hier nicht nur der schlaue Kumpan, der alle anderen Tiere am Narrenseil führt, er ist vielmehr ein Hexenmeister, der dann und wann auch einmal gutmütig einen Spaß vollführt, dessen lustige Streiche im allgemeinen aber nicht gerade harmlos genannt werden können. Es ist unter den Bauern eine altbekannte Thatsache, daß die Füchse den Bauer gar arg heimsuchen. Wenn so ein Trüpplein z. B. seine Produkte in der Stadt verkauft hat und nun nach Hause zieht, da ist es nicht selten, daß einige reizende Mädchen im Felde den Bauern freundlich zuwinken, daß plötzlich ein Theehäuschen am Wege entgegen winkt, daß summa summarum irgend eine besonders reizende Gelegenheit geboten ist, das erworbene Geld in Schnaps oder Wein in freundlicher Kompagnie anzulegen. Ist das Geld alle, schwindelt der Kopf, dann ist auch plötzlich der Zauber verschwunden, dann wird es den armen Burschen klar, daß das alles ein Werk der Füchse war, die sie zum Narren gehabt haben. (Fig. 11.)

Ein andermal auch harrt des Bäuerleins eine andere Ueberraschung. Die Füchse imitieren den stattlichen Aufzug eines Fürsten, eines Landesherrn, eines Barons. Sie nahen im kleinen Geschwader und wohl geordnet, sie tragen die Sänfte des Vornehmen. Vor dem Bäuerlein hält der Zug. Die Füchse reden ihm ein, er wäre jetzt der große Herr, der Daimio. Sie sagen das so lange, bis er es glaubt. Er steigt in den Palankin und läßt sich, umgeben von der Schar seiner Trabanten, durch

Digitized by Google

sein angebliches Reich tragen. Er sieht es nicht, daß die Waffen- und Standartenträger nur Bambusstangen führen, er bemerkt es nicht, daß die Gepäckträger statt der im Zuge eines Fürsten nie fehlenden Reiseutensilien, des kostbaren Theegeschirrs, des Lackkastens voll glänzender Seidengewänder, nur Kürbisse aufgeladen haben. Erst wenn der Spuk verschwindet, wenn er sich anstatt in einem feinlackierten, goldbeschlagenen, moschusduftenden Palankin in einem Korbe wiederfindet, der zwar auch nach irgend etwas duftet, für gewöhnlich aber zu nichts weniger als zur Aufnahme von Fürsten benutzt wird, merkt er, daß der Fuchs sie zum Besten gehabt hat, sei es nun aus Rache für früher ihm zugefügte Unbill oder aus reinem Mutwillen. (Fig. 12.)

Die Füchse haben etwas eigentümlich Menschliches in den Erzählungen der Japaner. Eine ganz besonders beliebte Schilderung ist diejenige der Fuchshochzeit. Es soll außergewöhnliches Glück bereiten, wenn man einem solchen Hochzeitszuge begegnet. Derselbe findet meist zur Zeit eines Sonnenregens statt, und der Japaner sagt, wenn es bei hellem Sonnenschein regnet: „Jetzt wird die Braut des Fuchses eingeholt". In welchem Zusammenhange diese Fuchshochzeiten zu den sonstigen Fabeln stehen, vermag ich nicht festzustellen. (Siehe Fig. 13—15.)

Wenn der Fuchs, so lange er seine fünf Sinne beisammen hat, auch sehr klug ist und den Menschen überlisten kann, so hat er doch, gerade wie der Mensch und aus denselben Gründen, auch seine schwachen Augenblicke. So erging es einem Fuchs, der sich der Abwechslung wegen mit einer Tochter Evas ergötzen wollte und die Gestalt eines alten freundlichen Priesters angenommen hatte. Wein, Weib und Gesang spielten eine große Rolle in der angegebenen Fröhlichkeit. Aber der Wein war dem Fuchs zu mächtig, und mit einem Male entdeckte seine Genossin eine schöne Fuchsrute unter dem Priestergewande. Sie faßte sich schnell, that, als wenn nichts vorgefallen, benachrichtigte aber andere Bewohner des Hauses, die nun überein kamen, den falschen Priester nicht gleich totzuschlagen, sondern sich erst noch mit ihm zu belustigen. Es wurde also weiter gekneipt und

Digitized by Google

Fig. 11. Vom Fuchs beherte Bauern. Nach Tojofuni.

Digitized by Google

gesungen, und alsdann das bekannte Fuchsspiel vorgeschlagen, bei welchem er schließlich in der Schlinge gefangen wurde. (Fig. 17.)

Dieses Fuchsspiel zeigt uns recht deutlich, welche große Rolle der Fuchs im Leben des alten Japan gespielt haben muß. Nicht nur, daß das Inu-o-mono, ein beliebter ritterlicher Sport, bei dessen Ausübung die Jäger in alter Rittertracht auf ihren Rossen in der Arena erscheinen und einem den Fuchs darstellenden Hund nachsetzen, noch heute im Gange ist, sondern auch in der Gesellschaft nimmt das Fuchsspiel eine beliebte Stelle ein. Hierzu gehören drei Spieler, zwei, die die beiden Enden eines zu einer Schlinge geformten Gürtels halten, der dritte, der einen hinter der Schlinge stehenden Gegenstand ergreifen und durch die Schlinge bringen muß, ohne seinen Arm durch die beiden andern, die die Schleife zuziehen, fangen zu lassen. Will man das Spiel nach allen Regeln der Kunst ausüben, so bindet der Fangende ein Tenugui so um den Kopf, daß der Schatten der beiden Enden desselben zwei Fuchsohren bildet, während der Schatten des darunter geschobenen Fächers die spitze Schnauze darstellt. Hält der Betreffende den Kopf richtig gegen das Licht, so bekommt man den Schattenriß eines Fuchsprofils, und in dieser Stellung muß er den Raub ausführen. (Siehe Fig. 17, Seite 21.)

Ich lasse nun zwei Fuchserzählungen der Japaner folgen:

Die spukenden Füchse im Moor.

Es saß einmal eine lustige Gesellschaft junger Leute beisammen, die sich Spukgeschichten erzählten. Dabei wurde tüchtig gezecht, viel gegessen und getrunken, und das Vergnügen dieses Abends ließ für die munteren Jünglinge nichts zu wünschen übrig.

Bei den vielerlei Erzählungen wurde namentlich der gespenstischen Füchse gedacht, die durch ihre Zauberkraft unglaubliche Dinge vollführen, der Menschen Sinne vollkommen gefangen halten und oft die ärgsten Neckereien, ja grausame

Digitized by Google

fig. 12. Ein fingierter Daimiozug. Nach Hiroshige.

Digitized by Google

Quälereien ausüben. Hin und her ward über diese Füchse, welche gewöhnlich weiß von Farbe sind, geredet; doch einer der jungen Leute, namens Tokutaro, war ungläubig und wollte durchaus

Fig. 13. Die Hochzeit der Füchse. Japanische Buchillustration.

nichts von solchen Dingen hören. Er behauptete, es sei lächerlich, sich vor Füchsen zu fürchten.

„Ich mache mich anheischig," rief er prahlerisch, „durch das nächste Moor zu gehen, wo die Füchse doch besonders zahlreich hausen sollen, ohne daß mir einer derselben ein Haar krümmt."

Digitized by Google

„Sei kein Narr," entgegnete ihm einer der anderen, „und sei nicht so vermessen! Wenn du das thun wolltest, und zwar um Mitternacht, so würdest du gewiß das Abenteuer nicht un-

Fig. 14. Die Hochzeit der Füchse. Japanische Buchillustration.

gefährdet bestehen, und die Füchse würden es schwerlich dabei bewenden lassen, dir blos ein Haar zu krümmen."

Diese Worte stachelten den Ungläubigen erst recht zum Widerspruch an; es wurde noch ein Weilchen hin und her geredet und schließlich eine Wette eingegangen, deren Betrag

Digitized by Google

Tokutaro zu zahlen hatte, wenn die Füchse ihm einen Streich spielten; im umgekehrten Falle, wenn er unangefochten zurückkehrte, waren die anderen verpflichtet, ein Fäßchen Wein zu bezahlen, das in jedem Falle getrunken werden sollte.

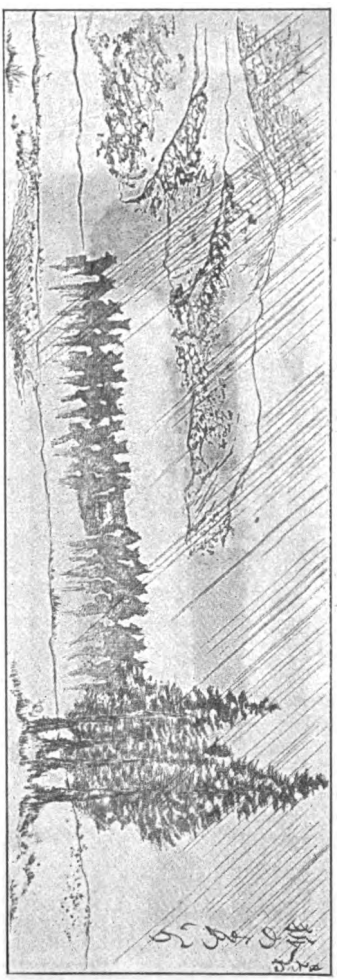


Fig. 15. Einholung der Fuchsbraut. Nach Hirohige.

Als die Mitternacht herankam, machte sich der mutige Tokutaro auf den Weg. Wohlgemut schritt er auf das Moor zu, welches mit Sumpfeibengestrüpp bewachsen war, durch dessen Zweige der Wind strich und unheimlich rauschte. Doch der junge Mann behielt kaltes Blut; ihm däuchte die Mitternacht nicht eben anders als die Zeit des hellen Tages, und deshalb ging er ruhig weiter. Freilich dauerte es nicht lange, bis er einen weißen Fuchs nicht weit von sich in das Dickicht schlüpfen sah, und als gleich darauf ein hübsches Mädchen auf ihn zutrat, mußte er lachen. „Ich kenne eure Schliche", dachte er, „und lasse mich nicht so leicht anführen!" Das junge Mädchen, das ihm bekannt war, bat ihn um Begleitung und da das Haus ihrer Eltern nicht weit entfernt war, so war Tokutaro gern bereit, diesem Wunsche nachzukommen. Er ging neben dem Mädchen und sprach mit ihr

Digitized by Google

dies und jenes, war aber dabei fest überzeugt, daß seine Bekannte nur eine Täuschung und daß es in Wahrheit ein verzauberter Fuchs sei. Als sie nun die Wohnung der Eltern des Mädchens erreicht hatten, trat er mit demselben ein und begrüßte die Eltern, die ihm verbindlichst dankten, daß er ihre Tochter beschützt und nach Hause begleitet habe. Doch kaum hatte das Mädchen für einen Augenblick den Rücken gewandt, so winkte Tokutaro den Eltern geheimnisvoll zu, und als sie sich mit ihm in ein anderes Gemach begeben, verkündete er ihnen ohne alle Umstände, daß dies Mädchen, das er zu ihnen gebracht, gar nicht ihre Tochter sei, sondern ein verzauberter Fuchs, den er in dem unheimlichen Moor getroffen habe. Die Eltern des Mädchens hörten diese Worte mit großer Verwunderung; doch als er ihnen die Sache so glaubwürdig er konnte und mit allen Einzelheiten vorstellte, da überzeugten sie sich, daß es damit seine Richtigkeit habe. Was hatten sie nicht schon für Streiche gehört, welche die gespenstischen Füchse den Menschen gespielt hatten, mit denen sie um Mitternacht zusammen gekommen waren? Ihre Tochter, welche zu Freunden gegangen war, hatte ohnedies erst am folgenden Tage zurückzukehren versprochen; nein, es war in der That nicht wohl möglich, daß sie selbst es war, obwohl die Gestalt und die Manieren des Spukgebildes ganz die ihrigen waren. So erlaubten sie denn dem Tokutaro, den verzauberten Fuchs aus seiner angenommenen Gestalt herauszutreiben, wenn er es vermöchte. Tokutaro ging sogleich ans Werk.

Fig. 16.
Ein unvorsichtiger Fuchs.
Nach einem Netsuke.

„Ich will dem Schelme schon forthelfen," sprach er und begann dem Mädchen, das sich soeben auf sein Lager begeben hatte, mit verschiedenen Quälereien zuzusetzen. Er verbrannte ihr die Haut mit glühenden Kohlen, schlug es, bis die Haut

Digitized by Google

wund ward, doch der Fuchs zeigte sich nicht. Da endlich fing Tokutaro an, das Mädchen zu würgen. Das arme Geschöpf schrie mörderlich, allein er hörte nicht darauf und dämpfte ihr die Kehle so gewaltig, daß es seinen Geist aufgab. Mit den Worten: „Ich kann es nicht länger aushalten, ich muß sterben!“ ließ es seinen Kopf sinken und war tot.

Nun sah die Sache freilich sehr böse für Tokutaro aus, denn die Leiche des Mädchens gab den schlagendsten Beweis, daß es wirklich die Tochter des Hauses gewesen war. Ein Fuchs wäre vermutlich längst davongelaufen und man hätte von dem Mädchen nichts mehr gesehen; kam aber der Fuchs ums Leben, so war der Zauber gebrochen und seine Leiche wäre alsdann an die Stelle des Spukgebildes getreten. Als nun aber die Eltern den schrecklichen Tod ihrer Tochter erkannten, da fingen sie an, gar jämmerlich zu wehklagen, und machten den jungen Tokutaro verantwortlich für seine Unthat, wie sie sagten.

„Du mußt nun auch sterben,“ riefen sie, „denn Du allein bist Schuld an ihrem frühen Tode!“

Und dann überfielen sie ihn, banden ihm Hände und Füße und wollten ihm gerade den Garaus machen, als plötzlich heftig gegen die Schutzläden des Hauses geklopft wurde. Die alten Leute sahen nach der Ursache und führten einen Priester herein, der um Einlaß gebeten hatte. Der Priester sah die unglückliche Lage des armen Tokutaro und erkundigte sich nach der Ursache derselben. Die Eltern erzählten die schreckliche Begebenheit von Anfang bis zu Ende; Tokutaro hörte gesenkten Hauptes zu, ohne ein Wort hineinzureden, denn er war vor Schrecken über den Ausgang seines Abenteuers ganz starr. Der Priester aber, als er alles gehört, redete kraft seines Amtes zum Frieden und bat um Tokutaros Leben.

„Was nützt Euch sein Tod?“ sprach er. „Was hilft Euch das Bewußtsein, Eure Tochter gerächt zu haben? Nein, ich mache Euch einen anderen Vorschlag, wie Ihr den jungen lebenslustigen Mann strafen könnt, der allerdings sehr unklug, aber doch in guter Absicht gehandelt hat. Überlaßt ihn mir!

Digitized by Google

Fig. 17. Das Fuchsspiel. Nach Bofulen.

Digitized by Google

Ich will ihn zum Priester weihen; dann hat er die beste Zeit und Gelegenheit, seine That zu bereuen und abzubüßen."

Nach kurzem Bedenken gingen die alten Leute auf den Vorschlag ein, und damit sie auch sehen sollten, daß es dem Priester ernst sei, sein Vorhaben auszuführen, rief er einen in der Nähe befindlichen Mann herbei, der sofort Tokutaros Haupt kahl scheeren mußte. Der Mann schien ein Begleiter des Priesters zu sein, der sich auf die Priestertonsur wohl verstand, denn er machte seine Sache sehr gut. Zuerst fiel das schöne Zöpfchen des Tokutaros Scheitel, darauf der übrige Haarwuchs an den Seiten und rückwärts, und alsdann wurde der kahle Schädel noch einmal spiegelglatt rasirt, so daß Tokutaro aussah, als wäre er schon seit langer Zeit Priester gewesen. Während der Prozedur murmelte der Priester unaufhörlich Gebete, die in ihrer eintönigen Weise fort und fort ertönen, bis das Schermesser den letzten Schnitt auf Tokutaros Schädel gethan hatte. Da verschwand aber plötzlich alles rings umher; das Haus, die Eltern, der Priester und sein Begleiter, alle waren fort und Tokutaro sah sich mitten in dem unheimlichen Moor und hörte das gellende Gebell der Füchse, das wie ein Gelächter durch die Einöde wiederhallte. Er blickte sich nach allen Seiten verwundert um, er seufzte tief auf und war schon froh und glücklich, mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu sein. Da aber strich er mit der Hand über seinen Kopf und fühlte statt seines schönen Haares die spiegelglatte Haut des geschorenen Schädels. Beschämt und sehr verlegen kam er in diesem Zustande zu seinen Freunden zurück, die ihn jubelnd empfingen und wacker verspotteten. Er aber ließ sie lachen und spotten, erzählte umständlich die ganze Begebenheit und bezahlte seine Wette. Später aber, als er zu Hause ruhig über die Geschichte nachgedacht, ging er hin und meldete sich zum Priesteramt. Er wollte in Wirklichkeit das sein, wozu man ihn in seinen schweren Ängsten bestimmt hatte, und da er nun doch einmal geschoren war, so machte er sich nichts daraus, auch die übrigen Zeremonien durchzumachen, durch welche er zum Priester geweiht ward.

Digitized by Google

Das ist so ein Streich der gespenstischen Füchse, der immerfort mit sichtlichem Vergnügen von den Japanern erzählt wird.

Die gespenstische Füchsin.

Es war einmal ein Prinz, der noch jung war und sich zu vermählen wünschte. So sehr er sich aber auch nach einer Lebensgefährtin umschaute, er fand kein Mädchen in der ganzen

Fig. 18. Der Fuchs spiegelt sich im Wasser als schönes Fräulein. Nach einem Schwertstichblatt von Hasushira.

Umgegend, die ihm schön genug war, und so waren einige Jahre vergangen, ohne daß er sich zu einem Ehebündnis hatte entschließen können.

Als er eines Tages auszog, und ihn zu seinem prächtigen Kago, seinem von 8 Dienern getragenen Tragkorbe, ein glänzendes zahlreiches Gefolge geleitete, begegnete ihm ein anderer Zug, der ebenso lang und ebenso prachtvoll war wie der seinige. Verwundert blickte er auf den Kago, welchen ihm das entgegen-

Digitized by Google

kommende Gefolge eskortierte, und da gewahrte er eine wunderschöne junge Dame, die, als sein Auge auf sie fiel, ihr Antlitz rasch hinter ihrem Fächer verbarg. Sie war aber so schön, daß der Prinz sich augenblicklich in sie verliebte und einen Cavalier seines Gefolges an sie absandte, der sie um eine Unterredung bitten sollte. Diese Bitte wurde gewährt, und der Prinz fand die Dame ebenso anmutig und unterhaltend als schön und beschloß daher ohne Zögern, ihr seine Hand anzutragen. Zunächst fragte er nach ihrer Herkunft und Familie; sie entgegnete, sie sei aus einem vornehmen Hause, nannte aber als ihren Vater einen hochgestellten Adligen am Hofe eines Fürsten, dessen Herrschaft im allerentferntesten Teile des Landes gelegen war. Sie habe jedoch, so sagte die junge Dame ferner, nahe Verwandten in einer anderen Provinz, zu welcher der Weg durch die Besitzungen des Prinzen führte, und sie müsse diese besuchen, weil dort ein bedenklicher Krankheitsfall vorgekommen sei. Der Prinz war aber schon so sehr von Leidenschaft ergriffen, daß er den Gedanken nicht ertragen konnte, die Schöne nochmals in weite Ferne ziehen zu sehen, und so entschloß er sich, sie zu bitten, gleich bei ihm zu bleiben und seine Gemahlin zu werden. Die Dame machte zwar noch einige Einwendungen und wollte die Sache von der Einwilligung ihres Vaters abhängig machen; allein der Prinz rechnete ihr vor, wie lange Zeit darüber verstreichen würde, bis ein Bote den weiten Weg zweimal zurückgelegt hätte, und so gab sie endlich seinem Ungestüm nach und willigte in die Vermählung.

Der Prinz widmete sich nun, wie erklärlich, ganz und gar seiner jungen Frau. Jede Stunde, die er nicht seinen Geschäften oder der Jagd und anderen ritterlichen Übungen zu widmen hatte, brachte er bei ihr zu und fand stets die vollste Befriedigung an ihrer Unterhaltung.

Einstmals trat er — es war an einem warmen Sommertage — unvermutet in ihr Gemach. Er war sehr verwundert, als er sie nicht traf, da er wußte, daß sie sonst stets um diese Zeit in ihrem Zimmer der Ruhe pflegte; noch mehr erstaunte er

Digitized by Google

aber, als er auf einem kostbaren Kissen, das mit den in Japan sehr beliebten Chrysanthemumblumen oder Kiku reich verziert war, einen großen Fuchs schlafend erblickte. Leise trat er herzu, holte seinen Bogen und schoß auf den Fuchs. Auch traf er ihn richtig und zwar mitten auf die Stirn, allein der Pfeil war zu eilig geschossen und hatte nicht die Kraft, durch den Knochen zu dringen, sondern prallte von demselben ab. Der Fuchs entsprang und entschlüpfte in ein Dickicht des fürstlichen Parkes, in dem man ihn nicht aufzufinden vermochte, obwohl ihm der Prinz bis zum späten Abend nachspürte.

Als er nun aber ins Haus zurückkehrte, bemerkte er, wie seine geliebte Frau eine Wunde an der Stirn hatte, und sonderbarer Weise genau an der Stelle, an welcher der Fuchs von ihm getroffen war. Er stutzte; auf der anderen Seite aber bedachte er, das könne doch auch bloß ein Zufall sein. Ein Fuchs, der sich in den Dickichten des Parkes herumgetrieben, könne sehr wohl in die Nähe des Hauses geraten sein und sich dann auf den Kikublumen, welche die Füchse sehr lieben, habe ausruhen wollen. Er fragte daher seine Gemahlin ganz ruhig und ohne jeden bösen Verdacht, woher ihre Wunde auf der Stirn rühre. Da aber ward die sonst so sanfte Frau von einer wahren Wut ergriffen; ihre Augen funkelten unheimlich, und wilde Rachsucht schoß aus ihren Blicken. Von der Veranlassung ihrer Verwundung wußte sie keine gehörige Auskunft zu geben, und so sah der Prinz wohl ein, daß er von einem bösen Zauber umstrickt gewesen sein müsse, und daß seine Gattin doch wohl nichts anderes als jener Fuchs sei. Sofort rief er seine Wache herbei und ließ das vermeintliche Weib ergreifen und einkerkern. Dann schickte er zu einem Priester, der in dem Rufe stand, in allerlei Beschwörungen böser Geister und in Entzauberungen wohl erfahren zu sein, und kaum hatte dieser seine Räucherungen und Gebete begonnen, so verschwand auch der Spuk und statt der schönen Frau zeigte sich vor aller Augen derselbe große Fuchs, welchem der Prinz die Schußwunde am Kopfe beigebracht hatte. Nun aber war noch große Vorsicht nötig, damit nicht,

Digitized by Google

wenn man den Fuchs tötete, sein Geist noch größeren Schaden stiftete, als das Tier es bisher durch seine Zauberkünste vermocht, und so ward das unheimliche Geschöpf unter Anleitung des Priesters in einem dichtverschlossenen Raume zu Asche verbrannt und in fließendes Wasser gestreut. Danach wurde niemals wieder etwas von ihm gehört.

Der Tanuki der Japaner.

Der Tanuki ist der japanische Dachs oder Waschbärhund. Er ist ein ähnlicher Zauberheld, wie Gisune, der Fuchs. Viele Theaterstücke und eine große Zahl von Märchen behandeln in Japan die zauberischen Schelmereien des Tanuki. Dabei spielt sein großer Bauch eine ganz hervorragende Rolle. Sind z. B. am späten Abend noch einige Bauern bei der Feldbestellung beschäftigt, die im Rahmen der allgemeinen Wehrpflicht Japans gleichzeitig Militärreservisten sind, so kann es sich wohl ereignen, daß Tanuki mit zwei Stöcken auf seinem Bauche zu trommeln beginnt, daß infolge dieses Getöses die guten Bauern sich mit einem Male in den militärischen Stand zurückberufen fühlen, daß sie ihre Krauthacken schultern und über Stoppeln und Erdwellen hinweg nach dem Takte von Tanukis Trommel zu marschieren beginnen. (Siehe Fig. 19.)

Zu den bekanntesten Erzählungen, welche die Thaten des Tanuki zum Gegenstande haben, gehört die berühmte Geschichte vom Bambuku Chagama, welche ich hier folgen lasse:

Der heilbringende und talentvolle Theekessel.

Vor langer, langer Zeit war in einem Tempel, genannt Morinji, in der Provinz Joschiu, ein alter Theekessel. Eines Tages, als der Priester des Tempels dabei war, ihn über dem Herde aufzuhängen, um das Wasser für seinen Thee zu kochen, da streckte zu seiner Verwunderung der Kessel ganz plötzlich die Schnauze und den Schwanz eines Dachses heraus.

Digitized by Google

Fig. 19. Tanuki foppt 3 Reservisten. Nach Hirosage.

Digitized by Google

Was für ein wundervoller Kessel, so ganz bepelzt hervorzukommen!

Der Priester war wie vom Donner gerührt und rief die Novizen des Tempels herein, die Erscheinung anzuschauen, und während sie das Ding ganz verblüfft anglotzten, indem der eine diese, der andere jene Vermutung aussprach und allerlei Vorschläge machte, sprang der Kessel mit einmal hoch in die Luft, und fing an, im Zimmer umherzufliegen. Noch mehr erstaunt als zuvor, versuchten der Priester und seine Zöglinge, ihn zu verfolgen und ihn zu fangen. Aber kein Dieb und keine Katze war ja halb so schnell und gewandt, wie dieser wundervolle Dachs-Kessel. — Zuletzt gelang es ihnen doch noch, ihn niederzuschlagen nnd fest zu kriegen, und indem sie ihn mit vereinten Kräften packten, zwängten sie ihn in einen Kasten hinein und beschlossen, ihn wegzutragen und in irgend einem sehr entfernten Ort zu vergraben, damit sie von dem Spukgeist nicht mehr geplagt würden. Für einen Tag fanden sie Ruhe. Aber das Schicksal wollte es, daß der Klempner, der für den Tempel zu arbeiten pflegte, den anderen Tag vorsprach. Da besann sich plötzlich der Priester anders und es fiel ihm ein, daß es schade wäre, den Kessel so für nichts und wieder nichts wegzuwerfen, und daß er doch noch wohl etwas, wenn auch nur ganz wenig, für ihn bekommen könnte. Er zog daher seinen Kessel hervor, der nun ganz seine frühere Gestalt angenommen und Schwanz nnd Schnauze wieder eingezogen hatte, und zeigte ihn dem Klempner. Als dieser den Kessel untersucht hatte, bot er

Fig. 20. Bumbugu Chagama.
Der zauberische Theekessel.
Nach einem Schwertstichblatt von Kadzumi.

Digitized by Google

20 Kupfermünzen dafür, und der Priester war nur zu froh, den Handel abzuschließen und diesen Störenfried von Kessel los zu werden. Der Klempner aber trabte mit seinem Pakete und seinem neuen Ankaufe nach Hause. In der Nacht darauf, als er sich schlafen gelegt hatte, hörte er beinahe bei seinem Kissen ein sonderbares Geräusch. Er lugte mit einem Auge unter seiner Decke hervor, und da erblickte er den Kessel, den er im Tempel gekauft hatte, über und über mit Pelz bedeckt und auf vier Füßen herumspazierend. Der Klempner richtete sich ganz erschreckt auf, um zu sehen, was es denn eigentlich sei, als plötzlich der Kessel wieder seine alte Gestalt annahm. Dies wiederholte sich mehrere Male, bis der Klempner zuletzt den Theekessel einem seiner Freunde zeigte, der darauf sagte:

Fig. 21. Der behexte Theekessel.

„Dies ist ohne Zweifel ein talentvoller und Glück verheißender Theekessel. Du solltest ihn hinausführen und ihn zur Schau ausstellen und ihn mit Begleitung, mit Gesang und Musik, auf einem ausgespannten Seile vor dem Marktpublikum tanzen und spazieren lassen."

Der Klempner dachte, daß dies ein sehr gescheiter Rat sei, traf seine Arrangements mit einem Schaugeber und veranstaltete eine öffentliche Vorstellung. Das Gerücht von den Leistungen und Kunststücken des talentvollen Theekessels verbreitete sich

Digitized by Google

bald, so daß sogar die Fürsten des Landes den Klempner in ihre Paläste kommen ließen, und er über alle Erwartung viel Geld zusammenbrachte. Selbst die Prinzessinnen und großen

Fig. 22. Der verzauberte Theekessel fängt vor dem Priester an zu tanzen. Nach japanischer Buchillustration.

Damen des Hofes waren über den tanzenden Kessel so entzückt, daß er, nachdem er seine Kapriolen kaum an einem Orte aufgeführt hatte, sich schon wieder nach einem anderen begeben

Digitized by Google

mußte, um sich auch da zu produzieren. Am Ende wurde der Klempner so reich, daß er seinen Kessel dem Tempel zum Geschenk zurückgeben konnte, wo derselbe als eine kostbare Reliquie

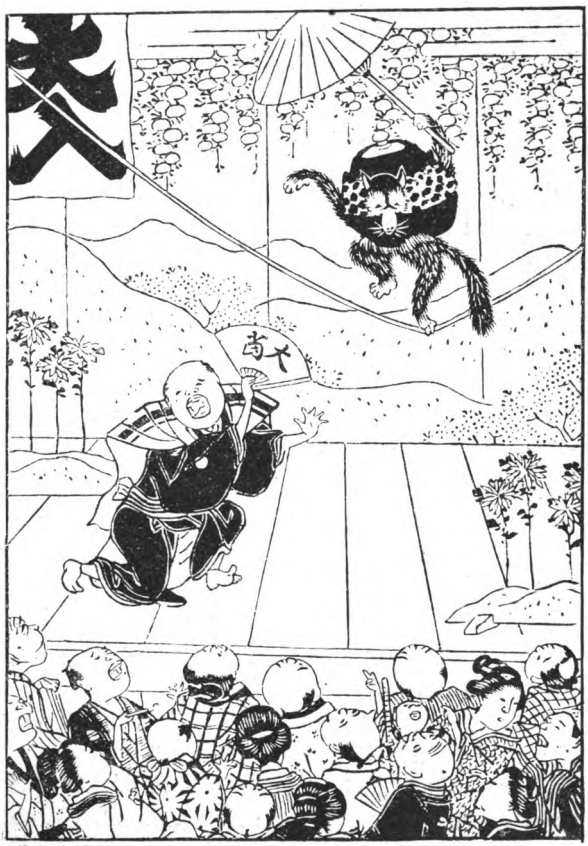


Fig. 23. Der Klempner läßt den verzauberten Theekessel vor dem Publikum tanzen.

deponiert und wie ein Heiligtum verehrt wurde. — — — —

Fast ebenso bekannt, wenn auch nicht in dem Maße berühmt und auf dem Theater zur Darstellung gebracht, ist die folgende Geschichte von Tanuki, in welcher der Schelm ein böses Ende

Digitized by Google

findet. Daß die Rache für schlechte Thaten in den Händen des Hasen liegt, des Meister Lampe, den wir in Deutschland eigentlich nur als Opfer des Reinecke Fuchs kennen, ist eine japanische Eigentümlichkeit, die uns aber nicht auf den Gedanken bringen darf, die japanischen Hasen wären etwa klüger wie die unseren. Von einer solchen Thatsache ist mir nichts bekannt.

Der krachende Berg.

Einstmals lebte ein alter Mann und eine alte Frau mitsammen, die in ihrem Hause einen weißen Hasen hatten, auf den sie große Dinge hielten und der ihr Liebling war. Eines Tages kam ein Dachs, der in der Nachbarschaft wohnte, herbei und verspeiste das Futter, welches die alten Leute für ihren Hasen hingesetzt hatten. Darüber wurde der alte Mann böse und ganz wütend, ergriff den Dachs und hing ihn bei den Beinen an einen Pfosten auf. Dann ging er in den Wald, Holz zu fällen, während die alte Frau zu Hause blieb und Weizen stampfte für die Abendgrütze. Da that der Dachs mit Thränen in den Augen seinen Mund auf und sagte zu der alten Frau:

„Ich bitte euch, meine Dame, ich bitte euch, macht den Strick los!“

Die mitleidige Frau, der es ein gar zu grausames Ding zu sein schien, ein armes Tier in solcher Qual zu lassen, löste den Strick. Aber nicht so bald fühlte sich der Dachs frei, als das undankbare Geschöpf in einem Umsehen davon war, indem es schrie: „Dafür will ich Rache nehmen!“

Als der weiße Hase dies hörte, lief er schnell in den Wald, um seinen alten Herrn zu warnen. Der Dachs aber brach während der Abwesenheit des Hasen ins Haus ein und brachte die alte Frau um. Dann nahm er die Gestalt der alten Frau an, warf ihren toten Körper in den Kessel, machte eine Suppe daraus und wartete dann, bis der alte Mann aus dem Walde zurückkäme. Als dieser ganz ermattet und hungrig anlangte, sagte ihm das vermeintliche alte Weib:

Digitized by Google

„Komm, komm! Ich habe dir von dem Dachse, den du aufhingst, eine schöne Kraftsuppe bereitet. Setze dich und genieße ein gutes Abendmahl!“

Fig. 24. Die Geschichte von Tanuki und dem Hasen. Nach japanischer Buchillustration.

Mit diesen Worten setzte sie den Suppentopf vor ihn hin, und der alte Mann langte herzhaft zu, leckte seine Lippen und lobte die schmackhafte Kost. Aber kaum war er mit Essen fertig, da nahm der Dachs seine natürliche Gestalt wieder an und rief:

Digitized by Google

„O, du häßlicher alter Mann, du haſt dein eigenes Weib verzehrt. Sieh' ihre Knochen, die hier in der Küchengrube liegen!" — und mit verächtlichem Gelächter machte er ſich davon und verſchwand.

Entſetzt über das Geſchehene fing der alte Mann an, ein lautes Klagegeſchrei zu erheben, und während er ſein Schickſal bejammerte, kam der weiße Haſe nach Hauſe. Nachdem er erfahren, wie die Sachen ſtanden, beſchloß er, den Tod ſeiner Herrin zu rächen. Er ging zurück in den Wald und traf da auf den Dachs, der gerade vor ihm herging, ſchwer beladen mit einem Bündel von Reiſern und Brennholz. Der Haſe ſchlug Feuer und zündete von hinten die Reiſer an, ohne ſich dem Dachs zu zeigen. Als dieſer das Kniſtern des auf ſeinem Rücken brennenden Holzes vernahm, rief er:

„Hallo! was iſt das für ein Geräuſch?"

„O," — antwortete der Haſe — „hier umher nennt man das den kniſternden Berg. Dieſer Lärm wird in der Gegend beſtändig gehört!"

Und als das Feuer an Stärke zunahm und Piff! Paff! Puff! emporflackerte, ſagte der Dachs wieder:

„O Himmel, was kann denn das für ein Lärm ſein?"

„Dies wird der Piff! Paff! Puff! Berg genannt," — antwortete der Haſe. —

Aber plötzlich verſengte das Feuer den Nacken des Dachſes, ſo daß er, vor Schmerz ſchreiend, die Flucht ergriff und in einen Fluß ſprang, welcher nahe dabei war. Obwohl nun das Feuer von dem Waſſer gelöſcht wurde, ſo war doch ſein Nacken angebrannt und ſo ſchwarz wie eine Kohle. Der Haſe, der nun Gelegenheit fand, den Dachs nach Herzensluſt zu peinigen, bereitete ein Pflaſter von Cayennepfeffer, das er zu des Dachſes Wohnnng brachte; indem er vorgab, großes Mitleiden mit ihm zu haben und ein ſouveränes Mittel gegen Brandwunden zu beſitzen, applizierte er ſein hitziges Kataplasma dem Nacken ſeines Feindes. O! wie das peinigte und kniff! und wie der Dachs nun vor Schmerz heulte und ſchrie!

Digitized by Google

Als er nach einigen Tagen wieder genesen war, ging er zum Hause des Hasen, in der Absicht, ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er ihm so viel Schmerz verursacht habe. Da-

Fig. 25. Der Hase bringt Tanuki um. Nach japanischer Buchillustration.

selbst angekommen, fand er, daß der Hase sich ein Boot gebaut hatte.

„Wofür habt ihr denn dies Boot gebaut, Herr Hase?" — fragte der Dachs.

Digitized by Google

„Ich will zu der Hauptstadt des Mondes reisen," — antwortete der Hase. — „Möchtest du nicht mit mir gehen?"

„Ich danke dir, ich habe schon genug gehabt von deiner Reisegesellschaft bei dem krachenden Berge, wo du mir einen so bösen Streich spieltest. Ich will mir lieber für diese Reise mein eigenes Boot bauen," — antwortete der Dachs und begann sogleich, für sich ein Boot aus Lehm zu gestalten.

Als der Hase dies sah, lachte er verstohlen in seinen Ärmel, und nachdem sie fertig geworden waren, ließen sie ihre beiden Boote zugleich von Stapel laufen ins Wasser. Die Wellen schlugen gegen die Boote. Aber das des Hasen war von festem Holze, während das des Dachses nur von Lehm war, und da sie nun den Fluß hinunterruderten, fing das letztere an, Risse zu bekommen. Da erhob sich der weiße Hase in seinem Schiffe, ergriff sein Ruder, schwenkte es hoch in die Luft und schlug das Boot seines Feindes völlig in Stücke und dazu auch diesen selbst.

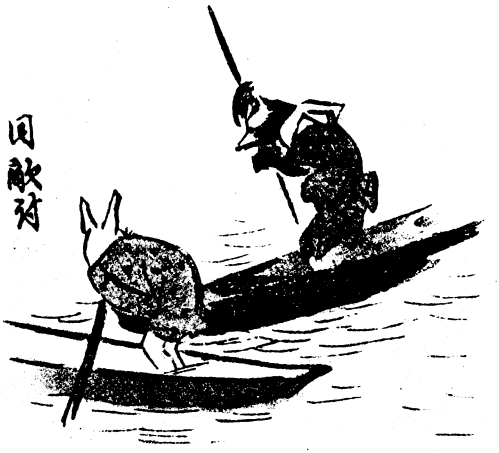


Fig. 26. Tanuki im Lehmkahn. Nach Hiroshige.

Als darnach der alte Mann vernahm, daß der Tod seines Weibes gerächt worden sei, wurde er von Herzen froh, pflegte und liebkoste nun mehr als je zuvor seinen Hasen, dessen tapfere Thaten ihm Veranlassung gaben, den rückkehrenden Frühling willkommen zu heißen. — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Es liegt im Wesen der primitiveren Kunst des Fabulierens, bei der Tierbeobachtung die verschiedensten Schicksale zu berücksichtigen. Sogar dann, wenn die Tiere hohe mythologische Eigenschaften repräsentieren, bleibt das Schicksal ein schwankendes. Ich habe in den „Flegeljahren der Menschheit" verschiedenes vom

Fig. 27. Dieses und die folgenden sind Illustrationen aus der ältesten Ausgabe des Reinecke Fuchs von 1498. — Der Widder Bellin kommt mit der Tasche, in welcher sich das Haupt Lampe's befindet, zu Hofe.

Raben bei den Nordwestamerikanern erzählt. Im Raben ist hier das Schicksal der Sonne geboten. Der Rabe ist eine Prometheusnatur. Und doch ist er nicht immer der große, starke Held, dessen Leben sich in großen Schicksalen abspielt. Vielmehr treten seine natürlichen Eigenschaften als Rabe mit besonderer Betonung

Digitized by Google

Fig. 28.

Der Dachs und Reinecke frühstücken einige Tauben, ehe sie sich wieder zu Hofe begeben.

hervor. Er ist der listige Kumpan, der die Sonne stiehlt und die anderen Tiere zum Narren hat. Dabei fällt er aber selbst auch herein. Es giebt so manche lustige Geschichte von ihm, in der er in kümmerlicher Weise den Kürzeren zieht.

Diese niedere natürliche Art des Fabulierens äußert sich auch in der letztbeschriebenen Tanukigeschichte. Wir werden sie sogleich wiedertreffen in einer Erzählung der Aino, in welcher die Füchse von einem Bauern zum Narren gehalten werden. Solcher Fabulierungsweise steht die höhere Dichtung gegenüber, welche die Eigenart eines Tieres, seinen Triumph oder sein Unterliegen, festhält. Deshalb reiht sich der nächsten Geschichte

Digitized by Google

gleich eine Besprechung des deutschen Reinecke Fuchs am geschicktesten an. Der deutsche Reinecke Fuchs repräsentiert eine Fabelkomposition der höheren Dichtkunst.

Die genarrten Füchse.

(Ainofabel; über die Aino vergl. Kap. IV.)

Ein Mann ging in die Berge, um Bast zu sammeln und Taue daraus zu machen und fand eine Höhle.

Zu dieser Höhle kam ein Fuchs, der folgendermaßen in menschlicher Sprache redete, obwohl er ein Fuchs war:

„Ich weiß etwas, woraus wir großen Gewinn ziehen können, laß uns morgen hingehen."

Fig. 29.
Im Hintergrunde kommt Reinecke mit seinem Vetter. Im Vordergrunde klagen die Tiere.

Digitized by Google

Darauf erwiderte der Fuchs, der in der Höhle war:

„Was meinst du für ein gewinnbringendes Geschäft? Höre, wenn es mir vorteilhaft zu sein scheint, werde ich mitgehen, sonst nicht."

Der Fuchs, der draußen war, sprach:

„Das vorteilhafte Geschäft ist dies: Morgen, zur Zeit des Mittagessens, werde ich hierher kommen, du mußt mich erwarten und wir wollen dann zusammen fortgehen. Wenn du die Gestalt eines Pferdes annimmst und ich die eines Mannes, der auf dir reitet, und wir gehen dann zusammen fort, so können wir hinab zur Küste gehen, wo Menschen wohnen, die große Mengen von Nahrung und allerhand andere Dinge besitzen. Unter diesen Menschen ist sicherlich einer, der ein Pferd braucht, und an den werde ich dich verkaufen. Dafür kann ich dann eine Menge kostbarer Dinge und Lebensmittel einhandeln. Darauf mache ich mich davon, du in deiner Pferdegestalt wirst auf die Grasweide geführt und irgendwo am Hügelabhange angebunden werden. Dann werde ich kommen und dir zur Flucht verhelfen. Wir werden die Lebensmittel und die sonstigen Kostbarkeiten gleichmäßig unter uns verteilen und beide Gewinn davon haben."

So sprach der Fuchs, der außerhalb der Höhle war. Der Fuchs im Bau war es sehr zufrieden und sprach:

„Komm und hole mich morgen zeitig ab, wir wollen zusammen gehen."

Der Mann hatte im Schatten eines Baumes verborgen gestanden und alles gehört. Darauf ging der Fuchs, der vor der Höhle gewesen war, davon, und auch der Mann ging zum Abend nach Hause. Am nächsten Morgen aber kam er zurück zur Höhle und sprach, indem er die Stimme eines Fuchses nachahmte, der am Tage vorher vor der Höhle gewesen war:

„Hier bin ich, komm schnell heraus. Wenn du dich in ein Pferd verwandelst, so wollen wir zur Küste hinabgehen."

Der Fuchs kam heraus, es war ein wohlgenährter Fuchs. Der Mann sprach zu ihm:

Digitized by Google

„Ich habe mich schon in einen Menschen verwandelt. Wenn du dich in ein Pferd verwandelst, so schadet es nichts, wenn uns auch andere Leute sehen.“

Der Fuchs schüttelte sich und wurde ein großes braunes Pferd. Sie gingen nun zusammen ihres Weges und kamen zu

Fig. 30. Die Äffin redet dem Könige und der Königin freundlich zu, sie möchten doch der guten Thaten gedenken, welche Reinecke vollführt hat.

einem sehr reichen Dorf, wo alles in Hülle und Fülle zu finden war. Der Mann sprach:

„Ich möchte dieses Pferd verkaufen, falls jemand eines zu kaufen wünscht.“

Da das Pferd sehr schön war, wollte es jeder gern haben. Der Mann tauschte es gegen eine Menge Lebensmittel und Kostbarkeiten um und machte sich dann davon.

Digitized by Google

Nun war das Pferd aber so hervorragend schön, daß sein neuer Besitzer es nicht herauslassen wollte, sondern es immer im Stalle behielt. Er schloß Thüren und Fenster und schnitt Gras, um es zu füttern. Aber obwohl er ihm dies grüne Futter brachte, konnte das Pferd kein Gras fressen (da es eigent-

Fig. 31. Der letzte Zweikampf.

lich ein Fuchs war), es wollte nur Fische fressen. Nach vier Tagen war es dem Tode nahe. Zuletzt entkam es durch ein Fenster und lief nach Hause. Als der (wieder verwandelte) Fuchs zu der Wohnung des anderen Fuchses kam, wollte er ihn töten, aber da erfuhr er, daß nicht sein Genosse ihm den Streich gespielt hatte, sondern ein Mensch. Beide Füchse waren daher

Digitized by Google

sehr zornig und verabredeten, den Menschen zu suchen und ihn zu töten. Aber obwohl die Füchse diesen Entschluß gefaßt hatten, kam der Mann zu ihnen, entschuldigte sich demütig und sprach:

„Ich kam damals, weil ich Euch bei Eurer Verabredung belauscht hatte und habe Euch betrogen. Ich will Euch aber hinfort Reisbier (Sake) brauen und die göttlichen Symbole für Euch aufstellen und Euch anbeten für immer. Davon werdet Ihr größeren Gewinn haben, als wenn Ihr mich tötet. Auch Fische will ich Euch bringen jedesmal, wenn ich einen guten Fund thue, als Zeichen der Anbetung. Wenn ihr damit einverstanden seid, so werden die Geschöpfe, die da Menschen heißen, Euch für ewig anbeten."

Als die Füchse dies hörten, sprachen sie:

„Das ist in der That vortrefflich und gefällt uns sehr."

So sprachen die Füchse und so kommt es, daß alle Menschen, Japaner und Aino, den Fuchs anbeten. — — — — —

Nunmehr wollen wir aber die großartigste Form der Tierfabel, welche jemals entstand, eine großartige Leistung deutschen Geistes besprechen: unsern Reinecke Fuchs.

Das deutsche Tierepos.

In der herrlichen Pfingstzeit war es, als der gewaltige Nobel, der Löwe, der Herrscher aller Tiere, alle seine Unterthanen zu sich entbot, Hof hielt und zu Gerichte saß. Da kamen sie von allen Seiten, die Tiere des Nordens und Ostens und Westens und Südens; sie kamen alle bis auf einen: Reinecke der Fuchs blieb fern.

Der Schlaue wußte recht wohl, weshalb er gerade damals sich dem Gebote des Königs entzog. In ungebundenem Leichtsinne hatte er der angeborenen Schläue, der Lust an Streichen und am Raube nachgegeben, hatte bald diesen, bald jenen zum Narren gehabt, hatte Vögel gemordet und seinen ange-

Digitized by Google

borenen Feinden, zumal Isegrimm, dem Wolf, nebst seinem Weibe gar jämmerlich mitgespielt.

Er hatte recht geahnt. Kaum hatte die Tagung angehoben, da trat Isegrimm vor und wußte gar schreckliche Dinge zu erzählen, die Reinecke ihm und seinem Weibe angethan. Seinen Klagen schloß Wackerlos, ein Hündchen, sich an. Der Ferne hatte ihm eine Wurst gestohlen, die er selber mit Mühe sich angeeignet. Nur einer trat für Reinecke in die Schranken, sein Neffe, der Dachs Grimhart. Er wußte mancherlei vorzutragen, daß sein böses Licht auf die Ankläger warf. Reinecke hatte für den Wolf und sich einst Fische erobert; doch der Wolf hatte sie hastig verschlungen, hatte Reinecke nichts abgegeben. Solches und ähnliches wäre wohl geeignet gewesen, die Stimmung der Versammlung, den Zorn gegen Reinecke zu mildern, wenn nicht just eine noch schwerere Anklage gegen den Abwesenden erhoben worden wäre. Ein Leichenzug nahte. Es waren die Hähne, voran Henning. Sie trugen Kratzefuß, die beste aller eierlegenden Hennen ohne Hals und Kopf herbei. Auch dieses hatte Reinecke verschuldet. Die tiefe Trübsal, die große Trauer, die bei solchem Anblicke die Versammlung packte, brachte auch den letzten Verteidiger Reineckes, den guten Grimhart zum Schweigen. Herrlicher Zorn erfaßte da den König. Und allsobald rief er Braun, den Bären, daß er hingehe zu Reineckes Feste, daß er

Fig. 32. Dieses und die folgenden Illustrationen zu Reinecke Fuchs, Ausgabe 1650. — Der Hahn klagt wider Reinecke.

Digitized by Google

dem schwer Angeklagten den Befehl überbringe, er solle allsogleich vor dem Hofe erscheinen, sich zu verteidigen oder die verdiente Buße zu erleiden.

Braun, der Bär, zog von dannen. Wohl war ihm der Ratschlag gegeben worden, sich ja zu hüten vor den Listen des frechen Fuchses, aber der Rat allein gab ihm nicht die Ruhe. Er kam an das Thor von Malepartus, dem festen Wohnsitze Reineckes. Die Thür war verschlossen, doch ein durch die Ritze hineingerufener Bericht seines Auftrages hatte zur Folge, daß der Fuchs allsobald erschien.

Fig. 33. Der Bär beim Honigsuchen.

Freundlich lächelnd erklärte der Pfiffikus, daß er sehr wohl bereit sei, morgen früh mit zu Hofe zu ziehen; er könne sich gar nicht genug freuen, daß man gerade Braun, seinem lieben Gönner und Freunde, den Botenauftrag gegeben habe; es wäre ihm ein großes Vergnügen, Braun heute Abend und über Nacht bei sich zu Gaste zu sehen; er wisse wohl, daß Braun gern Honig esse, und sie wollten sich nur allsogleich auf den Weg machen, solchen bei Rüsteviel, dem Bauern, zu holen. Braun war tiefbeglückt. Honig! Seine Lieblingsspeise und gar in großen Massen!

Sie zogen zu Rüsteviels Hof.

Da lag ein großer Baumstamm, der war auf der einen Seite gespalten und ward von einem Keile auseinander gehalten. In dem Spalt sollte der Honig sein. Alsbald steckte der

Digitized by Google

gierige Bär Kopf und Vorderfüße in den Schlitz. Kaum hatte er aber dieses gethan, so zog Reinecke den Keil heraus. Die auseinander gesperrten Teile schnellten zusammen; der Bär war gefangen. Der Fuchs spottete; der Bär schrie; die Bauern eilten herbei; sie warfen mit Steinen, schlugen mit Knüppeln, Braun riß mit Gewalt; endlich hatte er den Kopf und die Füße heraus, aber das Fell hatte er in dem Spalte gelassen.

So kam er an den Hof des Königs zurück.

Entsetzen! Ein Bote des Herrschers so mißhandelt! Der König in großem Zorne entsandte hierauf Hinze, den Kater, mit verschärfter Botschaft nach Malepartus. Reinecke empfing ihn freundlich. Warum sollte er nicht mitkommen? Zumal jetzt, wo ein so lieber Freund, der ihn sicher verteidigen würde, als Bote zu ihm gekommen sei! Mit dem Bären, — ja das wäre etwas ganz anderes gewesen, das war ein plumper Wicht, der in grober Weise befehlen wollte, ein hochmütiger Geselle, der sich Wunder was auf sich einbildete. Da sei er, Hinze, doch ein ganz anderer Kerl. Hinze solle nur gleich mit zum Abendessen kommen, es würde schönen Honig geben und Frau Ermelin, die Füchsin, würde sich sehr über den Besuch freuen.

Fig. 34. Braun, der Bär, wird von den Bauern verprügelt.

Honig? Nein, Honig ißt Hinze nicht. Aber er ist ganz bescheiden, er will zufrieden sein, wenn er ein Mäuslein, nur ein kleines Mäuslein zum Abendessen erhält. — Mäuse? Nichts

Digitized by Google

als Mäuſe? Mein Gott, wenn's weiter nichts iſt, — da gehen wir nur gleich hinüber zum Pater, der hat in ſeiner Scheune ſooo dicke und ſooo fette Mäuſe. — Hinzes Augen leuchten.

Fig. 35.
Reinecke zeigt Hinz, dem Kater, den Eingang ins Mäuſereich.

Reinecke hat bei dieſem Pater vor einigen Tagen Hühner geſtohlen. Er weiß, daß ein ſchönes Fangeiſen im Loche in der Mauer angebracht iſt. „Bitte gehen Sie nur hinein!" ſagt er zu dem Kater. Hinze ſpringt, ſchreit auf, iſt gefangen. Leute kommen herbei, und während der Fuchs freundliche Worte an Hinze richtet, wird der Arme fürchterlich durchgebläut.

Faſt noch ſchlimmer zugerichtet als Braun kam auf ſolche Weiſe auch der zweite Bote ohne Reinecke zu Hofe zurück. Man ſah wohl ein, daß es ſchwer war, den Sünder zu erwiſchen. Um aber den Zorn des Königs etwas zu beſchwichtigen, erklärte ſich

Fig. 36.
Hinz wird von den Pfarrersleuten arg zugerichtet.

Digitized by Google

Grimhart, der Dachs, bereit, seinen Oheim zur Fahrt an den Hof zu überreden.

Was den Feinden nicht gelungen war, gelang dem Freunde und Vettern. Zwar war Frau Ermelin sehr traurig, zwar ward Reinecke der Abschied von Weib und Kind sehr schwer, sie machten sich aber doch gar bald auf den Weg. Ja, wenn das nun so gerade aus zum König gegangen wäre, so ohne alle Hindernisse, dann wäre das ja ganz schön gewesen. Aber kaum hatte Reinecke dem gutherzigen Grimhart alle seine Sünden gebeichtet und von diesem Absolution erhalten, da kamen sie an einem Hühnerhofe vorbei. O weh! Fast wäre der Fuchs wieder in seine alten Sünden verfallen. Wäre Grimhart, der Bedächtige, der Redegewandte, der Fromme nicht zugegen gewesen, Reinecke wäre sicher, statt an den Hof des Königs zu kommen, auf dem Hühnerhof gestrandet.

Fig. 37. Grimhart führt Reinecke zu Hofe.

Sie kamen zu Hofe. Klagen über Klagen wurden erhoben. Das blutige Haupt Brauns und der zerfetzte Rock Hinzes bildeten allein schon eine schwere Belastung. Fast schien es diesmal nichts zu helfen. Reinecke ward gebunden, — jämmerlich war ihm zu Mute; er ward zum Galgen geführt, — sorgsam klügelte er vor sich hin; er ward bis an den Strick gebracht, — da hatte er auch schon seinen Plan vollendet.

Beichten wollte er, nichts als beichten! Man konnte es doch nicht verlangen, daß er ohne Beichte sterbe. Die Beichte

Digitized by Google

gestattete man ihm. Es war eine sehr eigenartige Beichte. Wohl erzählte er erst einige Sünden, die er begangen, dann aber kam er darauf zu sprechen, was er dem Könige doch alles Gutes erwiesen habe. Wo wäre der König heute ohne ihn? Er sei es gewesen, der, als sein Vater und Isegrimm und Hinze und Grimhart die große Verschwörung beschlossen hätten, den König dadurch gerettet hätte, daß er den großen Schatz, den Stützpunkt der Verschwörung, beiseite gebracht habe.

Fig. 38. Reinecke wird gefesselt.

Fig. 39. Reinecke wird zum Strang geführt.

Schatz? Verschwörung?

Was er mit dem Golde zu thun hatte, das mußte der König wissen. Er befahl Reinecke, herabzusteigen und ihm genauer zu erzählen. Da kam es dem Schelm nicht darauf an seinen Vater und Grimhart, den Freund, zu verleumden und eine böse Geschichte zu erfinden. Der Vater Reineckes habe einst einen Schatz gefunden, in dem Schatze hätte auch eine

Digitized by Google

Krone gelegen. Mit dem Schatze hätten sie ein Söldnerheer aufbringen wollen, hätten den König stürzen, dem Bären die neue Krone auf den Scheitel drücken wollen. Doch er, Reinecke, sei sorgsam gewesen; er habe es erlauscht, was die andern vorgehabt hätten; wie sein Vater auf Werbungen in Welschland herumgezogen sei, habe er den Schatz beiseite gebracht. Zurückgekehrt, sei sein Vater aus Gram darüber gestorben. Das Leben des Königs wäre gerettet worden.

Hm! Das war nun so eine Geschichte. Sollte man dem Pfiffigen trauen? Man hätte nichts geglaubt, aber der Schatz! die schöne Goldkrone! — Ja, könnte man nicht wenigstens einmal den Schatz sehen?

Fig. 40. Reinecke besteigt das Schaffot.

Damit hatte der Fuchs gewonnen. Noch einige Redekünste, ein Preisen der goldenen Gaben, und er stand in der alten Gunst bei Hofe. Er gab nun zu, daß er mancherlei gesündigt habe. Er wolle aber Buße thun, wolle nach Rom und dann über das Wasser nach Jerusalem wallfahrten.

Das war eine schöne Hoffnung für den Hof. Erstens der Schatz, dann Reinecke als Reuiger und Anständiger wieder als Ratgeber, — das mußte man unterstützen.

Reinecke war aber nicht nur damit zufrieden, daß er sich selbst aus der Schlinge gezogen hatte, jetzt sollten seine Feinde erst noch büßen. Er erbat sich eine Reisetasche aus dem Felle

Digitized by Google

Brauns, des Bären, ein Paar Schuhe von Isegrimm und eins von dessen Weib. Die sollten ihm auf der Reise von Nutzen sein. Dem Wunsche kam man nach und Reinecke war gar bald ausgerüstet. Als er von dannen zog, mußten alle Tiere ihm Ehrenbezeugungen erweisen, mußten den Wallfahrer ein Stück Wegs begleiten.

Bellin, der Bock, und Lampe, der Hase, gingen sogar mit bis nach Malepartus, und während dort Bellin vor der Thüre wartete, ging Lampe mit hinein, um Frau Ermelin zu trösten, die es sicher sehr ergreifen würde, wenn sie höre, daß ihr Gatte eine so weite Reise bis nach Rom und über das Wasser vorhabe.

Fig. 41. Reinecke erzählt Nobel und dessen Gattin von den Schätzen.

Bellin wartet vor der Thür. Wohl hört er einige Schreie drin, aber Bellin ist nicht sehr klug. Bald kommt denn auch Reinecke heraus und sagt, Lampe wolle noch ein wenig bei seiner Frau, die eine Verwandte Lampes sei, verweilen und sie trösten, denn es habe doch die gute Frau sehr mitgenommen. Bellin möchte doch aber an den Hof zurückgehen, möchte hier die Tasche, die von Brauns Fell hergestellt worden war, mitnehmen, möchte dieselbe dem König geben. Es seien sehr wichtige Briefe darin, Briefe, sehr schmeichelhaft für den König und außerdem ehrenhaft für den Überbringer. Um seinem lieben Freund, dem Bellin, einen Gefallen zu thun, habe Reinecke in dem Briefe geschrieben, daß Bellin es gewesen, er, der kluge Bellin, welcher

Digitized by Google

Reinecke die besten Gedanken eingegeben habe. — Bellin war gerührt.

Das Schaf zog stolz mit seiner Tasche zu Hofe. Vor versammeltem Volke überreichte es sie dem König und bemerkte schüchtern, er müsse allerdings zugeben, daß die besten Gedanken, die in dieser Tasche jetzt verkörpert wären, von ihm selbst, von Bellin stammten.

Die Tasche wird geöffnet.

Wehe! Nur Lampes blutiges Haupt kommt zu Tage!

Fig. 42. Reinecke nimmt Abschied vom Hofe.

Mit dieser Schandthat hatte Reinecke auch den kaum erworbenen Ehrenposten, das kaum zurückeroberte Vertrauen wieder verloren. Seine Feinde wurden sofort aus der Kerkerhaft, in welcher sie sich noch befanden, befreit, und Bellin, der sich ja nach eigener Angabe als Mitschuldiger an dem bösen Morde beteiligt hatte, ward dem Wolfe und seinen Genossen als Sühnopfer zum Fraße überlassen.

Gleichzeitig trafen von allen Seiten schwere neue Anklagen gegen Reinecke ein. Ein neuer Reichstag wird eröffnet, aufs neue wird Reinecke an den Hof befohlen, sich zu verteidigen und sein Verschulden zu büßen. Käm er jetzt nicht sogleich, dann wollte der König Reinecke und seine Verwandtschaft mit Krieg überziehen und vernichten.

Digitized by Google

Eilig lief Grimhart, Reineckes beſter Freund, nach Malepartus, um zu warnen. Reinecke war nicht ſehr bedrückt; vielmehr hielt er es für zeitgemäß, ein fröhliches Mahl einzunehmen und ſich zu beluſtigen. Dann erſt machten ſie ſich auf den Weg.

Fig. 43. Die Tiere geben Reinecke ein ehrenvolles Geleit.

Sie kommen zu Hofe, alles fällt über Reinecke her, doch Reinecke weiß ſich zu verteidigen. Es iſt zu Reineckes Nutzen, daß ſeine Muhme, das Affenweib, die Riginaw, des Abends dem König und ſeiner Gattin verſchiedene Geſchichten aus Reineckes Leben erzählt, welche den hohen Herrſchaften das Wohlwollen einigermaßen wiedergeben. Vor allem erklärt ſich der König bereit, Reinecke anzuhören.

Fig. 44. Reinecke bringt Lampe um, während Bellin wartet.

Hub nun aber ein Lügen an! z. B.: er, Reinecke, ſollte ſeinen Freund, ſeinen Liebling, ſeinen Günſtling, den ſüßen kleinen Lampe, getötet haben? das war ja ein ſchrecklicher Gedanke.

Digitized by Google

Nein, über diesen fürchterlichen Bellin, der immer so harmlos dreingeschaut habe! Das war ja ein unglaublicher Schurke! Nein!

Reinecke erzählte, er habe Lampe und Bellin an den König zurückgesandt, daß sie dem hohen Herrn einige Kleinodien überbrächten. Es war ein köstlicher Ring, ein prächtiger Spiegel und ein herrlicher Kamm. Die drei Stücke schilderte Reinecke. Wie er sie schilderte! Was war alles darauf eingeschnitten, die großartigsten Scenen aus seinem und seines Vaters Leben, Thaten, die sie z. B. vollführt hätten, um des alten Königs Leben zu erhalten. Zauberkräftig war der Ring gewesen, prunkend und ewig verschönernd der Kamm. Es war ja ganz klar, Bellin hatte, um jeden Zeugen zu vernichten, Lampe ums Leben gebracht, hatte die Schmuckstücke vergraben, Lampes Haupt in die Tasche gesteckt und so das häßlichste Licht auf ihn, Reinecke, geworfen, so daß dieser allerdings vor der Welt schwer kompromittiert erscheine! Nein, sei das eine Bosheit gewesen! Wie solle man nun nur die drei Schmuckstücke wiederfinden!

Fig. 45. Reinecke wieder vor dem König.

Hm! Da grübelte der König und sein Eheweib desgleichen gar emsig darüber nach, wie er wohl diese Kostbarkeiten erlangen könnte und je herrlicher Reinecke sie ausmalte, desto gewaltiger wuchs des Herrschers Sehnen. So sprach er denn für seinen Teil Reinecke das Gnadenwort aus. Nur vor den andern solle er sich noch verantworten.

Digitized by Google

Am nächsten Tage dieser Reichssitzung erschien demnach der Wolf in den Schranken und reichte dem Fuchse den Fehdehandschuh hin.

Wir stehen vor dem letzten Bilde des Reinecke Fuchs. Am Abend vorher hat die Äffin ihm den Körper glatt geschoren, hat zauberischen Segen über ihn gesprochen, hat ihn gefeit und ihm mancherlei guten Ratschlag erteilt. Jetzt blasen die Herolde die Fanfaren. Die beiden Feinde betreten die Schranken. Fast wäre es dem armen Reinecke, dem bei weitem Schwächeren, übel ergangen. Aber die List half auch hier. Sein glatter Körper war schwer zu packen, dann schleuderte er dem Wolfe den angefeuchteten Schwanz und Staubwolken ins Gesicht, und endlich wußte er den auf diese Weise halb Erblindeten an einer Stelle zu packen, wo er leicht verwundbar war. Der Fuchs war Sieger, er triumphierte über alle seine Feinde.

Fig. 46. Reinecke nimmt Isegrimms Fehdehandschuh an.

Reinecke zog als erster Minister des Königs und hoch in Ehren gehalten nach Malepartus zurück. — — — — — —

Bekanntlich ist die erste Niederschrift schon ein Elaborat kriegerischer Schriftweise. In dem Epos sollten Zustände des menschlichen Lebens, der menschlichen Gesellschaft geschildert sein. Das Epos ist eben schon zum Gute einer höheren Kultur geworden.

Sehen wir von dieser Eigenschaft ab und vergegenwärtigen uns das, was auf die alte Entstehung dieser Sage zurückführt. Auf jeden Fall ist der Reinecke Fuchs ein Erbteil aus jener Zeit,

Digitized by Google

in welcher die Indogermanen noch ein Naturvolk waren. Wäre die Dichtung später entstanden, dann würde sie eben auf dem Boden einer höheren Moral stehen. Die Moral und eine fabula docet fehlen dem Reinecke Fuchs entschieden seinem Ursprunge nach. Was wir hier vor uns haben, ist sicherlich nicht eine ursprüngliche Schilderung, Charakterisierung oder Verhöhnung menschlicher Gesellschaftsformen. Der Reinecke Fuchs ist einfach das Genie, das Genie der Tierwelt, in dem jene gewaltige Schöpfungskraft, jene List und Tücke verkörpert sind, die dem Menschen überhaupt den Weg zur Kultur geboten haben. Und das führt in sehr alte Zeiten zurück, in jene Zeiten, in denen sich der Mensch noch bewußt ist, daß er jedes Mittel anwenden mußte, um seine Herrschaft, seine Existenz, sein Leben durchzuführen.

Fig. 47. Der Zweikampf.

Es ist ganz natürlich und selbstverständlich, daß der ursprüngliche Mensch eine Moral in unserm Sinne nicht besaß. Sein Streben ging nur dahin, das Leben zu erhalten, das Leben behaglich zu gestalten. Eine Kritik der Handlungsweise gab es nicht. Genau das gleiche ist es, was im Reinecke Fuchs geschildert ist. Es ist hier der einfache, unbeirrte Wille repräsentiert. Damit aber stehen wir dem Quell aller dieser Dichtungsformen, dieser Fabeln gegenüber. Wie der Mensch in der Urzeit schlau war, schlau und pfiffig, so liebte er es auch, die Tiere zu schildern. Der Fuchs muß ihm sympathisch sein, er ist ihm sozusagen

Digitized by Google

geniales Vorbild, er findet in ihm das wieder, was ihn selbst groß gemacht hat.

Nur noch einige Worte über Ursprung und Verbreitung unserer Reineckesage. Schon im altindischen Heldengedicht gesellt sich ein gelehrter Schakal, der hier die Stelle des Fuchses einnimmt, nach Beendigung seiner Studien zu dem Ichneumon, der Maus, dem Wolf und dem Tiger, doch nur, um sie alle zu täuschen. Er läßt den Tiger eine Gazelle töten und schickt alle Tiere zur Waschung vor der Mahlzeit. Dann hetzt er den Tiger gegen die Maus, von der er behauptet, sie hätte geprahlt, den Tiger getötet zu haben. Er verleumdet einen gegen den andern, macht endlich dem Ichneumon weiß, er habe alle andern getötet, so daß der flieht. Nun ißt er seinen Braten allein auf.

Fig. 48.
Reinecke wirft Fische vom Wagen, die Isegrimm eifrig verschlingt.

Ich lasse noch einige Erzählungen der Lappländer folgen, die unserm deutschen Reinecke Fuchs so ähnlich sehen, daß man meinen könnte, sie wären dem deutschen Epos nachgebildet.

Der „Reinecke Fuchs" der Lappländer.

In der alten Zeit, als die Tiere noch sprechen konnten, waren der Bär und der Fuchs sehr gute Freunde, so daß sie zusammen säeten, ernteten, droschen und aßen. Aber der Fuchs

Digitized by Google

war faul und wollte nichts arbeiten, und so gelang es ihm, den Bären zu beschwatzen, daß er den Acker anbaute, den Pflug zog und das Getreide erntete. Es blieb nun noch das Dreschen übrig, an welcher Arbeit sich alle beide beteiligen sollten. Als sie eine Weile gedroschen hatten, hielt der Fuchs inne und stellte sich, als ob er horchte.

„Warum thust du das?" fragte der Bär.

„Hörst du es nicht, wie es auf dem Dache der Tenne knackt?" — antwortete der Fuchs.

„Nein!" entgegnete der Bär.

Sie begannen hierauf wieder zu dreschen, bis der Fuchs noch einmal seine Frage wiederholte.

„Da ist es vielleicht am besten, du steigst auf das Dach hinauf und hältst es fest!" — meinte der Bär.

Der Fuchs ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern sprang schleunigst auf das Dach, legte sich auf den von der Sonne am meisten beschienenen Platze nieder und wärmte sich hier, bis der Bär das Getreide fertig gedroschen und geschwungen hatte. Hierauf stieg er wieder vom Dache herab und sagte, daß ihm alle Glieder wehe thäten, weil er sich so übermäßig angestrengt hätte, das Dach zu halten, während der Bär drosch.

Nun sollte das Getreide geteilt werden. Der Fuchs meinte, es wäre nur recht und billig, daß der Bär den größeren Haufen bekäme; denn er habe ja am meisten gearbeitet. Der Bär dankte, und hierauf begannen sie zu essen: der Fuchs von dem Kornhaufen, der Bär aber von dem Spreuhaufen. Bald begann jedoch der Bär zu argwöhnen, daß es mit dem Edelmute des Fuchses nicht so weit her sei. Er sagte daher zum Fuchs:

„Wie kommt es denn, das es in deinem Munde „brisk, brask" lautet, wenn du kaust, in meinem aber nur „slisk, slask?"

„Das kommt natürlich daher, daß ich soviel Sand und Steinchen in meinen Haufen habe; das knirscht so, wenn ich esse", — antwortete der Fuchs.

Der Bär gab sich jedoch mit dieser Antwort nicht zufrieden, sondern kostete von dem Haufen des Fuchses. Da er nun

Digitized by Google

dahinter kam, daß er geprellt worden war, wurde er böse und wollte den Fuchs zerreißen. Dieser aber entwischte und versteckte sich unter einer Tanne. Der Bär eilte ihm nach, entdeckte ihn und schlug und biß nach allem, was er sah. Wenn er Wurzeln oder Steine biß, schrie der Fuchs: „Au! au! Du beißt mich in den Fuß!“ — wenn er aber wirklich den Fuß des Fuchses erwischte, dann lachte dieser und sagte: „Ha! ha! du beißest ja nur in die Wurzeln!“

Nachdem der Bär so lange in die Steine und Wurzeln gebissen hatte, bis er ganz ermüdet war, kehrte er wieder in die Dreschtenne zurück, um auszuruhen.

Ein Fuchs war einmal auf der Wanderung und kam zu einem Wege, wo kurz zuvor ein Berglappe mit einer Raide (einer Reihe hintereinander festgebundener Schlitten) gefahren war. Er setzte sich an den Rand des Weges und sprach zu sich selbst:

„Wie wär's, wenn ich mich tot stellte? Was würde wohl daraus, wenn ich mich tot anstellte und hier auf dem Wege so lange liegen bliebe, bis die nächste Berglappenraide vorüberkommt?“

Gesagt, gethan; der Fuchs legte sich auf den Weg, streckte die Beine aus und lag nun da, ganz so, als ob er tot und steif wäre.

Es dauerte auch nicht lange, so kam wieder ein Berglappe mit seiner Raide gefahren. Da dieser einen toten Fuchs auf dem Wege liegen sah, warf er ihn ohne Zaudern auf einen Kerris (Renntierschlitten) und schob ihn unter die Stricke, womit die Ladung festgebunden war. Der Fuchs rührte sich nicht und der Lappe fuhr weiter; es dauerte aber nicht lange, so fiel der Fuchs von dem Schlitten herab und der Lappe, der ihn für mausetot hielt, schmiß ihn auf einen andern Schlitten. Indes auch von diesem purzelte der Fuchs herab, weshalb der Lappe ihn endlich auf den hintersten Kerris warf, dessen Ladung aus

Digitized by Google

Fischen bestand. Nun war der Fuchs gekommen, wohin er wollte und fing alsbald an, wieder aufzuleben. Demnächst schob er sich ein wenig vorwärts und biß den Zugstrang durch, daher der Schlitten mitten auf dem Wege stehen blieb.

Da es eine sehr lange Raide war, merkte der Lappe anfangs keinen Unrat; nachdem er aber eine gute Strecke gefahren, fing es heftig zu schneien an und nun erst blickte er auf die Raide zurück und sah den hintersten Kerris verschwunden. Er spannte daher ein Renntier ab und machte sich mit demselben auf den Weg, um den zurückgebliebenen Schlitten aufzusuchen; allein dieser war nicht mehr sichtbar und bei dem heftigen Schneefalle keine Möglichkeit, ihn wiederzufinden.

Der Fuchs hatte sich inzwischen mit einem Fische davongemacht und unterwegs einen Bären angetroffen. Als nun dieser bemerkte, daß der Fuchs einen Fisch trug, so fragte er ihn:

„Wo hast du den Fisch her, Fuchs?"

„Ja," — sagte dieser, — „ich habe meinen Schwanz in einen Brunnen gesteckt, an dem richtige Leute (im Gegensatz zu den unterirdischen) wohnen und der Fisch hat sich daran festgehängt."

„Kannst du mir nicht raten, wie ich die Fische dazu bringe, sich auch an meinen Schwanz zu hängen?" fragte der Bär weiter.

„Du erträgst das nicht, was ich ertragen habe," — meinte der Fuchs.

„Oho!" — brummte der Bär, — „sollte ich das nicht ertragen können, was du, alter Bursche?"

„Nun gut, Großväterchen," — erwiderte der Fuchs, — „dann kannst du es versuchen und deinen Schwanz in richtiger Leute Brunnen tauchen, ich will dir den Weg weisen."

Er führte ihn also zu einem Brunnen hin und sprach:

„Schau, hier ist der Brunnen, wo ich meinen Fisch fing."

Da steckte der Bär seinen Schwanz ins Wasser, und der Fuchs spazierte inzwischen eine Zeitlang dort in der Nähe umher, damit der Schwanz des Bären in dem Eise gehörig festfrieren

Digitized by Google

Fig. 49. Diese und die folgende sind Illustrationen zu der großen illustrierten neuen Ausgabe von Goethes Reinecke Fuchs. Herausgegeben von Düntzer, gezeichnet von Gehrts. — Reinecke erzählt dem König, was er für ihn gethan, und welche Schätze er seinem Vater geraubt habe, um so dem Strange zu entgehen.

Digitized by Google

könne. Als er dann dafür hielt, daß dies geschehen sein müsse, fing er an, laut zu rufen:

„Kommet herbei, ihr braven Leute, mit Bogen und Spießen hier sitzt ein Bär und macht in euren Brunnen!"

Da kamen die Leute mit Bogen und Spießen herbeigelaufen und stürzten auf den Bären los; dieser aber fuhr empor und riß in der Hast seinen Schwanz glatt ab, während der Fuchs nach dem Walde lief und sich unter einer Föhrenwurzel verkroch. Dort sprach er zu seinem Fuße also:

„Was willst du thun, lieber Fuß, wenn ich verraten werde?"

„Ich will hurtig springen!"

„Was willst du thun, liebes Ohr, wenn ich verraten werde?"

„Ich will genau aufhorchen!"

„Was willst du thun, liebe Nase, wenn ich verraten werde?"

„Ich will weithin wittern!"

„Was willst du thun, lieber Schwanz, wenn ich verraten werde?"

„Ich will den Kurs steuern; lauf zu! lauf zu!"

Er war aber noch nicht fort, als der Bär bereits anlangte und an der Föhrenwurzel zu reißen und zu zerren anfing. Endlich erwischte er den Schwanz des Fuchses, zog ihn daran hervor und warf ihn sich auf den Rücken, worauf er mit ihm davon trabte. Unterwegs kam er an einem alten Baumstumpf vorüber, auf welchem ein kleiner bunter Specht in die Rinde hackte.

„Das waren bessere Zeiten", — klagte der Fuchs vor sich hin, — „als ich die kleinen Vögel bunt malte."

„Was sagst du da, alter Bursche?" — fragte der Bär.

„Ich? Ich sagte gar nichts", — antwortete der Fuchs; — „trage mich nur immer nach deinem Lager und friß mich auf."

Sie zogen weiter, aber es dauerte nicht lange, so kamen sie wieder an einem Specht vorbei.

„Das waren bessere Zeiten, als ich die kleinen Vögel bunt malte", — sprach wieder der Fuchs.

„Kannst du mich nicht auch bunt malen?" — fragte der Bär.

Digitized by Google

„Du erträgst die Schmerzen nicht und kannst die Arbeit alle nicht verrichten, die dazu erforderlich ist", — versetzte der Fuchs; — „dazu muß man eine Grube graben, Weidenbänder drehen, Pfähle einschlagen, Pech in die Grube thun und über dem allen Feuer anzünden".

„Das hilft nichts", — erwiderte der Bär, — „wie groß die Arbeit auch sein mag, ich will sie samt und sonders zustande bringen", — und allsobald machte er sich daran, die Grube zu graben.

Als er fertig war, band der Fuchs ihn am äußersten Rande fest, zündete dann Feuer an, und als es gehörig brannte, sprang er dem Bären auf den Rücken, worauf er die Weiden, mit denen dieser festgebunden war, durchzubeißen anfing. Der Bär glaubte, daß der Fuchs damit beschäftigt wäre, seinen Rücken zu verherrlichen und sprach:

„Haitis, haitis, rieppo gales! Heiß, heiß, alter Junge!"

„Ich dachte mirs gleich, daß du das bißchen Schmerz nicht ertragen würdest, welches jenes kleine Vögelchen ertrug", — sagte der Fuchs.

„Doch, doch!" — rief der Bär; bereits aber fingen seine Haare zu sengen an, und in demselben Augenblicke gab ihm der Fuchs, der eben die letzte Weide durchgebissen hatte, einen solchen Puff, daß er in die Grube hinunterstürzte, während er selbst zu Walde lief. Dort nun blieb er so lange, bis seiner Meinung nach alles verbrannt und erloschen war; worauf er mit einem Sacke nach der Grube zurückkehrte, die verbrannten Knochen in demselben sammelte und ihn auf dem Rücken tragend davonzog.

Unterwegs begegnete er wieder einem Lappen mit einer Raide, und der Fuchs schüttelte den Sack, so daß die Knochen darin klapperten und der Lappe, als er dies hörte, bei sich dachte: Klang es da nicht gerade wie Silber und Gold?

„Was hast du da?" — fragte er dann den Fuchs.

„Mein elterliches Erbteil", — antwortete dieser, — „wollen wir handeln?"

Digitized by Google

„Jawohl", — sprach der Lappe; — „doch zeige mir erst das Geld, womit du mich bezahlen willst!"

„Das kann ich nicht, denn es ist mein Erbe von Vater und Mutter; wenn du mir aber das Zugtier da geben willst und den Zweijährling da und den Dreijährling dort, dann sollst du den Sack bekommen und alles miteinander, was darin ist."

Der Lappe ging darauf ein, bekam den Sack und der Fuchs die Renntiere.

„Aber" — sagte der Fuchs, — „du darfst nicht eher in den Sack gucken, als bis du ein gutes Stück Weg fort bist; so über fünf oder sechs kleine Berge weg. Siehst du früher hinein, so wird alles Silber und Gold zu lauter verbrannten Knochen."

So zog denn jeder seines Weges, der Lappe mit dem Geldsack und der Fuchs mit den Renntieren. Jener aber konnte sich gleichwohl nicht enthalten, noch ehe er so über fünf oder sechs kleine Berge hinweg war, in den Sack zu gucken und fand bloß verbrannte Knochen darin. Er sah nun, daß der Fuchs ihn geprellt hatte und lief ihm deshalb auf Schneeschuhen nach. Als der Fuchs merkte, daß er verfolgt wurde, so wünschte er: „Quer durch, quer durch mit des Mannes Schneeschuhen!" — und in dem nämlichen Augenblicke brachen des Lappen Schneeschuhe mitten entzwei. Da nahm er ein Zugrenntier und jagte wieder dem Fuchs nach. Als nun dieser die neue Verfolgung merkte, so wünschte er: „Quer durch, quer durch mit des Renntiers Fuß!" — Und sogleich knackte der eine Fuß des Renntiers mitten entzwei und der Lappe mußte die Verfolgung aufgeben.

Nun zog der Fuchs in Frieden weiter bis zu der Stelle, wo er seine Mahlzeiten zu halten pflegte. Dort suchte er sich Leute zu verschaffen, die ihm beim Schlachten der Renntiere Hilfe leisten konnten, und er rief deshalb allerhand Raubtiere zusammen: den Bären, den Wolf, den Vielfraß, das Hermelin, die Maus, den Weißfuchs, die Schlange, die Natter und den Frosch; sie sollten seine Diener sein und ihm beim Schlachten helfen. Sie machten sich also daran, jedes auf seine Weise den

Digitized by Google

Fig. 50. Reineke erzählt dem König von dem Spiegel dem Ring und dem Kamm, welche Dinge er Bellin mitgegeben habe.

Digitized by Google

Renntieren das Leben zu nehmen. Der Bär schoß in die Kinnlade, deshalb findet sich in der Kinnlade des Renntieres ein Mark, welches noch heutzutage „der Bärenpfeil" heißt. Der Wolf schoß in den Hinterschenkel, deshalb findet sich da ein Zeichen wie ein Pfeil, welches „der Wolfspfeil" genannt wird; der Vielfraß schoß in den Nacken, weshalb das Renntier dort ein Zeichen von dem Pfeile des Vielfraßes behalten hat; das Hermelin schoß in die Kehle, deshalb findet sich an der Wurzel derselben ein Zeichen von diesem Pfeile; die Maus schoß in die Hufspalte, deshalb findet sich dort das Zeichen „der Mäusepfeil", die Natter schoß in den After, wo sich deshalb das Zeichen „der Natterpfeil" findet; der Weißfuchs schoß in die Ohrwurzel, weshalb sich auf der Hinterseite des Ohres ein ganz kleines Knöchelchen befindet, das „der Weißfuchspfeil" heißt; die Schlange schoß in das Darmfett, weshalb sich zwischen diesem und dem Darm ein Zeichen, genannt „der Schlangenpfeil", findet; der Frosch schoß in das Herzfett, und deshalb befindet sich zwischen diesem und dem Herzen ein kleiner Knorpel, welcher „der Froschpfeil" heißt. Auf diese Weise brachten sie alle Renntiere ums Leben.

„Nun gehe ich zum Bache, um den Unrat aus den Renntiermagen auszuspülen," — sprach der Fuchs und ging mit diesen hinter einen Stein, wo er heftig zu schreien und zu jammern anfing; gerade, als ob ihn jemand gepackt hätte und ihm den Garaus machen wollte, so daß die Raubtiere, als sie das klägliche Geschrei vernahmen, Angst bekamen und nach allen Seiten davonliefen; bloß das Hermelin und die Maus blieben zurück. Der Fuchs behielt also das ganze Fleisch für sich allein und wollte gerade zu kochen anfangen, als ein Berglappe herbeikam, und zwar eben der, welchen er so stark geprellt hatte.

„Was machst du da?" — fragte der Lappe; — „warum hast du mich belogen und mir verbrannte Knochen verkauft? und warum hast du alle Renntiere geschlachtet?"

„Lieber Bruder", — sprach der Fuchs mit kläglicher Stimme, — „glaube ja nicht, daß ich das gewesen bin; meine Kameraden haben das gethan und die Tiere geschlachtet".

Digitized by Google

In demſelben Augenblicke wurde der Lappe das Hermelin und die Maus gewahr, welche, mit Fett um das Maul beſchmiert, zwiſchen den Steinen umherſchlichen. Er ergriff daher den Haken, an dem der Kochtopf über dem Feuer hing, und ſchlug damit nach dem Hermelin; allein er traf es bloß an der Schwanzſpitze und deshalb iſt nur dieſe ſchwarz geblieben; die Maus jedoch traf er mit einem Brande dermaßen, daß ſie über und über am ganzen Körper ſchwarz geworden iſt. Inzwiſchen aber ſprang der Fuchs zu Walde.

Digitized by Google

Kapitel II.

Vom Krieg der Tiere und von guten und bösen Menschen.

(Vom Aufwachsen der Kulturfabel.)

Die Erzählungen des vorigen Kapitels haben den Triumph der List gefeiert. Bis in die hochkultivierte Menschheit hinein hatte das Motiv sich erhalten, ein Motiv, das mit der Moral der höheren Kultur nur dann etwas zu thun hat, wenn das eigentliche Genie eben alle Moralsätze umstößt. Der Reinecke Fuchs und die Personifikation der List, entsprungen aus den einfachsten, natürlichsten Auffassungen der Menschheit, haben sich erhalten, haben sich entwickelt und fortgebildet, bis endlich sogar ein Gewaltiger, ein Goethe, sich seiner angenommen hat. Also ein Motiv aus den tiefsten Schichten bis zur höchsten Höhe der Kultur sich lebendig äußernd!

Dem gegenüber soll in diesem Kapitel nun geschildert werden, wie die ersten Kulturregungen zart und kaum merklich bei den niedersten Völkern schon keimen und aufwachsen, an Gewalt und Umfang gewinnen, bis wir endlich die vollendete Moral vor uns haben. Man möchte so gerne sagen, unsere Moral sei eine Schöpfung unserer Kultur, d. h. eine Schöpfung der Kulturvölker. Gerade da möchte ich beweisen, daß es keine Gegensätze giebt, daß schon in den tieferen Schichten, ganz unten im Anfange der Kultur, dieselben Merkmale, die ersten Ahnungen

Digitized by Google

einer Moral auftauchen und sich äußern. Wie die Symptome der niederen Kulturdichtung bis in unsere Zeit reichen, so wurzelt die Kulturdichtung, welche bei uns erst zur rechten Entfaltung gelangt, auch da unten.

Ich baue dementsprechend eine Reihe von Fabeln, Märchen und Legenden auf, welche dem Leser diesen Entwickelungsgang vorführen sollen. Ich beginne mit einer Geschichte, welche fast nichts von Moral enthält, der sich dann dasselbe Thema mit moralischer Basis anschließt. Zunächst rede ich von den Italmenen auf Kamtschatka, gehe dann zu den Japanern über. Die Kamtschadalen gehören in einen weit ausgedehnten Kulturkreis, welcher die niederen Kulturformen am Nordrande der Erde repräsentiert. Ihre Erzählungen sind nicht immer sehr anmutig, aber außerordentlich charakteristisch. Bei ihnen spielt das Tier noch eine sehr bedeutende Rolle. Wir haben Erzählungen darunter, die trotz ihrer Urwüchsigkeit auch an unsere älteste Dichtungsform erinnern. Die Kämpfe zwischen den Tieren, zwischen Tiergruppen haben ja auch in unserer Litteratur eine reiche Verwendung gefunden. Des alten Rollenhagens „Froschmäuseler" ist in neuerer Zeit so oft wiederholt, so oft wieder in verständliche Ausdrucksweise gebracht, daß wohl jeder einmal die Bekanntschaft mit dem Froschmäusekrieg gemacht hat. Ich gebe nachstehend einige Illustrationen nach der alten Ausgabe des Froschmäuseler, folge textlich aber dem Kriegszuge Kutkas gegen die Mäuse.

Kutka und die Mäuse.

(Eine Legende der Italmenen.)

Diese Kamtschadalen haben Götter. Kutka soll deren oberster sein. Kutka soll die Welt geschaffen haben, er soll alles gemacht haben. Aber Kutka ist nicht sehr klug. Fast kann man sagen, er wär ein wenig dumm. Sicher ist, daß sein Weib, die Chachy, ihm in vielen Punkten überlegen ist. Sie hat einen ausnehmenden Verstand, wenn ihre Schönheit auch nicht sonderlich

Digitized by Google

bestechend ist. Der alte Steller bemerkt, daß sie dies vielleicht daher genommen, weil sie unter sich selbst den größeren Verstand, die bedeutendere Verschlagenheit bei den Jungfern und Frauen bemerkt hätten, wogegen in der That die Männer ein wenig zurückträten, auf welche Weise man sagen kann, bei den Italmenen hätten die Weiber die Hosen an. Also Chachy ist ein echtes italmenisches Weib.

Als Kutka am Kamtschatkastrom gewohnt hat, daselbst eine

Fig. 51. Diese und die folgenden Illustrationen zu Rollenhagens Froschmäuseler, Ausgabe von 1730. — Der Mäuseprinz vom Froschkönig begrüßt.

Jurte errichtet und Kinder erzeuget hat, da vernahm er einstmals ein Geräusch in seiner Wohnung, worüber er erschrocken aufgesprungen, oben auf seine Wohnung gegangen und sich allenthalben umgesehen. Als er nun in der Ferne an dem Seestrand etwas wahrgenommen hatte, so er nicht erkennen konnte, da ließ er sich von seiner Hausfrau Chachy seine Kleider, Mützen und Handschuhe, so von Rabenhäuten zusammengenäht waren, nebst seinen Bogen und Pfeilen geben, um zu erkunden, was vorginge. Nachdem er sich angekleidet und ausgerüstet hatte,

Digitized by Google

ging er an den Seestrand fort, und als er etwas erblickte, blieb er stehen und philosophierte davon, wie folgt:

„Sollten dies wohl Menschen sein, so ich sehe, so müßten sie sich bewegen; weil es nun unbeweglich, mag es wohl kein Mensch sein."

Darauf schlich er weiter vor und blieb abermals stehen, sprach bei sich selbst:

„Sollten es wohl Gänse sein?"

Fig. 52. Die Heerschar der Mäuse.

Aber er dachte, nein, es könnten keine Gänse sein, sonst müßten sie lange Hälse haben. Er näherte sich abermals der Sache und sprach:

„Es könnten wohl Seemöven sein!"

Doch verbesserte er sich, es könnten keine Möven sein, weil sie nicht weiß aussähen. Er ging derowegen noch näher hinzu, stand abermals voll Verwunderung still und sprach:

„Sollten es wohl Krähen sein?"

Doch dachte er, nein, es könnten keine Krähen sein, weil diese immer hin- und herhüpfen und niemals stille sitzen. Als

Digitized by Google

er nun endlich der Sache ganz gewiß werden wollte und noch näher kam, wurde er gewahr, daß es Mäuse wären, die einen von der See ausgeworfenen toten Seehund vor dem Kutka in dem Sand am Strande des Ufers vergruben. Sie wollten den Kutka betrügen, auf daß er des Seehundes nicht gewahr werden und ihn den Mäusen wegnehmen solle. Eine kleine Maus setzte sich also obenauf; die andern aber spielten untereinander, als ob sie Kutka nicht gesehen hätten; vorher aber haben sie alle

Fig 53. Die Mäuse rüsten ein Kriegsschiff aus.

untereinander verabredet auf alle Forderungen des Kutka eine abschlägige Antwort zu erteilen und in nichts einzuwilligen.

Als nun Kutka bei den Mäusen angekommen und die Spur von dem in den Sand verschleppten Seehund wahrgenommen hatte, fragte er, was das für eine Spur sei. Darauf antworteten die Mäuse:

„Wir haben mit dieser jungen Maus unser Spiel gehabt und sie bei den Füßen in dem Sande hin- und hergeschleppt."

Darauf sagte Kutka, der den Betrug merkte und die Spur erkannte, zu der einen Maus, er wolle sich schlafen legen und

Digitized by Google

zwar in ihren Schoß; sie solle ihm den Kopf kratzen und ablausen. Diese aber entschuldigte sich, sie hätte heute Sarana gegraben und es thäten ihr die Klauen weh. Darauf sprach er die nächste an. Diese sagte, daß sie über einen Fluß geschwommen und selbst sich allzu sehr ermüdet habe. Er hielt darauf bei der dritten an, und diese entschuldigte sich, daß sie Wurzeln gegraben und sich die Klauen abgestoßen habe.

Darauf bat Kutka die kleine Maus, die auf dem vergrabenen

Fig. 54. Die Mäuse und Frösche ziehen gegen einander an.

Seehund saß. Die andern winkten dieser zwar zu, sich nicht betrügen zu lassen, sie aber sprach aus noch minderjährigem Verstande:

„Lege dich nur hierher, Kutka!"

Während der Zeit, als er sich nun den Kopf säubern ließ, kratzte er mit den Händen heimlich den Sand weg, und fand so den verborgenen Seehund. Die Maus ermahnte darauf Kutka, er möchte sich umkehren und auf der anderen Seite lausen lassen. Da sprach aber Kutka:

Digitized by Google

„Ihr ungetreuen Mäuse, seht einmal her, was liegt denn hier?“

Die Mäuse aber entschuldigten sich, daß sie solches nicht wüßten, indem die Wellen vor ihrer Ankunft den Seehund mit Sand wohl überspült hätten. Kutka nahm also den Seehund auf die Schultern, trug ihn geradewegs nach Haus und ließ ihn von seiner Frau Chachy häuten, in Stücke schneiden und kochen. Darauf ward alles, sowohl das Fleisch als auch das Fett und die Gedärme, in eine besondere Schüssel gethan und beiseite gestellt. Kutka aber gebot seinem Weibe und seinen Kindern vor dem Morgen nichts davon zu essen.

In der Nacht nun kamen die Mäuse, welche den Plan fein ausgedacht hatten; sie stahlen alles, legten anstatt des Fleisches Torf, anstatt des Fettes faules Holz in die Schüsseln. Die Schüssel aber, wo die Eingeweide gelegen, ruinierten sie; an beide Seiten vor dem Feuerherd steckten sie spitzige Pfähle in die Erde, sodaß Kutka sich darauf spießen solle; sie verzehrten aber den Seehund und lachten weidlich über Kutka, der nur den Koch für sie gespielt habe.

Mit anbrechendem Tage rief Kutka seine Kinder aus dem Schlafe, damit sie Feuer in der Jurte anlegen sollten. Als diese aber allzu fest schliefen, stand Kutka selbst auf und sagte:

„Junge Leute schlafen schwer und süß.“

Als sich nun Kutka setzen wollte, um Kohlen aus der Asche hervorzusuchen, stach er sich den einen Pfahl in den Körperteil, welcher zwischen Rücken und Beinen gelegen ist, worauf er mit großem Geschrei und Schmerzen auf die andere Seite sprang, aber auch dort nicht besser bezahlt wurde. Als er endlich Feuer angelegt und seine Kinder aufgeweckt, befahl er seinem ältesten Sohn, die gestern Abend beiseite gestellten Speisen herbeizubringen. Dieser aber antwortete:

„Was, Fleisch? Was, Fett? Torf! Faules Holz und stinkendes Wasser ist hier!“

Kutka entrüstete sich dergestalt über diese Rede, daß er seinen Sohn weidlich abprügelte; als er aber selbst hinzusah und sich betrogen fand, sprach er:

Digitized by Google

„Die verfluchten Mäuse haben mir diesen Possen gespielt! Ich will sie dafür alle massakrieren und gänzlich ausrotten; gebt mir geschwinde Bogen und Pfeil!“

Die Mäuse hingegen, so sich den Zorn des Kutka schon vorgestellt, kamen ihm entgegen und sprachen:

„Lieber Kutka, wir sind strafwürdig vor dir, aber siehe, daran ist unser diebisches Naturell, Leckerhaftigkeit und unbesonnene Rachbegierde schuld. Was hast du aber für Vorteil

Fig. 55. Der Zweikampf der Herrscher.

von unserer gänzlichen Vertilgung? Schenke uns doch das Leben, wir wollen es nicht wieder thun und ins künftige beständig Arbeiter für dich und die deinigen sein, wollen Sarana, Sikui und andere Wurzeln graben, Cedernnüsse und Beeren sammeln! Wir haben auch schon einen Selago oder Tollkuschi für dich fertig, sei so gut und iß dich bei uns satt.“

Kutka dachte, die Mäuse sprächen wohl eine vorteilhafte Wahrheit; außerdem stiegen ihm die Düfte guter Speisen schon entgegen. Also setzte er sich hin, aß sich ordentlich satt und schlief ein.

Digitized by Google

Als er eingeschlafen, beratschlagten sich die boshaften Mäuse untereinander, daß sie noch nicht genug Rache für ihren Seehund hätten und ihm somit noch einen Possen spielen wollten. So kamen sie denn überein, daß sie ihm falsche Augenwimpern und Brauen aufsetzen wollten. Sie wählten hierzu feuerrot gefärbte Nerpenhaare, kraft welcher ihm alles brennend vorkam und er zu allerhand närrischen Exessen bestimmt werden würde; sie verrichteten solches und leimten solche an.

Kutka erwachte darauf und ging ohne die Sache zu ahnen, nach Hause. Als er aber von ferne seine Jurte und Balaganen sah, vermeinte er, sie stünde in vollen Flammen, lief also aus allen Kräften und rief aus vollem Halse: „Chachy, Chachy!" — Und als sie aus der Jurte herauskam, rief er ihr zu:

„Bist du denn toll, Alte? Daß du dich um gar nichts kümmerst, wenn der ganze Ostrog brennt?"

Chachy antwortete:

„Wo brennt es denn?"

Darauf rief er seinen ältesten Sohn und als der ihm entgegen lachte, ergriff er ihn und warf ihn gewaltig wider die Erde. Chachy ging darauf näher zu ihm und nahm Kutka die falschen Augenlider ab, wodurch allsogleich der Brand gelöscht wurde. Kutka aber erbitterte sich nun derart über die Mäuse, daß er sich verschwor, sie gänzlich auszurotten, und somit ging er zum zweiten Male wieder mit Bogen und Pfeil aus.

Kutka zog aus. Doch abermals beschwatzten ihn die Mäuse. Er ging hin, nahm eine Mahlzeit zu sich und ward noch ärger wie das vorige Mal gefoppt. Wieder zog er aus, wütend und mit dem Schwure, seine Feinde nun endgültig zu vernichten. Vergebens! Aus seinem Wasser leuchtete ihm das Bild einer schönen Frau entgegen, es war ein zauberisches Gemälde der Mäuse. Er nahte sich, das Weib näher zu betrachten: Plumps! lag er im Wasser!

Ein eigentliches Ende haben die Geschichten nicht. Der einzige allgemeingültige Schlußsatz lautet:

Digitized by Google

Fig. 56. Froschkrabbenkrieg. Nach Teito.

Digitized by Google

Als nun Kutka wieder in den Krieg gegen die Mäuse zog, und diese sich keinen Pardon mehr versprechen konnten, versteckten sie sich in Löcher unter der Erde und durften nicht mehr, wie vorher auf derselben ihre Wohnungen aufschlagen. Weil sich nun Kutka nicht rächen konnte, beschloß er ins künftige, den Mäusen allezeit dadurch Abbruch zu thun, daß er ihre Löcher aufgraben und den Proviant für sich in Anspruch nehmen wolle.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir müssen hier den Gott übersehen. Der alte Steller faßt Kutka mehr als Mensch auf. Ich selber möchte ihn vielmehr als eine Personifikation des Rabengottes bezeichnen. Und zwar dies nicht nur, weil sein Anzug und seine Handschuhe aus „eitel Rabenhäuten" bestanden, sondern weil die ganze Art des Gottes sehr stark an den Typus des überlisteten Yetl auf der gegenüberliegenden Küste von Nordamerika erinnert. Es ist nicht unwesentlich, die tierischen Eigenarten festzustellen, wenn man dem Entwickelungswert der Fabel nachspürt.

Am wichtigsten ist für uns der Grundzug des Sieges, der List auch hier. Die Moral fehlt fast. Wir haben den regelrechten Tierkrieg nach ursprünglicher Auffassung und Wertschätzung vor uns. Ganz anders verhält es sich nun schon mit der nächsten Geschichte, welche den Japanern entstammt. Hier spielt auch die List noch eine große Rolle; aber der Konflikt und seine Lösung sind im Anfange schon durch die Undankbarkeit des Affen gekennzeichnet. Das einzige moralische Moment, — wegleugnen läßt sich dasselbe nicht — welches in den Kutkaerzählungen zum Durchbruch kommt, liegt im Schluß. Die Mäuse haben so viel Dummheiten gemacht, daß sie trotz ihrer Klugheit zum Schluß doch bestraft werden. Sie müssen unter der Erde wohnen. Wenn also auch das Ganze keine Moral enthält, so klingt hier bei dem niederen Naturvolke doch schon eine Ahnung des moralischen Konfliktes, welcher in der nächsten Erzählung den Tod des Affen bedingt, hindurch.

Digitized by Google

Fig. 57. Schildkröten beim Sport. Nach Chinnen.

Digitized by Google

Krabbe und Affe.

Es war einmal eine Krabbe, die wohnte an der Schattenseite eines Berges in einer netten, kleinen Höhle. Sie hielt dieselbe reinlich, wie es einer guten Hausfrau geziemt und nährte sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit redlich. Eines Tages sah sie auf dem Wege gekochten Reis liegen, der wahrscheinlich von einem Wandersmanne zurückgelassen war, welcher hier seine Mahlzeit gehalten hatte. Geschwind lief sie hinzu, bemächtigte sich der leckeren Mahlzeit und machte sich daran, dieselbe in ihre Wohnung zu tragen. Da trat ein Affe, der auf demselben Berge wohnte, zu ihr heran, und da er auch sehr lüstern auf den Reis war, so bot er ihr einen Tausch an. Der schlaue Bursche hatte eben einen schönen saftigen Kaki, so rot wie ein Liebesapfel und so süß wie Zucker, gegessen; von diesem hielt er die Kerne in der Hand und wollte dieselben der Krabbe für den Reis geben. Nun glaubt ihr wohl, die Krabbe hätte den Affen ausgelacht ob des lächerlichen Vorschlages? Nein, das that sie nicht; das kluge Tierchen legte den Kopf auf die eine Seite, blickte dem Affen gutmütig in das verschmitzte Gesicht und ging den Tausch nach einigem Besinnen ein. Der Affe verschlang sofort den Reis und die Krabbe zog mit den Kernen des Kaki heim und pflanzte sie sogleich in ihrem kleinen Garten, gerade vor der Öffnung ihrer Höhle.

Eine lange Zeit war verflossen, als der Affe wieder einmal des Weges kam, und die Krabbe, welche gemütlich vor ihrer Thür im Schatten eines herrlichen Kakibaumes saß, höflich grüßte. Das war nämlich derselbe Baum, der aus ihren Kernen seitdem hervorgewachsen war.

„Guten Tag," — sprach der Affe.

„Schönen Dank," — sagte die Krabbe.

„Dein Baum," — fuhr jener fort — „hat ja ausnehmend schöne Früchte, ich bin sehr hungrig; willst du mir nicht ein paar derselben schenken?"

Digitized by Google

„Herzlich gern wollte ich das," — entgegnete die Krabbe, — „doch mußt du mich entschuldigen, ich kann nicht auf den Baum klettern und dir welche herunter holen."

Fig. 58. Der undankbare Affe wirft mit unreifen Früchten nach der Krabbe.

„Das brauchst du auch nicht," — fiel ihr der Affe ins Wort, — „das kann ich selbst, wenn du mir nur die Erlaubnis geben willst."

Die gutmütige Krabbe that dies denn auch auf seine wiederholten Bitten, doch unter der Bedingung, daß er die

Digitized by Google

Hälfte der Früchte, welche er abpflückte, ihr geben müsse. Der Affe erklärte sich mit dieser Bedingung einverstanden und war im Nu oben in den Zweigen des schönen Baumes. Doch was that er nun, der lose Schalk? Er that sich gütlich, aß so viel der herrlichen Kaki, daß ihm fast der Bauch platzte, und dann steckte er noch alle Taschen voll. Als die Krabbe sah, daß alle die reifsten und schönsten Früchte von dem Baume verschwanden und der Affe ihr nur ein paar schlechte Kaki zuwarf, da rief sie ihm zu und sagte: er sei ein schlechter Kerl, der sein Versprechen schlecht halte und ganz und gar seine Pflicht vergäße. Aber da kam sie schön an, der Affe schalt sie ganz gehörig und bewarf sie mit so viel unreifen oder faulen Früchten, daß sie fast argen Schaden gelitten hätte. Und wie nun die arme Krabbe sah, daß gegen den falschen Affen nichts auszurichten sei, weil er viel stärker war als sie, da nahm sie zur List ihre Zuflucht.

„Herr Affe," — rief sie, — „du kannst wohl schön klettern, aber so voll wie du dich jetzt gestopft hast, bist du doch nicht imstande, einen regelrechten Purzelbaum zu schlagen; nicht wahr, das kannst du nicht?"

Kaum war ihr das Wort aus dem Munde, da schlug der Affe der richtig in die Falle ging, zwei, drei Purzelbäume um den Ast, auf dem er saß, und dabei fielen ihm alle die schönen Kaki, die er eingesteckt hatte, aus den Taschen heraus und kollerten am Boden umher. Die Krabbe war nicht faul und zog flink, flink die besten Kaki ins Haus. So brachte sie eine ziemliche Anzahl in Sicherheit; als sie aber wieder einmal zum Vorschein kam, um abermals eine Frucht zu holen, da packte sie der Affe und prügelte sie so, daß sie für tot liegen blieb. Der Affe sprang fort und suchte das Weite.

Da war es ein Glück für die arme Krabbe, daß sie noch Freunde hatte, die ihr zu Hilfe eilten, als sie hörten, was ihr begegnet war. Die Wespe kam zuerst, tröstete die Krabbe und pflegte sie, dann aber flog sie zu dem Ei und zu dem Reismörser und erzählte ihnen die ganze Geschichte von dem schlechten Streiche des Affen. Beide gingen nun mit der Wespe zur

Digitized by Google

Krabbe, und da sie mit Recht mutmaßten, daß der Affe wiederkommen würde, um sich von den schönen Früchten abermals unrechtmäßiger Weise einige anzueignen, so berieten sie sich, wie

Fig. 59. Der Tod des Affen. Dies und das vorhergehende Bild nach japanischen Buchillustrationen. Wie modern sie sind, kann man an der menschlichen Auffassung der Krabbe, des Affen ꝛc. erkennen.

sie den Bösewicht für alle Zeiten unschädlich machen könnten. Der Mörser kletterte auf den Querbalken über der Eingangsthür und setzte sich still auf denselben. Das Ei legte sich ruhig auf die Erde und that ganz unschuldig. Die Wespe flog zu

Digitized by Google

dem Waſſereimer und ſetzte ſich in eine dunkle Ecke. Die Krabbe aber kroch tief in ein Erdloch und ließ nichts von ſich blicken.

Fig. 60.
Der Affe neckt die Krabbe. Nach Ehaku.

Da kam denn auch bald mein lieber Affe richtig herbei, und da er ein böſes Gewiſſen hatte, ſo that er ganz ſcheinheilig und hielt vor der Thür eine lange Entſchuldigungsrede. Indeſſen blieb alles ſtill; er blickte ins Haus, ſah niemand und trat ein. Auch hier ſuchte er überall die Krabbe vergebens. Weil er nun von Natur gierig war, ſo ſah er das Ei nicht ſobald daliegen, als er es auch ergriff und auf das Kohlenfeuer legte. Das Waſſer floß ihm im Munde zuſammen, ſo freute er ſich auf den Schmaus; wenn die Krabbe heimkäme, ſo dachte er ſchadenfroh, dann könne ſie zuſehen, wie ſie das Ei wieder bekäme. Aber während ihm dieſe Gedanken noch durch den Kopf gingen, platzte das Ei, und die ſcharfe Schale flog ihm in tauſend Stückchen an den Kopf und zerriß ihm das Geſicht. Nun lief er zu dem Waſſer, um ſich zu kühlen, doch wie er nur die Hand danach ausſtreckte, da kam die Weſpe mit lautem Geſumm aus ihrem

Digitized by Google

Winkel hervor und stach ihn tief und unbarmherzig in die Nase. Der Affe schrie laut auf und ergriff die Flucht; aber dabei sollte er noch schlimmer wegkommen, denn im rechten Augenblicke, als er gerade über die Schwelle lief, stürzte sich der schwere Mörser von seiner Höhe herab auf den armen Sünder und tötete ihn mit einem Schlage. Da lag er nun, der böse Schelm, und hatte seine verdiente Strafe bekommen. Die Krabbe aber erholte sich bald vollends und lebte nun in Frieden und in guter Ruhe weiter bis sie nach langen lieben Jahren unter ihrem schönen Kakibaume starb. — — — — — — — — — — — — — —

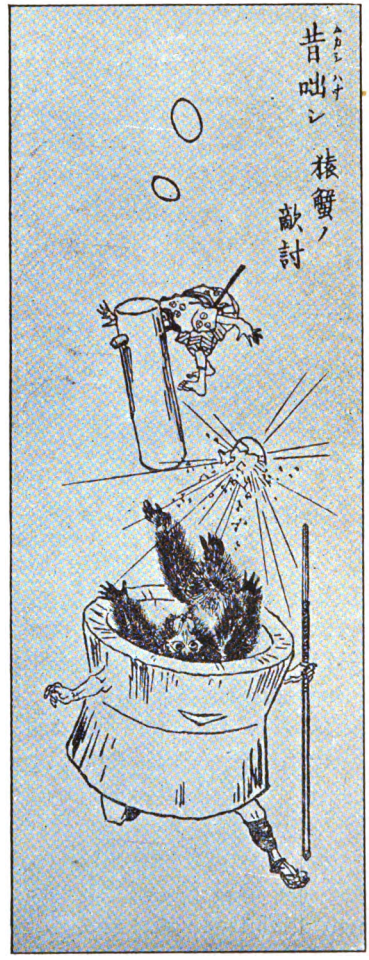


Fig. 61.
Die Vernichtung des Affen. Nach Etaku.

Eine Geschichte, in welcher unsere Moralschätzung schon ziemlich lebhaft und ausschlaggebend wirkt. Die neue Kulturfabel ist hier fast ganz vollendet. Die List tritt zurück gegenüber der Kraft der Gerechtigkeit. Wenn auch die Gerechten, die Krabben, zunächst geschlagen werden, so entgeht doch der böse Affe seinem Schicksale nicht.

Wolle man hierbei einen Blick auf die Illustrationen welche diesen Abschnitt be-

Digitized by Google

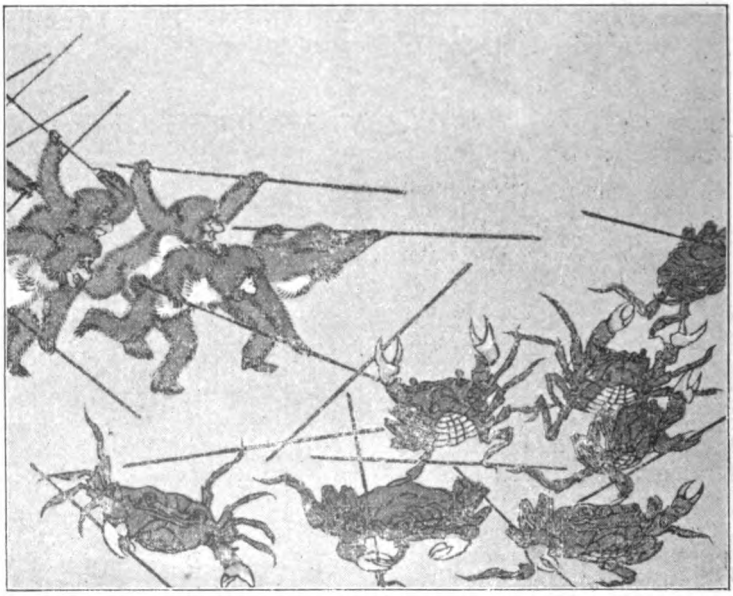


Fig. 62. Die Krabben von den Affen geschlagen. Nach japanischem Farbendruck, ebenso die folgenden.

gleiten und noch in den nächsten hineinragen, werfen. Hier treten uns verschiedene Auffassungen entgegen. Während in Fig. 58 und 59 die Gestalten als Menschen aufgefaßt sind, denen nur die Krabbenfigur oder der Mörser ꝛc. als Kopf aufgesetzt ist, tritt uns in den anderen Abbildungen eine viel kümmerlichere Entwickelung der menschlichen Eigenschaften entgegen. Und doch steht die erstere von beiden Auffassungen, die allzu hohe Betonung der menschlichen Figur, den anderen nach. Es sind Doppelwesen, denen die fröhliche Harmlosigkeit der Fabel verloren gegangen ist. Auf die Entwicklung und Umbildung der Fabelillustration werde ich am Schluß des nächsten Kapitels, bei der Behandlung des Tengu, zurückkommen.

Hier will ich die weitere Entwickelung der Fabelmoral folgen lassen.

Digitized by Google

Vom freundlichen und unfreundlichen Geber.

(Eine Erzählung der Aino.)

Einst legte ein Mann seine Netze quer über den Fluß. Als er das Netz aufgestellt hatte, tötete er eine Menge Fische. Während dem kam ein Rabe und setzte sich neben ihm. Er schien großen Hunger auf Fische zu haben und sah sehr kläglich aus. Daher wusch der Fischer einen von den Fischen und warf ihn dem Raben zu. Der Rabe fraß ihn mit großem Vergnügen. Später kam er wieder, und obwohl er ein Rabe war, sprach er wie ein Mensch:

„Ich danke dir sehr, daß du mir einen Fisch zu essen gegeben hast. Wenn du mit mir zu meinem alten Vater

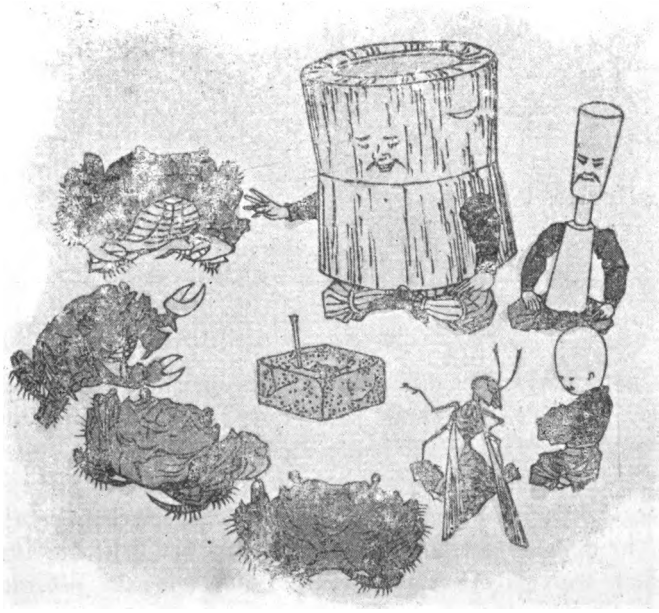


Fig. 63. Mörser, Keule, Ei, Wespe und Krabben in Beratung.

Digitized by Google

kommen willst, wird er dir auch danken. Es wird dein Schade nicht sein."

Der Mann ging mit. Der Rabe flog durch die Luft, und der Mann folgte zu Fuß. Nachdem sie eine zeitlang gegangen waren, kamen sie an ein großes Haus. Dort angekommen, ging der Rabe hinein, und der Mann folgte ihm, und als er aufblickte, erschien ihm der Rabe wie ein menschliches Wesen, obwohl es doch ein Rabe war. Auch war ein göttlicher alter

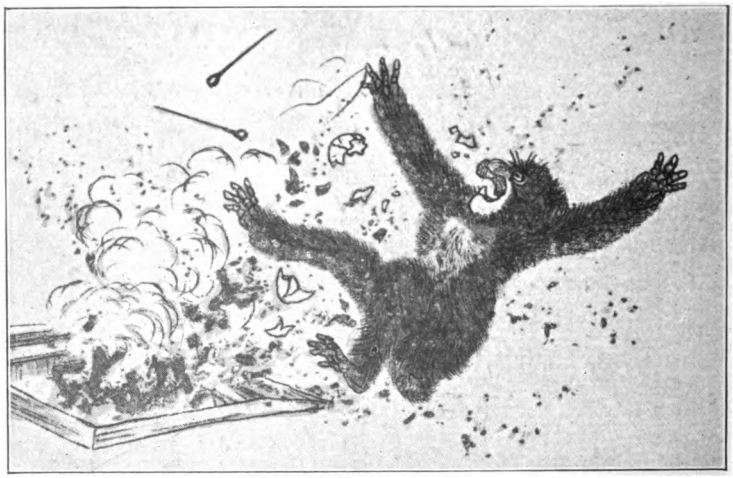


Fig. 64. Das Ei platzt.

Mann und eine göttliche alte Frau zugegen, außer dem göttlichen Mädchen, welches den Mann hergeführt hatte. Der göttliche Alte sprach:

„Ich bin dir sehr dankbar, daß du meiner Tochter Fische zu essen gegeben hast und da ich es bin, habe ich dich hierher kommen lassen, um dich zu belohnen." — So sprach der göttliche Alte.

Nun waren dort ein goldener Hund und ein silberner Hund. Beide erhielt der Mann zum Geschenk. Der göttliche Alte sprach zu ihm:

Digitized by Google

„Ich sollte dir wohl eigentlich Schätze geben, aber das würde nutzlos sein. Wenn ich dir dagegen diese Hunde schenke, so wirst du großen Gewinn davon haben, denn der eine von ihnen speit Gold, der andere Silber. Wenn du sie dann an Beamte verkaufst, wirst du ein reicher Mann werden, merke das wohl."

Der Mann grüßte respektvoll und empfahl sich. Die beiden

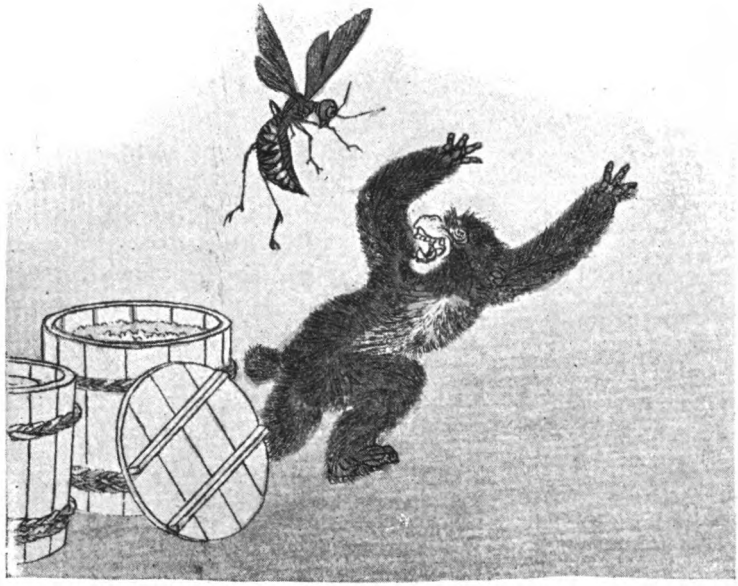


Fig 65. Die Wespe sticht.

Hunde nahm er mit nach Hause und gab ihnen immer nur wenig auf einmal zu fressen. So bekam er von dem einen Silber, von dem anderen Gold, verkaufte das Metall und ward ein sehr reicher Mann.

Ein anderer wollte es ihm nachthun und warf gleichfalls sein Netz im Flusse aus. Auch er tötete eine Menge Fische. Darauf kam der Rabe. Der Mann beschmutzte einen Fisch mit

Digitized by Google

Kot und warf ihn dann dem Raben zu, der mit ihm davonflog. Der Mann folgte ihm eine weite Strecke Wegs und gelangte endlich an ein großes Haus. Als er eintrat, war der göttliche Alte sehr zornig und sprach:

„Du bist ein Mann von sehr bösem Herzen. Als du meiner Tochter einen Fisch gabst, hattest du ihn über und über mit Schmutz besudelt. Ich bin sehr zornig auf dich, aber obwohl ich zornig bin, will ich dir doch einige

Fig. 66. Der Mörser rollt.

Hündchen schenken, da du doch einmal zu mir gekommen bist. Wenn du sie recht behandelst, wirst du Gewinn davon haben.“ — So sprach der göttliche Alte und gab ihm einen goldenen und einen silbernen Hund. Der Mann verbeugte sich und ging heim.

Digitized by Google

Er dachte nun bei sich, wenn ich die Hündchen reichlich füttere, werde ich reichlich Gold und Silber von ihnen bekommen. Es wäre ja thöricht, wenn ich immer nur wenig von ihnen erhalten wollte. So will ich es machen, damit ich reich werde. Und so fütterte er die Hunde reichlich mit allerhand Dingen, selbst mit Unrat. Da erhielt er aber kein Metall von ihnen, sondern nur Schmutz und Unrat, so daß sein ganzes Haus davon voll war. Der erste Mann dagegen, der die Hündchen von dem göttlichen Alten geschenkt bekommen hatte, fütterte sie nur mit gutem Futter und nur mit wenigem auf einmal, und so erhielt er Gold und Silber von ihnen und ward ein reicher Mann.

Wenn also in alten Zeiten die Menschen reich zu werden wünschten, so fand ihr Wunsch Erfüllung, wenn ihre Herzen gut waren; aber über die zahlreichen Missethaten der bösen Menschen wurden die Götter zornig. Daher erhielt der Mann selbst von einem goldenen Hunde nichts als Unrat und sein Haus war voll davon, so daß niemand dasselbe betreten konnte. Daher, ihr Menschenkinder, seid nicht bösen Herzens. Das ist die Geschichte, die ich gehört habe.

Der Sperling mit der durchschnittenen Zunge.

(Japanisch.)

Vor grauen Jahren lebte tief im Gebirge ein altes Ehepaar. Obgleich die beiden eigentlich wenig zu einander paßten, denn der Mann hatte ein gutes braves Gemüt, die Frau aber besaß einen zänkischen, neidischen Charakter, so hausten sie doch ziemlich einträglich zusammen und waren in Ehren alt geworden.

Eines Tages saß der Greis, wie er dies oft zu thun pflegte, vor seiner Hütte, und da gewahrte er, rings umherschauend, einen Raben, der einen jungen Sperling verfolgte. Der kleine Spatz piepte gar ängstlich, und der große Rabe schlug mit den Flügeln und war schon im Begriffe, mit seinem

Digitized by Google

gewaltigen Schnabel das matte Tierchen zu töten, als noch gerade zu rechter Zeit der gute alte Mann herzulief und den Raben verscheuchte, der sich alsbald auch ärgerlich krächzend in die Lüfte erhob. Gutmütig nahm der Greis den Sperling in die Hand und trug ihn vorsichtig nach Hause. Das Herz klopfte dem Tierchen so ängstlich in der Brust, daß der Alte, von Mitleid erfüllt, ihm Trost zusprach, und als er in sein Zimmer trat, da setzte er das Vögelchen in einen Bauer, in dem es sich recht bald erholte. Als es nun wieder fröhlich zwitschernd in dem Bauer umherhüpfte, da fütterte es der alte Mann mit lauter guten Sachen; auch machte er die Thür des Bauers jeden Morgen auf, damit es sich frei und nicht gefangen fühlen sollte. Der Sperling war darüber guter Dinge; er benutzte diese Freiheit und flog in der Hütte hin und her; kam aber eine Katze, eine Ratte oder sonst ein Feind in Sicht, dann flog unser Spätzlein stets in das schützende Vogelhäuschen zurück. Der Alte hatte über den kleinen Vogel eine unsagbare Freude, und wie er sah, daß derselbe aus Dankbarkeit bei ihm blieb und nicht aus der Hütte flog, da hörte er nicht auf, die Klugheit und Zahmheit des lieben Tieres zu preisen. Seine Frau aber, die alte böse Sieben, die ärgerte sich über den Vogel und kehrte dabei so recht wieder ihren bösen Sinn heraus; sie gönnte dem niedlichen kleinen Tier das Futter nicht, das ihr Mann ihm täglich brachte, und diesem gönnte sie wieder die Freude nicht, die er an dem Vogel hatte. Es ist doch abscheulich, daß es so manchen mißgünstigen, bösartigen Menschen giebt, der es nicht lassen kann, seinem lieben Nächsten das Leben zu verbittern. Zu diesen gehörte auch die Frau des guten alten Mannes; sie schalt und maulte fortwährend über den Vogel, und als eines Tages der Mann nicht daheim war, da ließ sie ihrem langgenährtem Hasse gegen den armen Spatzen freien Lauf. Brummend verrichtete sie ihre Arbeiten im Hause und warf drohende Blicke auf den nichts ahnenden Vogel, der lustig hin- und herflatterte. Sie stand gerade am Waschgefäße, in dem sie ein Gewand wusch; nachdem dies geschehen, holte sie Stärke

Digitized by Google

herbei, um demſelben neuen Glanz zu geben. Und ſiehe, da kam der Vogel herzu, ſetzte ſich auf den Rand des Waſchgefäßes und pickte ein wenig von der Stärke auf. Da aber ergriff das

Fig. 67.
Die freundliche Aufnahme bei den Sperlingen. Nach japaniſcher Buchilluſtration.

wütende Weib eine Schere, packte den Vogel und wollte ihn erſt umbringen; doch das Gewiſſen mochte ihr ſchlagen, und ſo ließ ſie ihm das Leben. Aber damit er nicht mehr freſſen und

Digitized by Google

naschen könnte, wollte sie ihm die Zunge abschneiden. Der arme Sperling zog sein Köpfchen zurück, aber er bekam doch einen tiefen Schnitt in die Zunge und schrie laut vor Schmerz, so daß ihn die böse Frau losließ. Da flog er in Angst und Schrecken auf und davon, zum Hause hinaus, auf Nimmerwiedersehen.

Als nach einiger Zeit der Alte heimkehrte, fragte er gleich nach seinem Liebling, und da erzählte ihm seine Frau die ganze Begebenheit und zankte ihn noch gehörig dafür aus, daß er sich um einen kleinen Vogel so anstellen könne, auf den doch gar nichts ankomme. Sie sagte, sie sei froh, daß der Spatz nicht mehr da sei, und seine Naschhaftigkeit hätte endlich einmal bestraft werden müssen. Der Alte aber war so betrübt, daß er ohne alle Scheu vor seiner bösen Frau ihr rund heraus erklärte, sie sei ein hartherziges Geschöpf und hätte den armen Vogel für sein Vergehen viel zu hart bestraft; als er ihr so seine Meinung gesagt, da setzte er sich traurig vor die Hütte und spähte nach dem kleinen Sperling, und so that er es von nun an Tag für Tag. Doch die Zeit verstrich, ohne daß das Vöglein zurückkam, und so ergab sich der Greis allgemach in sein Schicksal und gab seinen Liebling verloren.

Nun begab es sich einstmals, daß der alte Mann an einem schönen, warmen Sommertage ausging und im kühlen Schatten der Bäume langsam dahinschlenderte Ein schönes Bambusdickicht lag vor ihm, und dahin lenkte er seine Schritte. Als er nun in dasselbe eintrat, sah er plötzlich ein wunderhübsches Gärtchen, das er früher nie bemerkt. Und als er verwundert umherblickte, da gewahrte er auch ein nettes, sauberes Häuschen, und aus dem Häuschen trat ein wunderhübsches, freundliches Mädchen hervor. Dasselbe schritt durch den Garten und öffnete ihm mit herzlichem Gruße die Pforte.

„Komm herein, mein lieber, alter Freund," — sprach das hübsche Mädchen, — „du hast mich nun endlich wieder gefunden! Ich bin dein kleiner Sperling, dem du das Leben gerettet und den du so treu verpflegt hast!"

Digitized by Google

Fig. 68.
Die freundliche Aufnahme bei den Sperlingen. Nach Kiosai.

Digitized by Google

Voll Freude schlug der alte Mann in die Hände, und als er der Einladung des lieblichen Mädchens folgte und sah, wie wunderhübsch es wohnte, da kannte seine Verwunderung keine Grenzen. Indessen hatte er keine Zeit, über diese wunderbare Begebenheit nachzudenken, denn kaum war er in das Häuschen eingetreten und hatte auf dem schönen Kissen, daß man für ihn hinlegte, Platz genommen, da mußte er essen; das hübsche Mädchen brachte ihm viele Delikatessen, die er sonst nicht bekam, und dabei bediente sie ihn so gut und liebenswürdig, daß er sich nach Herzenslust pflegte und oft vor Freuden laut auflachte. Kaum war das Mahl verzehrt, so nahm das Mädchen sein Saitenspiel zur Hand und machte mit seinen Kameradinnen, die es herbeigerufen, schöne Musik; es ward auch getanzt, und da verging die Zeit so herrlich, daß der alte Mann gar nicht merkte, wie es dunkel wurde; auch dachte er nicht im mindesten daran, daß seine Frau sicherlich kein kleines Gezänk anfangen würde, wenn er so spät nach Hause käme. Nein, in diesen glückseligen Augenblicken konnte der gute Greis in der That an so etwas nicht denken, und so nahm er auch ohne alles Bedenken die Einladung seiner lieben Freundin an, daß er über Nacht dableiben möchte. Er schlief auf den reichen schönen Decken, die man ihm auf dem Boden ausbreitete, herrlich bis an den lichten Morgen, und als die Sonne durch das Bambusgezweig blitzte, da machte er sich bereit, Abschied zu nehmen und dankte herzlich für die freundliche Bewirtung. Doch so ohne weiteres ließ ihn seine kleine Freundin nicht scheiden.

„Wie kannst du denken," sprach sie, „daß ich dich ohne ein Geschenk ziehen lasse?"

Und damit ließ sie ein paar Kasten herbeitragen, von denen der eine klein, der andere aber groß und schwer war. Bescheiden, wie der gute Alte stets war, wählte er auch jetzt den kleinen Kasten, den er mit vielen Dankesworten in ein Tuch schlug und auf den Rücken nahm. Nun geleitete ihn das hübsche Mädchen aus dem Hause und durch das Gärtchen und sagte ihm Lebewohl.

Digitized by Google

Leichten Mutes und dankbaren Herzens ging nun der Alte seines Weges und kam wohlbehalten in seiner Hütte an. Aber

Fig. 69. Die freundliche Aufnahme bei den Sperlingen. Nach Kiosai.

nun könnt ihr euch wohl denken, wie er bei seinem Eintritt in das Zimmer empfangen wurde. Hui! das gab ein Keifen und Schelten, als wie von bösen Geistern. Doch der gute Greis

Digitized by Google

ließ seine zänkische Frau gewähren; er ließ sie poltern, so viel sie wollte, und dachte bei sich: „zuletzt hört sie doch auf, denn zu einem Zanke, der lange andauert, gehören immer zwei.“ Damit hatte er sich stets getröstet, wenn seine Frau böser Laune war, und deshalb steckte er auch diesmal ein Pfeifchen an und setzte sich nieder, um auszuruhen. In seinem Herzen war eitel Freude und Lust; er konnte die lieben Spätzchen, die ihn so schön bewirtet, nicht vergessen, und als nun seine Blicke ganz unwillkürlich auf den hübschen Kasten fielen, den er zum Geschenk erhalten, da nahm er ihn zur Hand und öffnete ihn, um zu erfahren, was darinnen sei. Aber was war das? Lauter blitzendes Gold und Edelgestein! Er saß ganz starr und steif vor Verwunderung, während seine Frau, die neugierig herzugetreten war, sofort den ganzen Inhalt auf die Matte schüttete und die Kostbarkeiten auseinander suchte. Nun leuchteten ihre Augen, und ganz freundlich bat sie ihn mit sanften Worten, ihr umständlich sein Abenteuer zu erzählen. Der Alte willfahrte auch ihrem Wunsche und berichtete alles, was ihm mit den Sperlingen begegnet war, ohne die geringste Kleinigkeit auszulassen. Voller Staunen hörte die Frau ihm zu, doch als seine Erzählung bis zu den beiden Kasten gekommen war, und als sie nun hörte, daß ihr Mann den großen, schweren Kasten ausgeschlagen und dafür den kleinen genommen hatte, da ging der Tanz von neuem los und das Zankmaul stand nicht eher still, als bis der alte Mann ganz genau den Weg zu den lieben Sperlingen beschrieben hatte. Sofort legte die Frau ihre besten Kleider an und machte sich auf den Weg. In ihrer Gier aber ging sie so rasch von dannen, daß sie nicht gehörig auf den Pfad achtete und erst nach langem Hin- und Herlaufen sehr mühsam das Häuschen der Sperlinge fand. Und als sie dasselbe endlich in dem niedlichen Garten vor sich sah, da klopfte sie nicht bescheiden, wie es sich gehört und wie es schicklich ist, an die Thür, nein, sie drang ohne weiteres durch den Garten bis an das Haus, als ob es ihr gehöre. Die Sperlinge waren ganz erschrocken darüber, und das schöne Mädchen, das seine Feindin

Digitized by Google

wohl erkannte, beriet sich erst längere Zeit mit ihren Genossen, was zu thun sei. Doch so ohne weiteres durfte man die alte Frau nicht aus dem Hause werfen, das wäre nicht schön gewesen, und so machten sie alle gute Miene zum bösen Spiele und hießen den unliebsamen Gast willkommen. Schöner Kuchen und Wein wurde herbeigeschafft, und als sich die Alte weidlich gepflegt hatte, da glaubten die Sperlinge, sie würde nun gehen; doch weit gefehlt!

Fig. 70. Vergeltung des Bösen mit Gutem.

„Wollt ihr mir denn nicht auch ein Abschiedsgeschenk geben?“ — fragte sie endlich geradezu, da sie merkte, daß man sie gar nicht zum Dableiben nötigte.

„Von Herzen gern,“ entgegnete das schöne Mädchen und ließ sofort wieder zwei ebensolche Kasten bringen, wie voriges Mal. Ohne alles Besinnen griff die alte Frau nach dem großen schweren Kasten, den sie auch ohne weiteres auf den Rücken nahm, und mit flüchtigem Abschiedsgruß eilte sie fort.

Doch so rasch, wie sie vermeinte, kam sie nicht nach Hause, denn der große Kasten wurde schwerer und schwerer, sodaß sie

Digitized by Google

keuchend unter der Last schier zusammenbrach. Nur ihre Habgier und ihr Geiz stachelten sie immer wieder zu neuen Anstrengungen an, und so kam sie mit Aufgebot der letzten Kräfte endlich mit dem Kasten in ihre Hütte zurück. Kaum hatte sie die Schwelle überschritten, so sank sie ermattet zu Boden; nachdem sie sich indessen nur einigermaßen wieder erholt hatte, machte sie sich daran, den Verschluß des schweren Kastens zu öffnen. Der Abend war bereits hereingebrochen und es war im Hause ganz dunkel; doch das machte dem gierigen Weibe nichts aus. Sie nahm sich nicht die Zeit, Licht anzuzünden und hatte keine Ruhe, ehe sie die kostbaren Schätze untersucht hatte, die sie im Kasten vermutete. So löste sie denn hastig, wenn auch nicht ohne Mühe, den Verschluß, und endlich sprang der Deckel in die Höhe. Aber, o Schrecken! Keine Kleinodien und Kostbarkeiten kamen zum Vorschein, sondern scheußliche Gespenster mit glühenden Augen, mit schlangenartigen Schwänzen und mit scharfen Krallen stürzten aus dem Kasten hervor und peinigten das böse Weib auf alle erdenkliche Weise. Und so bekam sie für alle ihre Schlechtigkeit, für ihre Habgier und für ihre Grausamkeit die wohlverdiente Strafe. — — — — — —

Den Formen des östlichen Asiens mögen nunmehr zwei Märchen aus dem Centrum und dem Westen dieses gewaltigen Erdteiles folgen. Beide in der Fassung von A. Seidel.

Wie der Gute und der Böse Gefährten waren.

(Märchen der Kirgisen.)

Früher einmal waren der Gute und der Böse Gefährten und reisten zusammen; beide reisten mit Pferd, Kleidung und Nahrung wohlversehen. Beide zehrten auf dem Wege von der Nahrung des Guten; da sie beide aßen, so ging die Nahrung des Guten zu Ende. Da sprach der Böse:

„Mein Guter, deine Nahrung geht jetzt zu Ende, was wirst du jetzt anfangen?“

Digitized by Google

„Mein Böser, du wisse es selbst," — meinte dieser.

„Wenn ich's wissen soll, gut, so laß uns dein Pferd schlachten!" — sprach jener.

Sie schlachteten das Pferd des Guten, beide verzehrten das Fleisch von des Guten Pferd; da ging wieder ihre Nahrung zu Ende.

„Was willst du jetzt machen, mein Guter? Das Fleisch deines Pferdes ist zu Ende."

„Mein Böser, auch jetzt entscheide du."

„Wenn ich entscheiden soll, mein Guter, so schneide dir ein Ohr ab, ich will es kochen und dir geben, wirst du es essen?"

„Ja, ich will es essen, mein Böser."

Ein Ohr schnitt er ab. Für einen Tag war es Nahrung. Da sprach der Böse:

„Das andere Ohr will ich dir noch für einen Tag als Nahrung geben."

Wieder ging die Nahrung zu Ende.

„Was soll ich jetzt anfangen, mein Guter?"

„Auch jetzt wisse du es selbst, mein Böser."

„Mein Guter, wenn ich es wissen soll, so will ich dir ein Auge ausstechen und es dir für einen Tag als Nahrung geben."

Auch das zweite Auge stach er ihm aus und gab es ihm für einen Tag als Nahrung. — Des Guten Pferd, Rock, Nahrung, Ohren und Augen waren zu Ende. Der Böse hatte mit dem Guten zusammen alles verzehrt; als des Guten Nahrung zu Ende gegangen, gab der Böse seine eigene Nahrung nicht.

„Mein Guter, dein Pferd haben wir geschlachtet und aufgegessen, deine Ohren und deine Augen habe ich genommen und dir für vier Tage Nahrung gegeben. Mein Guter, was willst du jetzt anfangen? Jetzt hast du kein Ohr und kein Auge mehr. Jetzt, mein Guter, will ich dich zurücklassen."

Dieser sagte:

„Mein Böser, wenn du mich zurücklässt, so laß mich in einem dunklen, dichten Walde zurück!"

Digitized by Google

Der Böse brachte den Guten in einen schwarzen, dichten Wald und ließ ihn dort zurück. Als der Gute im Walde saß, hielten dort ein Tiger, ein Fuchs und ein Wolf Rat. Der Wolf sprach:

„Mein Tiger, du gehst nicht aus diesem Walde hinaus, weshalb bist du in diesem Walde?"

„In diesem Walde sind zwei mächtige Espen; einem Augenlosen geben sie Augen, einem Ohrenlosen geben sie Ohren Diese bewache ich, mein Wolf," — sagte er.

Da sprach der Tiger:

„Mein Wolf, du verlässest nicht dieses Land, weshalb lebst du hier?"

„In diesem Lande ist ein Reicher, der hat 1000 Schafe; dieser Reiche hat einen schwarzen Hund; die Knochen dieses schwarzen Hundes geben einem Toten die Seele wieder; diesen möchte ich nehmen."

Der Wolf sprach:

„Du, mein Fuchs, was gehst du von dem Hügel nicht fort, was machst du da?"

„Im Grunde des schwarzen Hügels ist Gold von der Größe eines Pferdekopfes, dieses bewache ich."

Jener Gute hörte die Rede dieser drei; er ging im Innern des Waldes umher, und als er so umherging, kamen die beiden Espen in seine Hand; seine Augen rieb er daran, da entstanden ihm Augen, seine Ohren rieb er daran, da entstanden ihm Ohren. Aus dem Walde ging der Gute hinaus, zu dem Grunde des schwarzen Hügels kam er und nahm das Gold von der Größe eines Pferdekopfes, das der Fuchs bewachte. Das Gold von der Größe eines Pferdekopfes nehmend, kam er zum Hause des Reichen, der 1000 Schafe hatte.

„Herr," — sprach er, — „verkaufst du deinen schwarzen Hund?"

„Was giebst du dafür?" — sprach jener.

„Ich will Gold von der Größe eines Pferdekopfes geben!"

„Für Gold von der Größe eines Pferdekopfes nimm ihn!"

Digitized by Google

Den schwarzen Hund nahm er für das Gold, den schwarzen Hund führte er fort und brachte ihn zur Steppe. Zu einer Stelle kommend, erschlug er den schwarzen Hund. Mit dem Feuerstahl schlug der Gute Feuer an, zündete Feuer an und

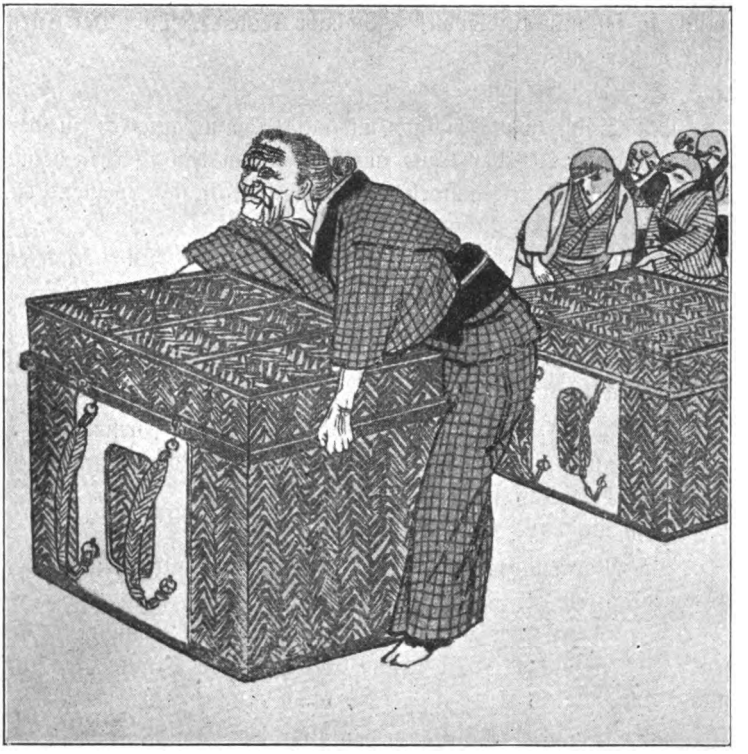


Fig. 71. Der große, schwere Korb. Nach japanischem Farbendruck.

verbrannte den schwarzen Hund; es blieben alle die trockenen Knochen des schwarzen Hundes übrig. Die Knochen nahm der Gute und zerrieb sie; er rieb sie ganz weiß, und sie zerreibend, steckte er sie in beide Seitentaschen: er ging und kam zu dem Wohnsitze des Fürsten.

Digitized by Google

„Was bist du für ein Mensch?"

„Ich möchte einem, der keinen Sohn hat, ein Sohn sein, einem, der keine Tochter hat, eine Tochter sein."

Des Kans Gemahlin sagte:

„Wenn du einem, der keinen Sohn hat, ein Sohn sein willst, so sei mir ein Sohn! Ich habe keinen Sohn. Der Fürst liegt außerdem krank da."

„Ich will dir ein Sohn sein."

Ein Sohn war er ihr, und als Sohn ging er zu den Pferdeherden. Als der Gute am Abend von den Pferden heimkehrte, war der Fürst gestorben und die Fürstin saß weinend da. Der Gute, von den Pferden kommend, sagte:

„Weine nicht, er wird lebendig werden. Die Knochen des schwarzen Hundes geben einem toten Menschen die Seele wieder."

Von den Knochen des schwarzen Hundes gab der Gute der Fürstin ein klein wenig.

„Nimm dies und lege es in den Mund des Fürsten."

Die Fürstin ging hin und legte es in den Mund des Fürsten. Der Kan stand auf und sprach:

„Ach, ich habe fest geschlafen!"

Am Morgen versammelte der Fürst Volk und Leute. Der Gute sprach zu der Fürstin:

„Der Fürst versammelt Volk und Leute; wenn der Kan fragt, ob jemand da ist, der ihm Gutes gethan hat, so sage nur nichts von mir!"

Darauf ging der Gute zu den Pferden. Am Morgen fragte der Kan:

„Ist jemand vom Volke, der mir etwas Gutes gethan hat?"

Sie sagten:

„Niemand hat euch etwas Gutes gethan."

Volk und Leute zerstreuten sich.

„Wer ist noch übrig?" sagte er.

Digitized by Google

Fig. 72. Bestrafte Habgier. Nach japanischem Farbendruck.

Digitized by Google

Da sprach die Fürstin:

„Mein Fürst, als du krank dalagst, habe ich einen Jüngling an Kindesstatt angenommen; er ist bei den Pferden, er ist ganz allein übrig geblieben; rufe diesen!"

Der Fürst ließ den Guten rufen.

„Hast du mir etwas Gutes gethan?" fragte er.

„Ich habe euch nicht viel Gutes gethan; ein wenig Arzenei habe ich der Fürstin gegeben, die Fürstin hat sie hergebracht und euch in den Mund gelegt. Ihr seid darauf aufgestanden und habt gesagt: „Ach, wie fest habe ich geschlafen!" Außerdem habe ich euch nichts Gutes erwiesen."

Der Fürst sprach:

„Ist es wahr, daß ihr die Arzenei gegeben?"

„Es ist wahr," — sagte die Fürstin.

Der Fürst stieg von seinem goldenen Thron und gab seinen goldenen Thron dem Guten. Er hatte eine Tochter, die so schön wie der Mond und herrlich wie die Sonne war.

„Wenn du mir Gutes gethan, so will ich dir meine Tochter geben!" — sagte er.

Seine einzige Tochter gab er ihm. Von seinem Vieh gab er ihm die Hälfte, nahm ihn zum Schwiegersohn. So wurde nun der Gute reich.

Als der Gute einst bei den Pferden war, begegnete ihm sein früherer Gefährte, der Böse:

„Guter, wie hast du es nur gemacht, daß du ein so angesehener Mann geworden bist?"

Der Gute erzählte ihm der Wahrheit gemäß, wie es zugegangen. Da sprach der Böse:

„Mein Guter, bringe mich in den dunkeln Wald und laß mich dort zurück! Vielleicht glückt es mir auch wie dir, ein angesehener Mann zu werden. Ich habe dir beide Augen und beide Ohren genommen und habe dich im Wald zurückgelassen; da bist du ein gar glücklicher Mensch geworden. Du stich mir nun auch beide Augen aus, schneide mir beide Ohren ab, bringe mich zu dem Walde, wo ich dich verlassen und laß mich dort zurück!"

Digitized by Google

Der Gute brachte den Bösen dorthin und ließ den Bösen mitten im Walde. — Der Fuchs, der Wolf und der Tiger, alle drei durchsuchten das Innere des Waldes, da fanden sie

Fig. 73.
Bestrafte Habgier. Nach japanischer Buchillustration.

an einer Stelle den Bösen und fraßen ihn gemeinsam auf. Dies bedeutet das Sprichwort: „Für Gutes kommt Gutes, für Böses kommt Böses," — sagten alle drei und fraßen ihn auf.

Digitized by Google

Der arme und der reiche Mann.

(Ossetisches Märchen.)

Es lebte einmal ein armer Mann. Da sagte der reiche Mann zum armen:

„Morgen gehe ich zur Jagd, komm mit, du armer Schlucker, ich führe dich auch auf die Jagd."

„Wie soll ich mit dir gehen?" — antwortete der Arme — „da ich doch nichts zu essen habe."

„Sage deiner Frau," — sprach der Reiche, — „daß sie irgend wo sich etwas erbitte; irgend jemand im Dorfe wird ihr eine Schale Milch geben, nun, daraus mag sie dir etwas zum Essen bereiten."

Der Arme ging zu seiner Frau und sagte:

„Der Reiche ladet mich ein, mit ihm auf die Jagd zu gehen, aber was soll ich mitnehmen? Gelt, ich habe nichts Eßbares im Hause?"

Die Frau ging, schaffte sich irgendwo Mehl und bereitete daraus irgend etwas zu essen. Am andern Tage machten sich der reiche und der arme Mann auf den Weg. Sie begannen zu jagen; sie jagten den ganzen Tag, aber sie fingen nichts. Als es Abend geworden war, machten sie sich ein Feuer an und setzten sich daneben. So saßen sie lange; endlich sprach der Arme:

„Sollte es nicht Zeit sein, etwas zu Nacht zu essen?"

„Freilich ist es Zeit," — antwortete der Reiche.

Die Wegkost des Armen wurde hervorgeholt, beide aßen davon, dann legten sie sich zum Schlaf nieder. Am andern Tage jagten sie wieder vom frühen Morgen bis zum späten Abend und fingen wieder nichts; zur Nacht kamen sie an den früheren Platz. Lange saßen sie da; endlich als es Zeit zum Essen war, sagte der Arme:

„Du, laß uns essen!"

„Was sollen wir denn essen? Hast du vielleicht noch etwas Eßbares bei dir?" — war die Antwort des Reichen.

Digitized by Google

Alsdann nahm der Reiche von seinem eigenen Vorrate und aß, aber dem Armen gab er nichts. Der Arme schaute lange Zeit darauf hin, endlich sagte er:

„Gieb auch mir zu essen."

„Überlaß mir ein Auge, ich werde es dir ausstechen, dann gebe ich dir zu essen," — entgegnete der Reiche.

Fig. 74. Bestrafte Habgier. Nach Yoshitoshi.

Es war nichts zu machen; der Arme bot ihm das Auge dar, der Reiche stach es ihm aus. Dann gab der Reiche dem Armen ein Stückchen Kuchen und jagte ihn fort. Einäugig geht der Arme weiter; als er aus dem Walde ins Freie gelangt, sieht er in der Ferne ein Licht und marschiert darauf zu. Als er näher zum Licht kommt, so sieht er vor sich ein Haus. Er schaut durch die offene Thür in das Innere — niemand ist da; er tritt ein und verbirgt sich darin. Bald darauf kommen der

Digitized by Google

Bär, der Wolf und der Fuchs hereinspaziert und treten auch in das Haus. Da spricht der Bär:

„Wir sitzen hier beisammen, wir schlafen beisammen, warum essen wir nicht beisammen, weshalb essen wir nicht beisammen von unsern Speisevorräten. Jeder, der etwas hat, mag es hergeben!"

„Seht, was ich habe," — sagte der Fuchs, indem er ein Stück goldgewirkten Zeuges hervorholte, — „dies schließt alle meine Schätze in sich; von diesem Stück lebe ich, dieses Stück schafft mir zu essen und zu trinken; ich nehme das Stück Zeug, schüttle es zweimal — und siehe da, allerlei Getränke und allerlei Speise, wie sie Gott geschaffen, kommen hervor."

„Das ist freilich ein sehr kostbares Ding," — sagte der Bär, — „aber ich besitze eine mit Geld angefüllte Grube: seht, das habe ich!"

Und er führte sie hinaus und zeigte ihnen die mit Geld angefüllte Grube. Der Wolf aber wies ihnen einen Baum und sagte:

„Seht, wenn ich bei meinen Raubzügen gelegentlich verwundet werde, so komme ich zu diesem Baum, reibe an demselben meinen Körper und alles wird wieder heil, als ob nichts gewesen wäre."

Nachdem alle drei auf diese Weise von ihren Reichtümern sich Mitteilung gemacht hatten, sprach der Bär zum Wolf und Fuchs:

„Wenn nun aber schließlich unsere Vorräte zu Ende gehen, so wird es schlimm werden; darum laßt uns arbeiten. Wohin wenden wir uns?"

„Ich gehe den Hühnern nach," — entgegnete der Fuchs.

„Ich begebe mich zu den Hirten und hole mir ein Schaf", — sprach der Wolf.

„Und ich will Hafer fressen", sprach der Bär.

So redeten sie miteinander zur Nachtzeit über ihre Tagesarbeit. Morgens in aller Frühe machten sie sich fort, ein jeder an seine Arbeit — wie er gewollt hatte. Der Arme saß noch

Digitized by Google

in seinem Versteck, als aber die drei fort waren, da kam er heraus, nahm alles, was jene zurückgelassen hatten, das Stück Zeug und das Geld aus der Grube und steckte es in seinen Sack. Dann ging er zu dem Baume, welchen der Wolf gezeigt hatte und rieb daran das Auge, welches der Reiche ihm ausgestochen hatte, und siehe da, das Auge saß wieder gesund wie vorher an seinem Orte. Dann wanderte der Arme weiter und kam zu den Hirten und die Hirten fragten ihn:

„Wo warst du? Was trägst du auf deinem Rücken?"

Er antwortete:

„Der Reiche hat mich mit auf die Jagd genommen und nun trage ich etwas nach Hause!"

Darauf kommt der Wolf zu den Hirten und ruft:

„Werft mir meinen Tribut zu!"

Die Hirten rufen:

„So komm doch näher."

Der Wolf kriecht näher heran; die Hirten sagen: „er läßt uns keine Ruhe," jagen nach ihm, schießen auf ihn und — was geschieht? Wir wünschen, daß das Gleiche mit deinem Feinde geschehe! Das Gehirn fällt ihm aus dem Kopfe. Da lief der Arme schnell hinzu, hob das Hirn auf, sagte, das sei eine ausgezeichnete Arzenei und schob es in seinen Sack. Der Wolf aber lief eiligst zu seinem Baume und rieb sich daran, aber es half nichts. Da ging er nach Hause, legte sich nieder und fing an zu kränkeln; der Arme eilte auch fort und kam an den Wohnplatz eines Fürsten. Der Fürst war aber schwer krank; von allen Seiten waren seine Freunde und Bekannten zu ihm gekommen. Der Arme fragte:

„Was giebt es hier?"

„Unser Fürst ist schwer krank," — antworteten sie.

„Nun, wenn ihr so gütig sein wollt, zeigt mir doch den Kranken!"

„Ach, wozu willst du ihn sehen?"

„O, ich wünschte ihn wohl zu sehen!"

Digitized by Google

Das vernahm der Fürst und ließ den Armen hereinführen. Der Arme trat in das Gemach des Fürsten, setzte sich auf einen Sessel und sagte: „Möge die Kraft eines Gesunden in dir sein!“ — so wie man zu einem Kranken sagen muß. Dann fragte der Arme, wie er sich in betreffs der Arzneimittel befinde.

„Ach,“ antwortete der Kranke, — „wenn ich nur jemand hätte, der mir Arzenei verordnete, ich gäbe ihm alles, was er von mir sich erbitten würde.“

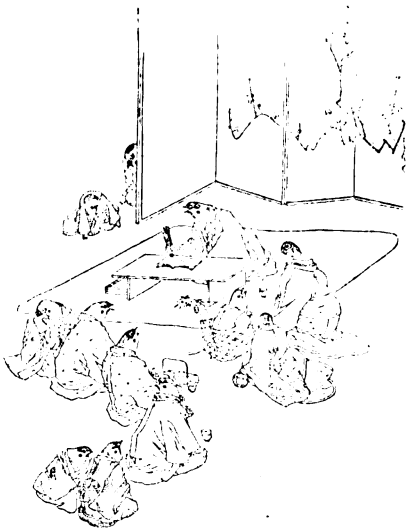


Fig. 75. Ein Märchenerzähler bei den Sperlingen. Nach Matsumoto.

Da forderte der Arme, daß man ihm Milch herbeischaffe. Und sie brachten Milch. Und der Arme nahm das Gehirn des Wolfes und kochte dasselbe in der Milch. Dann verlangte er eine Schale, goß etwas von der Arzenei hinein und reichte es dem Fürsten, damit er es austrinke. Der Fürst leerte die Schale und wurde gesund wie ein Hirsch — er war geheilt. Dann schickte der Fürst seine Diener aus. „Gehet,“ — sagte er, — „und treibt meine Herde herbei!“

Und sie trieben die Herde herbei. Der Fürst ging hinaus, fing das beste Roß und zäumte es auf, wie es sich gehört. Als das Pferd nun gezäumt war, nahm er einen Säbel, eine Pistole und eine Flinte, alles vom Besten. Nachdem sich nun der Arme auf das Pferd gesetzt hatte, schenkte der Fürst ihm noch eine Schafherde nebst dem Hirten. Der Arme ritt fort, daß die Funken stoben. Der Reiche erkannte den Armen, ging ihm entgegen und sprach zu ihm:

Digitized by Google

„Wo hast du das alles erbeutet? Sage es mir, oder ich nehme dir die Hälfte fort, wir hatten doch gemeinsame Sache gemacht!"

„Komm her, ich werde dir ein Auge ausstechen — dann will ich dir auch gestehen, wo ich alles erbeutet habe", — sprach der Arme.

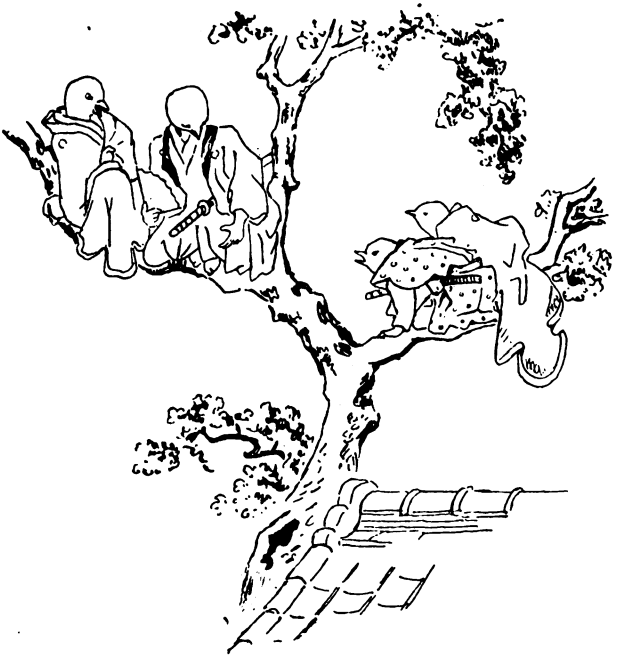


Fig. 76. Sperlingsbrautleute. Nach Kiosai.

Der Reiche nun — es war nichts zu machen — ging darauf ein: der Arme stach ihm ein Auge aus mit dem Dolch, dem Geschenk des Fürsten. Dann aber erzählte der Arme:

„In der Nacht, als ich dich verließ, ging ich einem Lichtschein nach und kam zu einem Hügel, in welchem der Bär, der Wolf und der Fuchs wohnen: von ihnen habe ich alles das erbeutet."

Digitized by Google

Nun eilte der Reiche auch in das Haus des Bären, des Wolfes und des Fuchses, trat ein und versteckte sich. Von den Tieren war niemand zu Hause. Alle waren bei ihrer Arbeit. Am Abend kehrten alle heim; der Wolf zuerst, er war nicht recht gesund. Nachdem sie eine Zeit lang bei einander gesessen hatten, fragte der Bär:

„Nun, was hat denn ein jeder geschafft?"

„Ich kam zu den Hirten," — sagte der Wolf, — „aber man gab mir keinen Tribut; wohl aber brachte man mir eine Wunde bei; da ging ich zu meinem Baume und rieb und rieb daran, aber es half nicht — da bin ich nun krank."

„Ich bin um alle Hühnerställe herumgegangen, habe aber nichts erbeutet und bin mit leeren Händen heimgekehrt", — sagte der Fuchs.

„Ich ging aus, um Hafer zu fressen, aber weil derselbe noch grün ist, so bin ich ebenfalls leer heimgekehrt," — sagte der Bär.

So saßen sie eine Weile und als die Essenszeit kam, da sprach der Bär zum Fuchs:

„Fuchs, bringe uns doch etwas!"

Der Fuchs zündete ein Licht an und suchte; sein Zeug ist fort.

„Was sollen wir denn essen, wenn mein Zeug nicht da ist!"

Da erhob sich der Bär und sagte:

„Du willst uns etwas necken! Ich hole mir wenigstens einen Rubel aus meiner Grube."

Aber die Grube war ganz leer. Beide hielten Rat und der Bär meinte, das hat niemand als der Wolf beiseite gebracht.

„Ich bin krank," — sprach der Wolf, — „ich habe nichts gesehen."

Der Bär aber sagte:

„Das bist du gewesen, es kann niemand anders sein; du stellst dich nur krank. Aber uns wirst du nicht betrügen!"

Und der Bär und der Fuchs fielen über den Wolf her und verzehrten ihn. Nachdem sie den Wolf aufgefressen hatten, entdeckte der Fuchs den Reichen und rief:

Digitized by Google

„Sieh, hier ist ein Mensch, das ist der Dieb! Warum haben wir unsern Kameraden aufgefressen?"

Der Bär zog den Menschen aus seinem Versteck und zerriß ihn. Der wollte sich verantworten, daß nicht er der Dieb sei, aber was sollte der Bär ihn noch anhören! Der Bär und der Fuchs verspeisten ohne weiteres den reichen Mann. Dem Armen aber hatte Gott das Leben geschenkt; er weilt noch heute unter den Lebenden.

Von dem Manne, der verdorrte Bäume zum Blühen bringen konnte.

(Japanisch.)

Vor langen, langen Jahren lebte in einem Dorfe ein altes Ehepaar. Sie waren stets ehrlich und brav gewesen, und da ihnen die Götter das Glück, Kinder zu haben, versagt hatten, so schenkten sie ihre Liebe einem kleinen Hündchen, das sie besaßen. Sie hätschelten und pflegten das Tierchen, als ob es ihr Kind wäre, und der Hund war dafür so dankbar und treu, daß er sich keinen Augenblick von ihnen trennte und stets mit ihnen lief, wenn sie Geschäfte außer dem Hause besorgten. Eines Tages arbeitete der Mann fleißig in seinem Garten, und als er die schwere Hacke für eine Weile ruhen ließ und sich den Schweiß von der Stirne wischte, sah er, wie das Hündchen an einer bestimmten Stelle auf dem Rasen schnupperte und kratzte. Der Mann hatte indessen anfangs keinen Arg daraus und wollte schon seine Arbeit von neuem beginnen, als der Hund laut bellend auf ihn zulief und dann ebenso freudig bellend zu der Stelle zurücklief und eifrig kratzte. Dies that er zu wiederholten Malen, so daß der Mann endlich die Hacke nahm und sich auf den Platz begab, den der Hund ihm bezeichnete. Bellend tanzte nun der Hund vor ihm her und freute sich offenbar darüber so sehr, daß der Mann nebst seiner Frau, welche dazu gekommen war, herzlich über ihn lachten. Der Mann that nun mit der Hacke ein paar tüchtige Schläge in die Erde, und — siehe da! — es währte

Digitized by Google

Fig. 77.

Der Hund zeigt dem guten Mann das Gold, der böse sieht zu. Nach jap. Farbendruck.

Digitized by Google

nicht lange, so klang es hell unter dem Stahl der Hacke, und ein großer Schatz von alten, glänzenden Goldmünzen kam zum Vorschein. Mit Hilfe der Frau wurde der Schatz gehoben und

Fig. 78. Der Hund zeigt dem bösen Mann etwas Schlechtes und wird dafür totgeschlagen. Nach japanischer Buchillustration.

sicher nach Hause getragen. Nun waren die alten guten Leute mit einem Male wohlhabend, und wenn sie schon früher den Hund gut gehalten hatten, so thaten sie dies jetzt erst recht. Er bekam stets das beste Essen, und sie bereiteten ihm ein reiches und

Digitized by Google

schönes Lager, daß es ein Prinz sich nicht hätte besser wünschen können.

Die Geschichte von der Auffindung des Schatzes durch den Hund wurde indessen ruchbar, und ein neidischer Nachbar der alten Leute wurde davon so aufgeregt, daß er nicht essen, noch trinken, noch schlafen konnte. Stets dachte er an die Geschichte und der bitterste Neid verzehrte ihn. Endlich dachte er, daß der

Fig. 79. Die guten Leute finden den Mörser gefüllt. Nach japanischem Farbendruck.

Hund doch wohl die Gabe haben müsse, alle Schätze der Welt aufzuspüren, und deshalb kam er schmeichelnd zu den alten Leuten und bat sie, ihm doch ihr Hündchen für kurze Zeit zu borgen.

„Wohin denkst du?" — sprach der alte Mann; „wir können den Hund nicht entbehren, wir haben ihn viel zu lieb und können uns keine Stunde von ihm trennen."

Doch der neidische Nachbar ließ nicht nach und kam täglich mit derselben Bitte, und da die guten alten Leute niemand eine

Digitized by Google

Bitte abschlagen konnten, so ließen sie sich endlich erweichen und überließen ihr Hündchen dem Nachbar. Eines Tages nun, als dieser den Hund in den Garten laufen ließ, stand er still, schnupperte auf dem Boden umher und fing richtig zu kratzen an. Hocherfreut lief der Nachbar hinzu, seine Frau brachte rasch eine Hacke, und dann gruben beide nach dem vermeintlichen Schatze. Aber was fanden sie? Eitel Unrat und Totengebein, und das

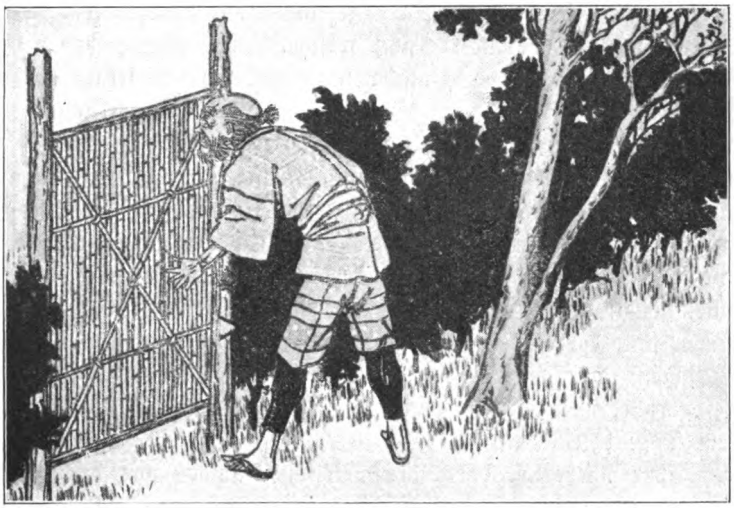


Fig 80. Der böse Mann sieht es.

stank so abscheulich, daß sie sich die Nase zuhalten mußten. Da waren sie voller Wut, daß der Hund, den sie doch auch sehr gut verpflegt hatten, sie so arg betrogen hatte. Der Mann war darüber so aufgebracht, daß er auf der Stelle das arme Tierchen tot schlug. Dann aber klagte der Heuchler laut und kam jammernd zu dem Besitzer des Hundes, um nicht als Mörder desselben in Verdacht zu kommen.

„Euer Hund," — sprach er, — „den ich so gut gefüttert habe, ist plötzlich gestorben, und niemand weiß, wie dies hat ge-

Digitized by Google

schehen können; ich kann nicht dafür und bringe euch sofort die Nachricht — er ist eben verschieden."

Trauernd trug der gute Alte die Leiche seines Lieblings zu der Stelle, wo der Schatz gefunden war. Er begrub ihn dort unter einer alten Fichte und klagte vom Morgen bis in die Nacht über den Verlust des treuen Tieres. Doch einstmals, als er nachts auf seiner Decke lag und fest schlief, da erschien ihm der Hund im Traume und sagte ihm, er möge den Baum, unter dem er selber begraben liege, fällen und einen Reismörser daraus machen, der werde ihn trösten. Der Mann, der den schönen Baum nicht gerne umhauen wollte, erzählte seiner Frau den Traum und fragte sie, was er thun solle. Die Frau aber riet ihm dringend, den Rat des Hundes zu befolgen, und so ward der Baum gefällt, und aus seinem Stamme ward ein schöner großer Reismörser angefertigt. Als die Zeit der Reisernte gekommen war, da sollte der neue Mörser gebraucht werden, und als der Mann die Körner, die geschält werden sollten, hineingethan hatte und anfing zu stoßen, da — o Wunder — kamen statt der weißen Reiskörner lauter blanke Goldstücke zum Vorschein. Nun war die Freude groß und die alten Leute waren tief gerührt über die Treue ihres Hündchens, die sich noch nach dem Tode bewährte.

Aber wiederum hörte der neidische Nachbar von der Geschichte, und als er herausgefunden, daß sie auf Wahrheit beruhte, da ging er abermals zu den alten Leuten und bat und flehte heuchlerisch, sie möchten ihm doch den Mörser borgen. Der gute Alte gab ihn nur sehr ungern her, aber was wollte er machen? Erschien es nicht gar zu ungefällig, wenn er die Bitte des Nachbarn abschlug.

Als der Neidische nun den Mörser im Hause hatte, — heissa — da ging es daran, Reiskörner zu schälen. Mann und Weib schleppten die Ballen herbei und gedachten eine große, unermeßliche Ernte an Goldstücken zu halten. Aber wiederum ward ihre Habgier arg bestraft, denn statt des Goldes zeigte sich nicht einmal Reis, nein, da kam ekelhaft stinkender Unrat

Digitized by Google

zu Tage. Und abermals wurden die beiden schlechten Menschen, die ihrem Nachbar kein Glück gönnten, so böse und ergrimmt, daß sie, ohne sich zu besinnen, den Mörser in kleine Holzsplitter zerhackten und ihn verbrannten.

Fig. 81. Der böse Mann zerschlägt den Mörser und verbrennt ihn zu Asche.

Digitized by Google

Die guten alten Leute waren natürlich sehr betrübt, als sie kamen, um sich den wertvollen Mörser zurück zu erbitten und den Sachverhalt erfuhren, der ihnen nicht vorenthalten wurde. Klagend legten sie sich abends zur Ruhe. Aber im Traume erschien dem alten Manne abermals sein liebes Hündchen, das ihn tröstete und ihm sagte, er möge nur zu dem neidischen Nachbar gehen und sich die Asche von dem verbrannten Mörser holen. Mit dieser Asche möge er auf die Landstraße gehen, und wenn der Daimio, der Landesfürst, vorüber reise, so möge er auf die Kirschbäume klettern und dieselben mit der Asche bestreuen; dann würden sie allsogleich über und über blühen.

Das war ein merkwürdiger Traum. Der alte Mann ging daher sogleich am Morgen zu seinem Nachbar und bekam auch Asche von seinem verbrannten Mörser vollauf. Diese that er nun in einen Beutel und ging damit auf die Landstraße. Alle Kirschbäume waren noch kahl — es

Fig. 83. Ein Großer des Reiches sieht dies mit Erstaunen. Dieses und die vorhergehenden Bilder nach japanischem Farbendruck.

Digitized by Google

Fig. 82. Der Gute streut die Asche auf Bäume, die so blühen.

war die Zeit, wo die Kunstgärtner für vieles Geld kleine Kirschbäume in Töpfen verkaufen, um den Leuten den Genuß der hochverehrten Kirschblüte Winters im Zimmer zu verschaffen, doch draußen gab es weit und breit keine Kirschblume; dazu war es viel zu früh im Jahre, man konnte darauf getrost noch einen Monat warten. Als der alte Mann an der Landstraße angekommen war, da sah er in einiger Entfernung den Zug des Daimio herannahen. Der Fürst kam in voller Pracht und mit großem Gefolge. Alle Menschen, die des Weges kamen, warfen sich pflichtschuldigst auf den Boden, um dem Herrn der Provinz ihre Ehrfurcht zu erweisen, und als der alte Mann dies nicht that, sondern vor des Daimio Augen flink auf einen Baum kletterte, da wurde der Fürst zornig und befahl, den Mann zu ergreifen, der so der guten Sitte Hohn spreche. Doch der alte Mann ließ sich nicht verblüffen, griff mit der Hand in den Sack und bestreute rings umher die Bäume mit der feinen Asche. Im Nu stand alles in Blüte,

Digitized by Google

und der Fürst war darüber so erfreut, daß er den alten Mann reich beschenkte und ihn nach seiner Rückkehr in sein Schloß bescheiden ließ, wo er hoch geehrt wurde.

Fig. 84. Der Böse versucht dasselbe, die Asche fliegt aber dem Fürsten in die Augen. Nach japanischer Buchillustration.

Dies alles erfuhr ebenfalls der reiche Nachbar, und wieder ließ ihm die Habgier und Mißgunst keine Ruhe. Deshalb sammelte er sorgfältig alle die Asche, welche noch von dem

Digitized by Google

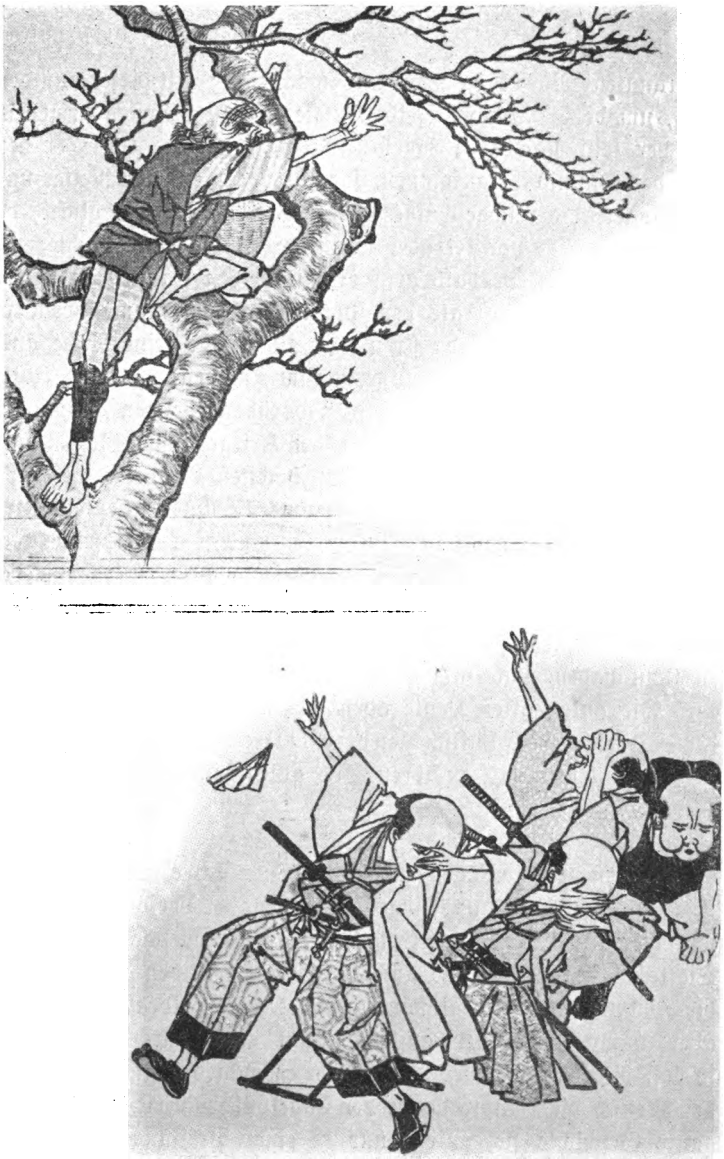


Fig. 85. Die Asche fliegt dem Fürsten und seinen Leuten in die Augen. Nach japanischem Farbendruck.

Digitized by Google

verbrannten Mörser da war, und machte sich mit dieser auf den Weg, um dem Daimio dieselbe Vorstellung zum Besten zu geben, mit der sein Nachbar so viel Glück gehabt hatte. Als er den Zug des Daimio herankommen sah, als er die vielen Reiter und Fußgänger, die reichgeschmückten Kagos des Fürsten erblickte, da hüpfte sein Herz vor Freude, wenn er an die Ehre dachte, die ihm bevorstand. Deshalb griff er mit beiden Fäusten in seinen Aschenbeutel, und just als der Zug unter dem Baume vorüberkam, auf dem er saß, da streute er plump die feine Asche aus. Aber diesmal trieb kein einziger Baum Knospen und keine Blüte zeigte sich; die Asche aber flog dem vorüberziehenden Daimio in die Augen und den reich geschmückten Kriegern ins Gesicht und auf die prächtigen Gewänder. Im höchsten Grade aufgebracht, holten sie den Übelthäter vom Baume herunter und prügelten ihn tüchtig durch; dann banden sie ihn und warfen ihn ins Gefängnis, in dem er lange Zeit schmachten wußte. Als er wieder frei kam, da hatten die Leute in seinem Dorfe alle seine Bosheit erfahren und wollten nichts, durchaus gar nichts mehr mit ihm zu thun haben, und so nahm er schließlich ein klägliches Ende.

Die guten alten Leute aber, die ihren lieben Hund, durch den sie reich und glücklich geworden waren, in treuem Andenken behielten, lebten bis an ihren Tod glücklich und zufrieden.

Haben wir im vorigen Kapitel eine sich auflösende in der Dialektik tendenziös ausklingende Naturfabel verfolgt, so stehen wir hier am Ende einer Entwicklungsreihe, welche auch in der Tierfabel beginnt, welche auch schon in primitiven Verhältnissen die Ahnung einer Moralschätzung bietet, deren moralischer Gehalt aber immer mächtiger aufwächst und zum Durchbruch kommt, so daß die tierischen Grundzüge ganz zurückgedrängt werden, daß der Mensch die Hauptrolle in der Fabel übernimmt, und daß die ganze Geschichte sich zuletzt nur in einer Preisung der besseren Moral auflöst. Es ist außerordentlich bezeichnend, wie verschwommen die Leistungen, die Thätigkeit, überhaupt die Be-

Digitized by Google

thätigung der Tiere verschwindet. Es ist sicher, daß in den ältesten Formen der Geschichte vom Bösen und vom Guten wohl nur tierische Eigenschaften, Tiergestalten und Bilder des Tierlebens enthalten waren, daß mit dem stärkeren Aufsprossen der Moralschätzung aber das Tier zurücktrat, seine Stelle dem Menschen überließ. Das Auftreten des Tieres in den letzten Fabeln kann man nur noch als eine dunkle Reminiscenz bezeichnen, die dem Vollgewichte des „fabula docet“ auch noch gewichen ist. Wer dieses letzte Stadium auch noch mit erleben will, der schlage die Märchen von Andersen auf und lese die Geschichte vom großen Klaus und vom kleinen Klaus. In diesem Märchen, — denn aus der Fabel ist nun ein Märchen geworden, — knarrt höchstens noch die Pferdehaut. Wirkliche Tiere, und zwar aktiv handelnde Tiere giebt es hier nicht mehr.

Greifen wir darauf zurück, was ich im Anfange des vorigen Kapitels sagte, daß nämlich unser Ziel hier ist, das Verhältnis der verschiedenen Kulturstufen zu den Tieren festzustellen. Da sehen wir denn in der Naturfabel das volle Verständnis für die Tierwelt, die Gleichschätzung von Tier und Mensch durchgeführt und nun sehen wir in der Kulturfabel das Tier vom Schauplatze verschwinden, an seine Stelle den Mensch treten und nach menschlichen Werten alles entwickelt. Wir können das Gleiche nochmals erkennen, wenn wir die Entwicklung der Illustrationen verfolgen, welche diese Kapitel zieren. Am Ende vom nächsten Kapitel werde ich darauf zurückkommen.

Nunmehr wollen wir mit dem so Klargelegten eine weitere Entwicklungsreihe vergleichen, die Abwandlung der Mythe bis zur Fabel.

Digitized by Google

Kapitel III.

Das Verklingen der Tiermythe.

roße solare Mythen, Sagen von tieferer religiöser Bedeutung, welche sich um den Auf- oder Niedergang der Sonne, um die Schicksale der Sonne und die Seelen der Verstorbenen gebildet hatten, habe ich im 1. Bande, in den Berichten über die Flegeljahre der Menschheit schon wiedergegeben. Unter diesen finden sich auch solche, welche in tierische Gewandung gehüllt sind. Ich verweise da besonders auf die nordwestamerikanischen Sagen, die Geschichten von Yetl, dem Raben. Die Thatsache, verhältnismäßig junger mythologischer Schöpfung in derart primitivem, tierischem Ausdruck hat natürlich jetzt, wo wir dem Verhältnis zwischen Tier und Mensch des Näheren nachspüren, ein ganz besonderes Interesse.

Denn: Erzählt man mir von Tiergeschichten schildernder Art ohne organischen Zusammenhang, dann weiß ich, daß ein Produkt der ältesten Kulturform, eine Schöpfung aus der Zeit des engsten Zusammenhanges zwischen Mensch und Tier vor mir liegt; wenn ich von der Seelenverwandtschaft der Tiere und Menschen höre, einer Beziehung der Familie oder eines Stammes zu einer Tierart ꝛc., dann ist mit Entschiedenheit anzunehmen, daß hier eine Anschauung der manistischen Kulturepoche, ein Glaube, entsprossen dem Ahnendienste und der Ahnenverehrung, gegeben ist.

Digitized by Google

Solche Erscheinungen sind klar. Am wenigsten verständlich ist es jedenfalls, wenn die dritte Kulturepoche, die Zeit der Beobachtung der Sonne, der Gestirne überhaupt und der Zeiträume, wenn diese Epoche die Erzählungen der Tierwelt mit ihren kosmogonischen Vorstellungen anfüllt. Solche solaren Mythen in Tiergewandung mehren sich, sobald wir die heiße Zone nach Norden verlassen. Während die heiße Zone nur das alles verschlingende Meer als Fisch, oder Schlange, oder Drachen, die Sonne selbst als Vogel festgehalten hat, mischen sich auf dem Wege nach Norden und zwar in ganz regelrechtem Zusammenhange und zwar je weiter wir vordringen immer mehr Tiergestalten in die Mythe, und zuletzt verschwindet die Mythe fast, — eben unter dem Gewirr der Tiere.

Ganz besonders bezeichnend für solchen Entwicklungsgang ist auch die Mythologie der Japaner. Haben wir im vorigen Bande die Sagen der Naturvölker beobachtet, so sollen hier diejenigen der Kulturvölker zu ihrem Rechte kommen. Und ich meine, jetzt noch bei einem Kulturvolke, welches ziemlich weit nach Norden vorgeschoben wohnt, die alten Mythen mit allen Symptomen der Entwickelung betrachten zu können, das müßte anziehend sein.

Aber wir müssen im Auge behalten, daß es nicht die Mythe des Japaners als solche ist, welche hier besonders interessiert. Wir sind ja vielmehr dabei, dem Verhältnisse zwischen Tier und Mensch nachzuspüren, und somit dürfen wir hier nicht die großen wuchtigen Mythen der Japaner bevorzugen, sondern müssen vielmehr uns auf einen kleinen Teil beschränken, welcher diese älteren Symptome noch einigermaßen klar birgt. Ich lasse hintereinander folgen, was an Material für unsere Betrachtung wünschenswert erscheint.

Momotaro.

(Japanisches Märchen.)

Vor langen, langen Jahren lebte in einem Dorfe ein altes Ehepaar. Trotz ihrer Armut hätten die beiden alten Leute recht zufrieden leben können, wenn sie nur Kinder gehabt hätten.

Digitized by Google

Aber die fehlten ihnen, und so sehr sie sich dieselben auch Zeit ihres Lebens gewünscht hatten, so war ihnen doch dieser Wunsch versagt geblieben. So verbrachten sie ihre Tage einsam und allein

Fig. 86. Die Frau fischt den Pfirsich auf. Nach japanischer Buchillustration.

und grämten sich oft sehr, daß selbst die Nachbarn ihren Kummer teilten, sich mit ihnen betrübten und sie nach Kräften zu trösten suchten.

Da begab es sich eines Tages, daß das alte Mütterchen aus der Hütte heraustrat und zum Flusse hinabging. Die Sonne

Digitized by Google

Fig. 87. Momotaro kommt zum Vorschein. Nach japanischem Farbendruck.

Digitized by Google

schien hell und der breite Strom trieb das klare Wasser rauschend über die Steine daher. Das Mütterchen hatte ein Bündel schmutziger Kleider mitgebracht, das sie nun löste, und emsig ging sie an das Waschen der Kleider. Sie war ganz vertieft in ihre Arbeit und achtete auf nichts weiter, als plötzlich auf dem Wasser ein großer schöner Pfirsich gerade auf sie zugeschwommen kam. Freudig griff sie danach; ach, selten gab es wohl eine so herrliche, schöne und reife Frucht wie diese. Sie war dick und rund und strahlte rosig in der Sonne. Nun denkt ihr wohl, das alte Mütterchen hätte sogleich den schönen Pfirsich gegessen? Nein, das that sie nicht, sie legte ihn beiseite und dachte sogleich an ihren guten Mann zu Hause; der sollte auch davon etwas bekommen! Und als die Arbeit beendet war, ging sie heim und gab dem alten Manne den Pfirsich; der freute sich nicht wenig über den schönen Fund, holte ein Messer und schnitt die Frucht vorsichtig in zwei gleiche Teile. Und was geschah nun? Zu dem größten Erstaunen der beiden Alten sprang ein wunderhübsches, munteres Knäblein daraus hervor. Und das war eine Freude, so groß, daß sie nicht zu beschreiben ist. Nun hatten die alten einsamen Leute plötzlich einen Sohn, den sie sich so lange gewünscht hatten, und sie dankten den Göttern inbrünstig für die unverhoffte Gnade. Zur Erinnerung an seine wunderbare Auffindung nannten sie ihn Momotaro, das heißt Pfirsichjunge. Sorgfältig zogen sie ihn auf, und er ward ein schöner Jüngling, begabt mit allen Tugenden eines guten Menschen, die Stütze und der Stab ihres Alters. Momotaro liebte seine guten Eltern ebenso sehr, als diese ihn liebten und war ihnen so dankbar, daß er Tag und Nacht daran dachte, ihnen alle Liebe und Aufopferung zu vergelten, sie recht glücklich zu machen und vor allen Dingen ihre ärmlichen Verhältnisse in bessere zu verwandeln. Er grübelte fortwährend darüber, wie er es wohl anfangen sollte, Reichtümer für seine Eltern zu erwerben, und nahm sich vor, eine Wallfahrt nach berühmten Tempeln anzutreten, um sich dort Rats zu erholen. Doch bevor er noch diesen Entschluß ausführte, hatte er einen so lebhaften Traum, daß er

Digitized by Google

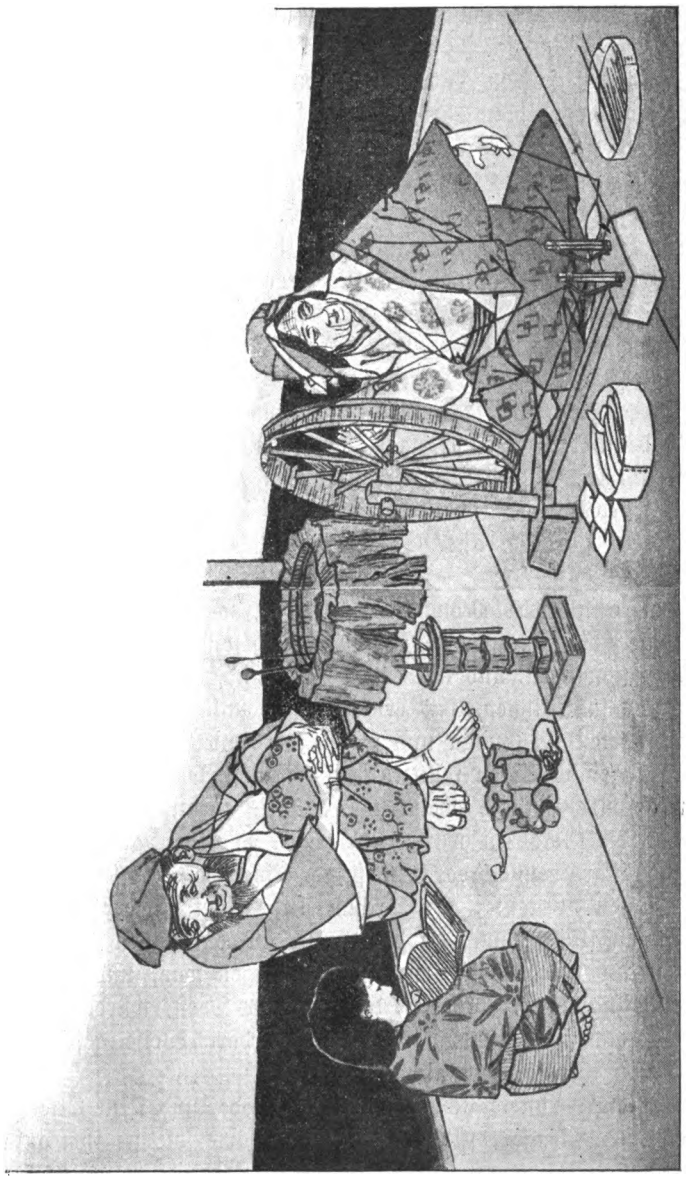


Fig. 88. Momotaro eifrig rudernd. Nach japanischem Farbendruck.

Digitized by Google

sich nur danach zu richten beschloß und alle anderen Pläne aufgab.

Nahe bei seinem Wohnorte nämlich lag eine Insel im Meere, welche niemand betrat, denn dieselbe war ausschließlich von bösen Geistern bewohnt. In Japan heißen solche bösen Geister Oni, weshalb auch diese gefürchtete Insel Onigaschima, Insel der bösen Geister, genannt wurde. Nun ging die Sage, daß die Oni, welche dort hausten, in ihren Höhlen ungeheuere Schätze aufgehäuft hätten, die sie streng bewachten, und der Geist, dem die Wache hauptsächlich oblag, hieß Monban. Momotaro hatte nun geträumt, er sei nach dieser Insel gefahren, hätte alle die bösen Geister besiegt und ihre Schätze erobert. Was aber die Hauptsache war und ihn vornehmlich in der Absicht bestärkte, die Fahrt nach Onigaschima zu wagen, war der Götter Gunst, die ihm im Traume bei seinem Unternehmen zu teil ward; denn in Gestalt von allerlei Tieren halfen ihm die Götter glücklich alle Gefahren bestehen und den Sieg gewinnen.

Das erste, was Momotaro nun that, war, daß er sich in der Kunst übte, Waffen zu führen und besonders eine schwere Keule zu schwingen, und als er dies verstand, ging er zu seinen Eltern und sagte ihnen, was er zu thun beschlossen hätte. Ganz bestürzt hörten sie ihn an und waren tief betrübt, daß sie ihren lieben Jungen verlieren sollten; sie baten ihn, doch ja sein Vorhaben aufzugeben und weinten, wenn sie daran dachten, wie furchtbar die Gefahren wären, denen er entgegen ginge. Als aber Momotaro dennoch darauf bestand, sein Abenteuer zu wagen, als er ihnen vorstellte, der Traum habe ihm ja der Götter Gunst und Hilfe zugesagt, da dachten sie an den schönen Tag, wo er ihnen aus dem Pfirsich entgegengesprungen war, und gaben ihre Einwilligung; die Götter, das war ihr Trost, würden dem Sohne, welchen sie ihnen auf so wunderbare Weise geschenkt hatten, auch ihren Schutz nicht versagen.

Momotaro rüstete sich also zum Abschiede, und seine Eltern bereiteten ein Menge köstlicher Klöße aus Hirse, die sie ihm auf

Digitized by Google

seine Reise mitgaben, damit er seinen Hunger stillen könnte. Und als nun alles in Bereitschaft war, sagte der gute Sohn seinen Eltern Lebewohl und ging von dannen.

Wohlgemut zog er seines Weges dahin, als ihm ein Hund

Fig. 89. Momotaro zieht mit seinen Trabanten auf Abenteuer aus. Nach Yoshitoshi.

entgegenlief. Zutraulich wedelte dieser mit dem Schwanze und sprang bellend an Momotaro in die Höhe, als er sah, daß derselbe sich seines Anblicks freute.

Digitized by Google

„Laß mich mit dir ziehen," — sprach der Hund, „ich will dir nützlich sein auf deiner Reise und dir treu dienen, wenn du mir etliche von deinen schönen Klößen abgeben willst."

Momotaro erfüllte diesen Wunsch sofort; er gab ihm einige Klöße und ließ ihn neben sich herlaufen. Nicht lange waren sie zusammen gewandert, so begegnete ihnen ein Affe, der sie freundlich grüßte und Momotaro fragte, wohin er mit all seinen vielen Waffen reisen wolle. Dieser erwiderte, daß er gegen die Insel der bösen Geister ausziehen und ihre Schätze erobern wolle, um sie seinen Eltern als Lohn für alle Wohlthaten zu bringen.

„Dann will ich mit dir ziehen und dir helfen," — sagte der Affe, — „du wirst mir gewiß dafür auch gern etwas von deinen schönen Klößen schenken, nicht wahr?"

„Gewiß, die sollst du haben," — entgegnete Momotaro und gab ihm sofort in voller Freude eine große Portion, und als der Affe sie aß, schmeckten sie ihm so gut, das er seinen Freund den Fasan herbei rief, der davon kosten mußte. Der Fasan, der ganz in der Nähe war, flog herbei und labte sich an der köstlichen Speise, und als er hörte, wohin die Reise gehe, bat er Momotaro, auch ihn mitzunehmen; er wolle vereint mit seinem Freunde, dem Affen und dem Hunde, ihm beistehen, die schreckliche Insel zu erobern. Momotaro war es zufrieden, und so zogen sie alle vier getrost und mutig dem Strand entgegen. Als sie denselben erreicht hatten, war freilich ein Boot vorhanden, das sie hinüber zur Insel bringen konnte, aber es lag weit im tiefen Wasser und war an einen Pfahl gebunden. Was war zu thun? Momotaro sann vergebens, wie er sich helfen sollte. Da aber wußte der Affe Rat; er sagte dem Hunde:

„Du kannst ja schwimmen! Also rasch begieb dich ins Wasser; ich springe auf deinen Rücken, du trägst mich zu dem Kahne und wir holen ihn zusammen hierher ans Ufer."

Gesagt, gethan; der Hund trug den Affen auf seinem Rücken durch das Wasser zum Kahne hin, der Affe löste das Tau und gab es dem Hunde ins Maul. Freudig und stolz

Digitized by Google

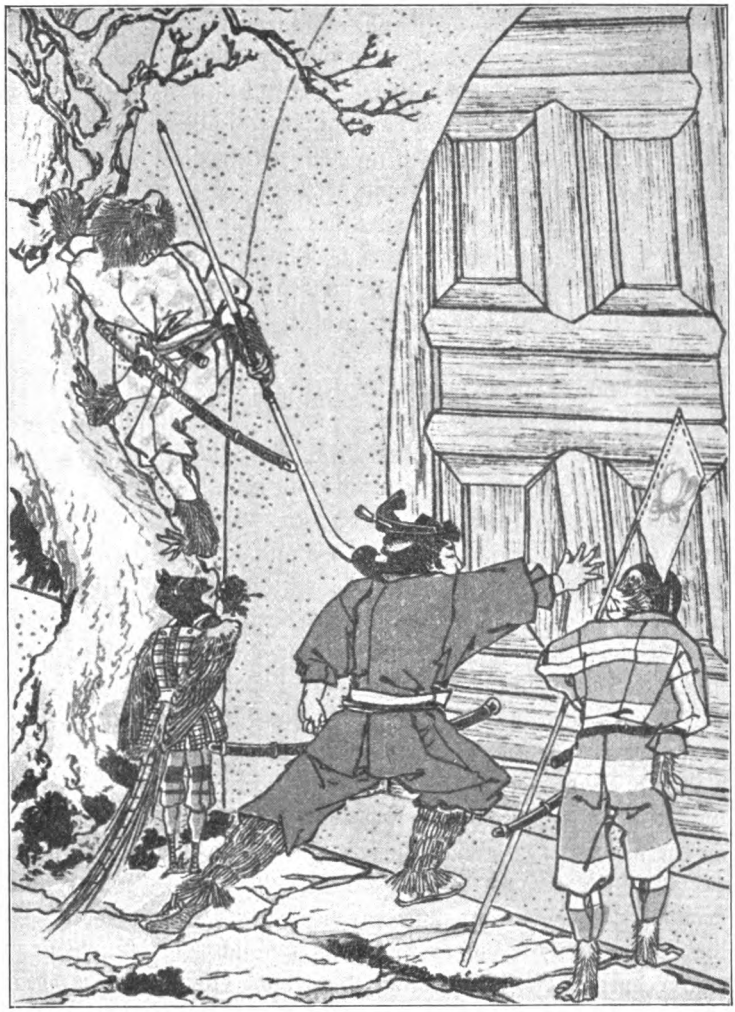


Fig. 90.

Momotaro gegen die Thür des Onireiches anstürmend. Nach japanischem Farbendruck.

Digitized by Google

schwamm der Hund zurück ans Ufer und brachte so den Kahn ans Land. Nun stiegen sie alle außer dem Fasanen ein; dieser aber flog voran, zu der Insel hinüber, um einen guten und sicheren Platz auszukundschaften, wo sie unbemerkt landen könnten. Die bösen Geister durften sie nicht sehen und vor allen Dingen den Kahn nicht; denn wie hätten sie ohne diesen, wenn sie die Schätze eroberten, dieselben fortschaffen wollen? Momotaro lobte den Fasan für seine Vorsicht und ließ ihn vorauf fliegen, und Dank seiner umsichtigen Führung konnten sie nicht allein ungesehen und gefahrlos landen, sondern der Fasan brachte sie auch gleich zum Eingange der großen Höhle, die er bald ausgekundschaftet hatte.

Momotaro schlug mit seiner Keule gegen die eiserne Pforte der Höhle, aber keine Antwort erfolgte. Ungeduldig und zornig zerschmetterte er die Thür und trat ein. Aber wie staunte er über den Anblick! Er hatte erwartet, an einen finstern, grausigen Ort zu gelangen, und nun fand er das Gegenteil; es war ein prächtiger, heller und glitzender Palast, in den er trat. Hier sollte das Oberhaupt der bösen Geister hausen? Momotaro war ganz verwirrt, doch seine Begleiter ließen sich nicht irre machen und brachten auch ihn bald wieder zur Besinnung. Der Fasan flog abermals wieder voraus, weit in den Palast hinein, der Affe kletterte auf das Dach, der Hund kroch unter den Fußboden, um zu sehen, wo wohl die Schätze versteckt waren, und während er dies glücklich herausfand, waren Affe und Fasan auch nicht müßig, und alle drei kehrten bald zu ihrem harrenden Herrn mit guter Botschaft zurück. Momotaro, von allem unterrichtet, schritt geraden Weges auf das Zimmer des Oberhauptes der bösen Geister los, und da unzählige kleine Kobolde ihn hindern wollten, schlug er so kräftig um sich und bläuete sie so wacker durch, daß sie schleunigst die Flucht ergriffen. Nun brach Momotaro ohne Zögern in das Gemach des obersten bösen Geistes ein, und der gräuliche Oni wurde sehr zornig, als er seiner ansichtig ward. Er rief seine Dienerschaft und befahl ihr, ihm zu helfen; doch es ließ sich niemand sehen, und Momotaro

Digitized by Google

ſchlug kräftig auf ihn ein. Der Affe aber, der wohl einſah, daß der große Geiſt ſtärker war als Momotaro, ſprang ihm flugs auf den Rücken und hielt ihm die Augen zu, ſo daß er ſeinen

Fig. 91. Momotaro bei den Oni. Nach japaniſcher Buchilluſtration.

Gegner nicht ſehen konnte, und der Hund war auch nicht faul, ſondern biß den böſen Oni tüchtig in die Beine, während der Faſan draußen die andern Geiſter fern hielt und jedem, der ſich in die Nähe wagte, die Augen auspickte. So geſchah es, daß

Digitized by Google

Fig. 92.

Momotaro mit seinen Schätzen auf dem Heimweg. Nach japanischem Farbendruck.

Digitized by Google

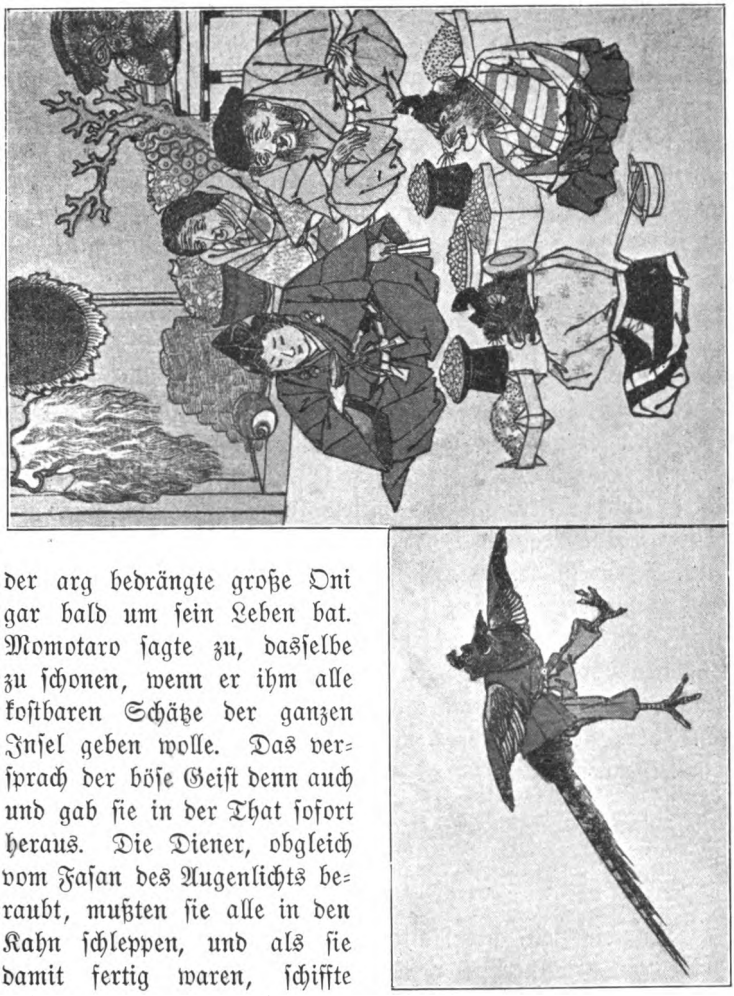


Fig. 93. Momotaro mit seinen Schätzen daheim. Nach japanischem Farbendruck.

der arg bedrängte große Oni gar bald um sein Leben bat. Momotaro sagte zu, dasselbe zu schonen, wenn er ihm alle kostbaren Schätze der ganzen Insel geben wolle. Das versprach der böse Geist denn auch und gab sie in der That sofort heraus. Die Diener, obgleich vom Fasan des Augenlichts beraubt, mußten sie alle in den Kahn schleppen, und als sie damit fertig waren, schiffte sich der junge Held mit seinen drei Gefährten vergnügt und froh ein.

Die Reise verlief glücklich, und als sie anlangten, da war die Freude der Eltern Momotaros über die Maßen groß; am größten darüber, daß sie ihren geliebten Sohn glücklich und ge-

Digitized by Google

fund wiedersahen. Doch waren sie auch sehr zufrieden damit, daß er so reiche und kostbare Schätze von der Insel der bösen Geister mitgebracht hatte. Da war Gold und Silber in Fülle, köstliches Gestein und Gewand, auch zauberhafte Schätze, ein Mantel und ein Hut, die jeden, der sie trug, unsichtbar machten, und noch viel andere wunderbare und seltene Dinge. Nun konnten sie alle ohne Sorge leben, und Momotaros Ruhm zog durch die ganze Welt.

Auch eine wunderschöne Prinzessin, die in einem großen, herrlichen Garten wohnte, hörte von ihm, aber da Momotaro sie nicht kannte, so konnte er auch nicht wissen, wie sehnlich sie sich ihn zum Gemahle wünschte. Der Fasan aber, der weit im Lande herumflog, kannte sie und erriet sehr bald ihre Wünsche, von denen er Momotaro erzählte, und dieser war so glücklich über die Nachricht, daß er sogleich seine Mutter zu der Prinzessin sandte und um ihre Hand bitten ließ. Die Prinzessin war voller Freude über die Botschaft und zögerte nicht einen Augenblick, einen so schönen, tapferen Mann, wie Momotaro war, zum Gemahl zu nehmen.

Dem alten, guten Ehepaar blieb nun nichts mehr zu wünschen übrig, und so verlebten sie alle miteinander noch lange glückliche Tage. Momotaro aber hielt den Hund, den Affen und den Fasan hoch in Ehren und behielt sie zu Freunden bis an sein Lebensende.

Kintaro.

(Mythe nach Brauns.)

Um die Zeit, als Raiko und seine Genossen durch ihre Heldenthaten unsterblichen Ruhm erwarben, lebte am Hofe zu Kioto ein tapferer und braver Krieger namens Kurando. Obwohl er stets treu und eifrig seine Pflicht erfüllte, war es doch mächtigen Feinden und Neidern gelungen, durch verleumderische Gerüchte ihm das Vertrauen des Kaisers zu rauben und ihn endlich so anzuschwärzen, daß er, um nicht als Opfer der Hinter-

Digitized by Google

list seiner Gegner in Schmach und Tod zu geraten, lieber die Flucht ergriff. Einsam und trostlos irrte er in den Wäldern um Kioto umher und fristete dort ein gar kümmerliches Dasein. Er war aber wenigstens in Sicherheit und freute sich derselben um so mehr, als seine treue Gattin ihn aufgesucht und glücklich gefunden hatte, und als nun ihre gegenseitige Liebe ihnen über alle Entbehrungen hinweghalf. Auch waren sie mit vereinten Kräften weit besser imstande, allem Ungemach zu begegnen. Und selbst als die Frau die Stunde nahen fühlte, wo sie einem Kinde das Leben schenkte, wußte der Gatte alles so einzurichten, daß weder ihr noch dem Kinde das geringste Ungemach widerfuhr. Nun lebten die drei in ihrer Art glücklich und zufrieden ohne irgend welche anderen Menschen zu sehen, als dann und wann einen armen Holzhauer, und so wäre es sicher noch lange fortgegangen, wenn nicht Kurando schwer erkrankt und endlich seinen Leiden erlegen wäre.

Fig. 94. Kintaros Kindheit. Nach Kiosai.

Jetzt fand es die Witwe geraten, mit ihrem Kinde, einem kräftigen Söhnlein, dem sie den Namen Kintaro gegeben, tiefer

Digitized by Google

ins Gebirge zu ziehen, wo der dichtere Wald ihnen besseres Obdach und auch reichere Nahrung bot, und wo ihr keine andere Gefahr drohte, als von den wilden Tieren. Gegen diese wußte sie sich in einer tiefen Höhle sicher zu stellen, in welcher sie die Nächte zubrachte. Selten kamen Waldarbeiter hierher, und wenn sie Kintaro und seine Mutter sahen, so blickten sie mit ängstlicher Scheu auf dieselben und nannten den Knaben das Wunderkind, die Frau aber die wilde Mutter.

Kintaro war in der That zu einem wunderbaren Knaben geworden. Alle Tiere des Waldes liebten ihn und folgten stets seinem Rufe, sogar die Tengus, die Waldkobolde, waren ihm hold. Auch fürchtete er sich nicht im mindesten vor ihnen und spielte am liebsten mit den jungen Tengus, die aber nicht immer Lust hatten, bei ihm zu sitzen und oft lieber oben in die Bäume flogen; denn bekanntlich hat ein Tengu Flügel wie die Fledermäuse und oft auch einen Rabenschnabel. So kam es, daß einstmals solche jungen Tengus in ihr Nest auf einen großen Baum geflogen waren, als Kintaro sich mit ihnen unterhalten wollte, und Kintaro, darüber erzürnt, schüttelte den Baum so kräftig, daß das ganze Tengunest zur Erde fiel und die Jungen ängstlich nach ihrer Mutter schrieen.

Gerade in diesem Augenblicke kam es, daß der berühmte Krieger Raiko auf einem seiner vielen Streifzüge, die er gegen die bösen Geister unternahm, dort vorbeizog. Er sah mit Staunen, welch übermenschliche Kraft dieser Knabe, der ganz im Walde aufgewachsen war, schon im zartesten Alter besaß und beschloß, ihn mitzunehmen und unter die tapfersten Krieger zu reihen, sobald er etwas älter geworden und im Gebrauche der Waffen unterwiesen wäre. Allein Kintaro wollte nichts davon wissen; er wollte weder seine Mutter noch auch seine vielen Gespielen, Tengus und Tiere des Waldes, verlassen. Raiko fragte ihn indessen nach seinen Eltern, und als er erfahren, wo seine Mutter weilte, ging er zu ihr und stellte ihr die Sache gehörig vor. Kintaro, so sagte er, würde sicher ein berühmter Krieger werden und den Ruhm und Glanz seiner Familie wieder her-

Digitized by Google

stellen. Auch willigte die Mutter bald ein und beredete ihren Sohn, das Anerbieten Raikos nicht auszuschlagen. Sie selbst zog es vor, in ihren Wäldern zu bleiben, obwohl ihr Raiko die glänzendsten Versprechungen machte. So trennten sich Mutter und Kind; allein Kintaro, der ein stattlicher Held wurde und Raiko auf den gefahrvollsten und ruhmreichsten Zügen begleitete, besuchte sie zu ihrer Freude noch oft in der Waldeinsamkeit, bis sie starb. Danach ward sie als Schutzgeist der Gegend von den Waldbewohnern verehrt und soll noch heutigen Tages dort wohnen.

Kintaro.

(Mythe nach Netto und Wagner.)

Der starke Kintoku oder Kintaro war einer von den vier Helden, welche dem Prinzen Raiko, dem Ahnherrn des mächtigen Shogun Yoritomo, bei seinem edlen Unternehmen, Japan von Räubern, Teufeln und sonstigen Ungeheuern zu reinigen, an die Hand gingen oder auch sonst auf eigene Faust allerlei Heldenthaten verrichteten. Kintaro that sich durch unglaubliche Körperstärke hervor. Sein Vater wurde, als er selbst noch Säugling war, in einer Fehde erschlagen. Um weiterem Mißgeschicke zu entgehen, floh die Mutter mit ihrem Kleinen in die Wälder. Hier lebte sie in gänzlicher Zurückgezogenheit von den Menschen als „Alte vom Berge", Yama Uba, wie sie in den japanischen Legenden genannt wird. Das arme gehetzte Weib that ihr Äußerstes, sich von den Früchten des Waldes zu ernähren, ihr Kind mit seinen Blumen zu erfreuen. Im Anfang mochte sie wohl mit einiger mütterlicher Angst auf die ungefüge Vertraulichkeit der Waldtiere blicken, mit denen ihr kräftiger Junge ohne weiteres auf bestem Fuße stand. (Siehe Fig. 94). Aber bald gewöhnte sie sich daran. In der frischen Waldluft gedieh der kleine Kintaro vortrefflich und wurde dick und stark. Als er etwas größer war, schloß der wetterbraune Junge — deshalb oft ganz rot am Leibe dargestellt — Freundschaft nicht

Digitized by Google

nur mit den Tieren, sondern auch mit den Tengus, den Berg- und Waldkobolden, die nachstehend noch eingehender besprochen

Fig. 95. Ein Tengu lehrt Kintaro das Kreiselspiel. Nach Kiosai.

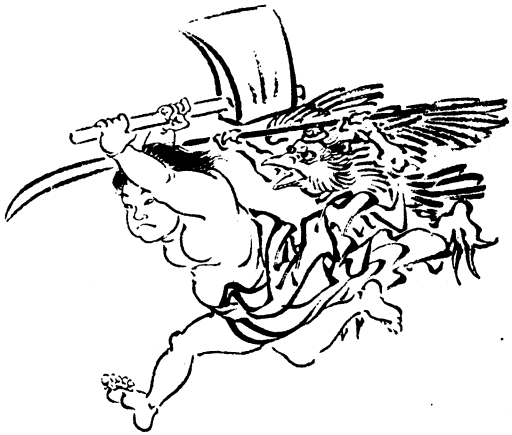


Fig. 96. Ein Tengu unterstützt Kintaro beim Kampfe. Nach Kiosai.

werden sollen. Bald hatte er, vermöge seiner Stärke, die nötige Autorität erlangt, und da er, wie die meisten starken Leute, gutmütig von Charakter war, so waren alle Geschöpfe ihm gern

Digitized by Google

zu Dienſten. Die Bären ließ er untereinander raufen und ſchaute kritiſch zu. Er ſelbſt hatte ſie ſchon alle geworfen. Die Tengu lernten ihm das Kreiſelſpiel (ſiehe Fig. 95) und halfen ihm ſpäter, wenn er mit ſeiner Holzaxt bewaffnet gegen Ungeheuer loszog (ſiehe Fig. 96); der Haſe leiſtete ihm Dienſte bei Anfertigung von Papierdrachen.

Kintaro war ſo ſtark, daß er die gewöhnlichen Teufel ſchon als Kind durchgewalkt hatte, wenn ſie ihm und ſeinen vierbeinigen Kameraden das Spiel verderben wollten. Als Jüngling hatte er ſelbſt Raiden, den Donnergott, überraſcht, als dieſer eine ſeiner Trommeln auf die Erde hatte fallen laſſen und ſie wieder heraufholen wollte. Kintaro fing ihn, band ihn an einen Baum, die Hände freilaſſend, legte die Trommeln um ihn herum und forderte ihn auf, unter vier Augen ein kleines Donnerſolo auf mehreren Pauken zum beſten zu geben. — Als er endlich ſeine Waldeinſamkeit verlaſſen hatte, und vom Vater des Yorimitſu unter deſſen Vaſallen aufgenommen war, begleiteten ihn ſeine früheren Freunde. (Siehe Fig. 97.)

Fig. 97. Kintaro mit ſeinen Trabanten auf Reiſen. Nach Ichiruſai Kuniyoſhi.

Als Kintaro bei dem vorher erwähnten Prinzen Raiko in Dienſte getreten war, zog er mit dieſem und anderen Helden nach dem Oyama in Tamba, einem Berge, auf welchem das Schloß eines menſchenfreſſenden Rieſen lag, der beſtändig die

Digitized by Google

schönsten Mädchen von Kioto entführte, eine zeitlang bei sich behielt und sie dann abschlachtete. Auf der Suche nach dem Schloß in der schwer zugänglichen Wildnis wurden die Helden von einem guten Geiste mit Ratschlägen und einem Zaubertranke versehen. Es gelang ihnen, im Schloß des Riesen Aufnahme zu finden, wo sie zwar an dessen grausiger Mahlzeit teilnehmen mußten, aber auch Gelegenheit fanden, ihm den Zaubertrank zu

Fig. 98. Kintaro mit dem Kopfe des von Raiko erlegten Riesen. Nach einem Schwertstichblatt von Iwamoto Konkan.

kredenzen. Dieser machte den Riesen schwer trunken, so daß er einschlief und nun in seiner wahren Gestalt als ungeheuerlicher Teufel erschien. Raiko schlug ihm den Kopf ab, dieser aber sprang noch im Todeszucken auf den Helden, dem glücklicherweise sein Helm gegen den Biß des Ungeheuers schützte. Nun machten sich die Recken daran, die ganze teuflische Besatzung des Schlosses unter schweren Kämpfen in die Pfanne zu hauen und zogen dann mit den Schätzen des Riesen und all

Digitized by Google

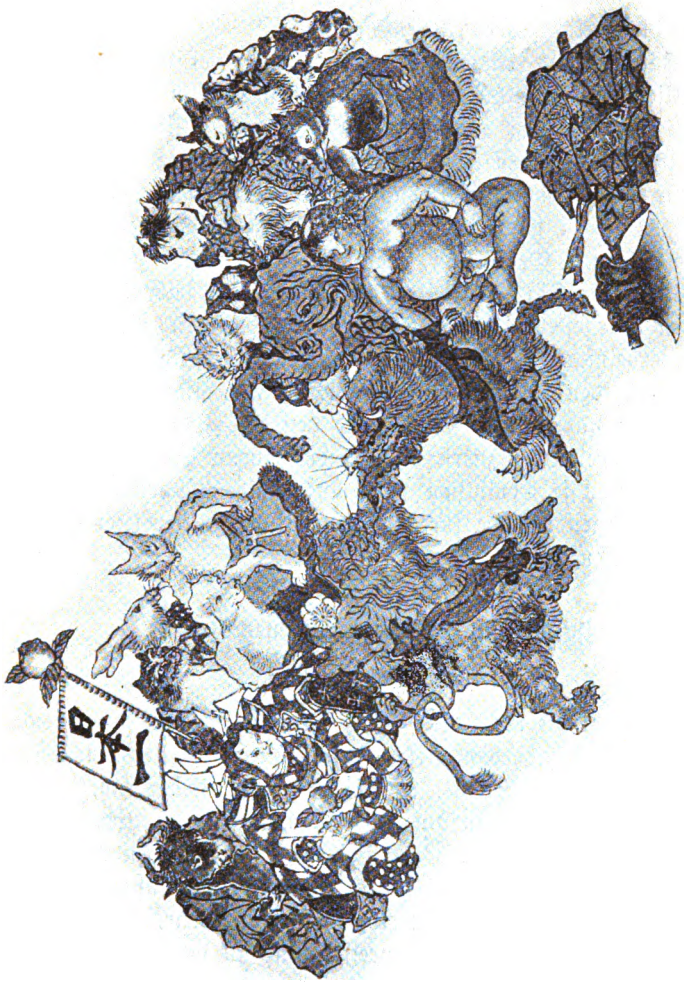


Fig. 99. Momotaro und Kintaro lassen ihre Trabanten mit einander fechten.

Digitized by Google

den schönen Mädchen, die noch im Schloß waren, nach Kioto zurück, wobei nach einigen Darstellungen dem starken Kintaro die Ehre zuteil wurde, den Kopf des Riesen auf seinem Rücken mitzuschleppen. (Siehe Fig. 98.)

Ein anderes Ungeheuer von Oyama bei Kioto war die schreckliche Höhlenspinne, welche die Menschen in ihrem riesenhaften Netze einfing und in ihre Höhle zog. Sie überraschte einst zwei der Helden beim Go-spiel, was ihr aber übel bekam. Es wurde noch mancherlei erzählt, aber dieses mag genügen. —

Ich möchte noch, ehe ich zu der letzten der drei uns hier interessierenden Geschichten oder Persönlichkeiten komme, auf die Abbildung Fig. 99 Seite 149 hingewiesen haben. Hier ist nämlich dargestellt, wie Momotaro und Kintaro ihre Truppe von vierbeinigen Ringern auf den Wahlplatz geführt haben und nun die beiden Shichi, den Karashichi, einen etwas fabelhaften, von China stammenden Löwen und den in Japan einheimischen Inoshichi oder Eber zuerst miteinander ringen lassen.

Die nächste Erzählung wird uns einige Nachricht von den Tengu bringen, welche für die Beurteilung aller dieser Sagen nicht unwesentlich ist.

Yoschitsune und sein getreuer Benkei.

(Sage nach Brauns.)

Als Yotschitomo, der Vater Yoritomos, nach verlorener Schlacht von Mörderhand fiel, überlebten ihn außer dem letzteren noch zwei jüngere Söhne, die Kinder einer Nebenfrau, welche Toki hieß. Unter den äußersten Drangsalen, inmitten wüsten Schneegestöbers gelang es der Toki, mit ihren beiden Söhnlein zu entfliehen, deren älteres Noriyori hieß, deren jüngeres aber, damals noch Säugling, derselbe Yoschitsune war, den seitdem alle Japaner aufs höchste zu preisen und zu verherrlichen nicht müde werden.

Während Toki so durch den Schnee ermüdet ihren Weg ging, nur von dem Bestreben geleitet, ihre Kinder in Sicher-

Digitized by Google

heit zu bringen, begegnete ihr ein Soldat aus dem feindlichen Heere. Wohl schlug sein Herz voll Mitleid, und er dachte nicht entfernt daran, die Ärmsten gefangen zu nehmen und seinem Herrn, dem gewaltthätigen Kiomori, auszuliefern. Vielmehr ließ er sich in ein freundliches Gespräch mit der Mutter ein, aus dem sie zu ihrem Schrecken entnahm, daß Kiomori, welcher Kunde von ihrer Flucht erhalten, ihre Eltern an ihrer Statt eingekerkert habe und mit dem Tode bedrohe. Was sollte die Unglückliche nun thun? Ihre Eltern dem Tyrannen zu überlassen, das stritt gegen die heiligsten Pflichten; ihre Kinder zu opfern, überstieg ihre Kräfte. Da faßte sie einen kühnen Entschluß. Ihrer großen Schönheit sich wohl bewußt, ging sie zur Hauptstadt zurück und begab sich geraden Weges zu Kiomori, um selbst bei ihm um das Leben der beiden Knaben zu flehen. Und ihr Plan gelang vollkommen. Kiomori, von ihren Reizen bezaubert, warb um sie; sie sträubte sich, ihn, durch den ihr Gatte seinen Tod gefunden, zu erhören, allein, als er in sie drang, willigte sie ein, wenn er ihren Kindern das Leben schenken und dies ihr feierlich geloben wolle. Zwar wurden unter Kiomoris Anhängern warnende Stimmen laut, doch blieb er seinem Worte treu und begnügte sich, die beiden Knaben von der Mutter zu trennen.

So kam Yoschitsune, sobald er der mütterlichen Pflege irgend entraten konnte, in ein Kloster. In diesem Kloster von Kurama verlebte Yoschitsune einsame Tage; sein einziges Vergnügen war, im Walde umher zu streifen und sich mit dessen wilden Bewohnern zu befreunden. Dabei erlangte er eine wunderbare Stärke, und seine Gefährten im Kloster nannten ihn nur Uschiwaka, den jungen Stier.

Auf seinen Streifzügen durch die dichtesten Gebüsche und durch die wildesten Geklüfte traf er einstmals bei einer alten Zeder einen sehr großen Tengu, einen jener geflügelten Kobolde, vor denen sich sonst die Menschen so sehr fürchten. Dem Yoschitsune aber war solch ein Gefühl fremd; zutraulich ging er auf den Tengu zu, und dieser fand ein solches Wohlgefallen

Digitized by Google

an dem schönen, starken Knaben, daß er ihn in allen seinen Künsten unterrichtete. So lernte Yoschitsune springen, wie es sonst nie ein Sterblicher vermocht hat; beim Fechten war er so behende, daß ihm niemand etwas anhaben konnte, während er von allen Seiten dichte Hiebe auf den Gegner hageln ließ. Zum Andenken an jene Begegnung verehren noch heute die Japaner den großen Baum, bei welchem sie stattfand.

Als die Gerüchte von der großen Stärke und von der Gewandtheit im Fechten, welche Yoschitsune erlangt hatte, zu den Ohren Kiomoris kamen, reuete diesen wohl sein ehemaliger großmütiger Entschluß; allein die Reue kam zu spät, denn Yoschitsune hatte nicht sobald vernommen, daß der Tyrann ihn mit argwöhnischem Auge ansähe, als er auch ohne Zögern das Weite suchte. Ein Eisenhändler aus einer der nördlichen Provinzen, der oft im Kloster verkehrte, half ihm entweichen und nahm ihn verkleidet mit sich; sie durchzogen zusammen das Land und befreundeten sich sehr, und Yoschitsune fand bereits auf dieser Reise Gelegenheit, seine Dankbarkeit zu bestätigen, indem er allein und unbewaffnet einen ganzen Trupp von Räubern in die Flucht schlug. Als er jedoch abermals in Kadzusa einen siegreichen Kampf mit Räubern bestand und fünf derseben tötete, da verbreitete das Gerücht weithin seinen Ruhm und er mußte fürchten, daß derselbe seinen Weg zu den Ohren Kiomoris finden möchte. So mußte er weiter und weiter fliehen und gelangte endlich im äußersten Norden Japans zu einem braven und mächtigen Stammeshäuptling, Namens Hidehira, der ihn bei sich behielt und ihn vor Entdeckung schützte.

Hier wartete der junge Held seine Zeit ab und als endlich der rechte Augenblick gekommen, da war er es, der die heldenmütigsten Thaten im Kampfe gegen die Feinde seines Hauses, gegen die Taira, verrichtete.

Zu Beginn dieser seiner Kriegslaufbahn war es, daß er mit dem riesengroßen, unbändig starken Benkei zusammentraf.

Dieser Benkei war eigentlich ein Mönch. Zu jener Zeit aber waren viele der Mönchsorden sehr kriegerisch gesinnt, und

Digitized by Google

Fig. 100. Nachtfuchs in der Fechtstunde bei den Tengu. Nach Kunisada.

Digitized by Google

manchmal glichen die Klöster eher starken Burgen als friedlichen Gotteshäusern. Es kam sogar damals — und auch noch in viel späteren Zeiten — vor, daß die waffenkundigen Ordensbrüder im Gebirge der Gewalt des Kaisers und seiner Feldherrn trotzten und erst nach hartem Kampfe unterworfen wurden. Insbesondere war dies auch mit Benkeis Kloster zu Hiesan der Fall, und so kann es kaum überraschen, daß der riesenstarke Benkei nicht bloß manche erstaunlichen Kraftstücke ausführte, sondern auch in den Waffen geübt und einer der berühmtesten Krieger seiner Zeit war. Als Beweis seiner großen Stärke erzählt man, daß er aus einem Nachbarkloster eine große Glocke entwandte und ganz allein auf seinem Haupte in sein Kloster trug. Dies half jedoch wenig, da die bestohlenen Mönche durch Zauberkraft der Glocke ihren Klang nahmen, den sie erst wieder erhielt, wenn sie den rechtmäßigen Eigentümern zurückgegeben war. Man erzählt ferner, daß Benkei, um sich zu sättigen, einen großen eisernen Kessel von fünf Fuß im Durchmesser ganz allein zu leeren pflegte.

Um die Zeit, als Yoschitsune nach Kioto zurückkehrte, pflegte Benkei abends sich auf der großen Brücke aufzustellen und von den Vorübergehenden eine Abgabe zu erheben. Dagegen wehrte er andere Wegelagerer und alles Raubgesindel ab, und zu diesem Behuf trug er eine Hellebarde mit langer Klinge, von ungeheuerem Gewicht und erstaunlicher Länge.

Als nun Yoschitsune von diesem gewaltig starken Manne hörte, beschloß er, seine Kräfte mit ihm zu messen und ließ deshalb dem Benkei zu Ohren kommen, daß ein Räuber auf die Brücke kommen werde und sich vorgenommen habe, mit ihm zu kämpfen. Und als der Abend gekommen, begab sich Yoschitsune als Räuber verkleidet auf die Brücke; Benkei fand sich ebenfalls pünktlich ein, es kam zu einem Wortwechsel und endlich zum Zweikampf. Dieser aber hatte einen ganz anderen Ausgang als Benkei, der viel, viel größer als Yoschitsune war, wohl erwartete; die Sprünge des gewandten Fechters, des Schülers eines Tengu, brachten ihn bald völlig in Verwirrung; die Streiche kamen so unerwartet und kräftig, daß gar bald des Riesen

Digitized by Google

Hellebarde auf die Erde fiel und demütig erkannte er seinen Meister in dem anfangs mißgeachteten Gegner. Nun bat Benkei um sein Leben und gelobte, dem Sieger treu zu folgen. Das aber war eben Yoschitsunes Wunsch gewesen; er schenkte dem Besiegten das Leben und nahm ihn, nachdem er sich ihm zu erkennen gegeben, in sein Gefolge auf. Benkei lohnte ihm durch unwandelbare Treue und Hingebung auf allen noch so beschwerlichen Kriegszügen und in allen Gefahren und war ihm stets

Fig. 101. Tengu auf einem Eber reitend.

auf den ersten Wink gehorsam, koste es, was es wolle. So erzählt man, daß einst auf einem eiligen nächtlichen Marsche durch ein wildes Gebirge Yoschitsune sehr besorgt ward, ob seine Soldaten auch den rechten Weg nicht verfehlten; denn es war für das Gelingen des ganzen Feldzuges von äußerster Wichtigkeit, daß er mit seinem Heere anderen Tages an der verabredeten Stelle, vor der feindlichen Festung Ischitani, rechtzeitig eintraf. Als aber Benkei kaum davon Kenntnis erhalten hatte und keine Möglichkeit sah, Fackeln für die Truppen herbeizuschaffen, da

Digitized by Google

erfüllte ihn der Wunsch, seinem geliebten Feldherrn zu willfahren, so sehr, daß er jede Rücksicht der Menschlichkeit aus den Augen setzte und alle am Wege befindlichen Häuser in Flammen aufgehen ließ. Durch dieses grausame Mittel erreichte er allerdings seinen Zweck; beim Scheine der Feuerbrünste vermochten die Soldaten den rechten Weg ohne Mühe zu finden.

Yoschitsunes Ruhm erfüllte bald das ganze Land und der Sieg begleitete seine Fahnen überall. Er war es, der das mächtige Heer Yoschinagas in einer einzigen Schlacht vernichtete, er war es endlich, der den verzweifelten Widerstand der letzten Reste der Taira-Partei in raschem Siegeslaufe über-

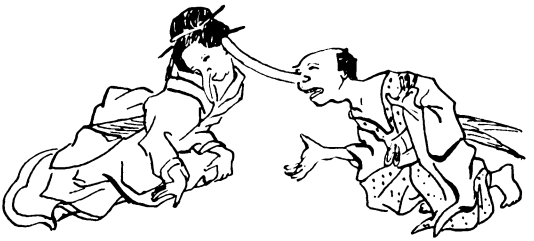


Fig. 102. Dieses und die folgenden Bilder sind Darstellungen aus dem Leben der Langnasen, deren Entstehung wir auf die Tengu zurückzuführen haben. Ein Männlein seinen Schatz liebkosend. Nach Kiosai.

wand. Er hate daher seinem Bruder Yoritomo den Weg zur höchsten Gewalt geebnet, und seine Treue und Anhänglichkeit an denselben war ebenso groß, als seine Tapferkeit und Heldenkraft. Und dennoch lohnte ihm Yoritomo mit schwärzestem Undank. Mochte ihn der größere Ruhm, der dem Yoschitsune zugefallen war, mit Neid beseelen, oder mochten Furcht und Argwohn ihn ergreifen, genug, er beschloß, sich Yoschitsunes und zugleich seines anderen Halbbruders, des Noriyori, des beständigen Begleiters und Genossen Yoschitsunes, durch Hinterlist zu entledigen. Meuchelmörder wurden von ihm gedungen und gegen die beiden ausgesandt; Noriyori fiel unter ihren Streichen, Yoschitsune aber nebst seinem treuen Benkei entfloh. Kaum hatte Yoritomo davon Kunde erhalten, so erhob er gegen

Digitized by Google

Yoschitsune die schwersten Anklagen, als sänne er auf Hochverrat und trachtete ihm selbst nach dem Leben. Soldaten wurden abgesandt, um ihn einzufangen und als Staatsgefangenen nach Kioto zu schlepen. So sahen sich Yoschitsune und Benkei bald von allen Seiten umstellt und irrten ratlos im Gebirge von Hakone umher. Einstmals stießen sie ganz plötzlich auf einen Wachtposten, der eigens aufgestellt war, um ihr Entkommen zu verhindern. Schon gab sich Yoschitsune verloren und wollte sein Leben so teuer als möglich verkaufen; allein Benkei wußte mit rascher Geistesgegenwart der Gefahr zu begegnen. Zum Glück hatte er seine Priestertracht wieder angelegt, um nicht so leicht erkannt zu werden; er gab daher dem Yoschitsune einen heftigen Schlag und schalt ihn aus, daß er den kaiserlichen Soldaten nicht mit der gebührenden Ehrfurcht begegne. Dann verbeugte er sich demütig gegen den Führer der Mannschaft, welche den Weg gesperrt hielt und erzählte ihm, er sei ein Mönch aus einem armen Bergkloster, sein Oberer habe ihn ausgesandt, um Gelder für eine Glocke zu sammeln, welche ihrem Tempel noch fehle, und da habe man ihm jenen tölpelhaften Bauernburschen mitgegeben, um seinen Mundvorrat und die eingesammelten Gelder zu tragen; man möge dessen Unhöflichkeit freundlichst im Hinblick uuf seine Dummheit entschuldigen. Der Offizier schenkte diesen Worten Glauben und so gelang es den Flüchtlingen, unbehelligt bis in entlegene Teile des Gebirges zu entkommen.

Fig. 103. Zwei Fechter. Nach Kiosai. Siehe Fig. 102.

Digitized by Google

Nach endlosem Hin- und Herziehen und manchem schweren Abenteuer gelang es ihnen endlich, ein gesichertes Unterkommen bei dem alten Freunde Yoschitsunes, bei dem Fürsten Hidehira, fern im Osten Japans, zu finden. Hier waren sie geborgen und in Ruhe, aber nur so lange, als der edle Hidehira lebte. Kaum war er gestorben, so sandte sein Sohn und Nachfolger heimlich eine Botschaft an Yoritomo und verriet den Freund und Gast seines Vaters.

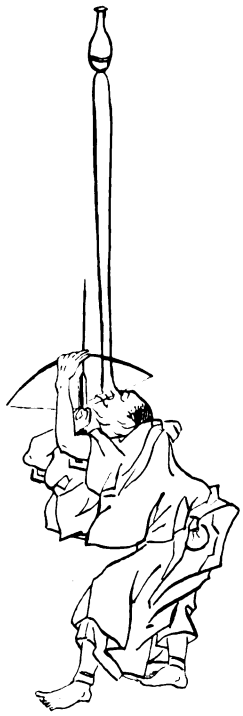


Fig. 104.
Jongleur. Nach Kiosai.
Siehe Fig. 102.

Yoritomo hielt es für geraten, selbst mit einer Abteilung Soldaten auszuziehen, um Yoschitsune tot oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Allein der Verräter wartete Yoritomos Ankunft nicht ab, sondern schickte seinerseits Meuchelmörder aus, um mit dem Haupte Yoschitsunes sich Yoritomos volle Gunst zu erkaufen. Yoschitsune indessen ward gewarnt, und so weiß niemand mit Bestimmtheit, was aus ihm und Benkei wurde. Einige meinen, sie hätten sich, um einem schimpflichen Tode zu entgehen, selbst entleibt; die meisten aber sind der Meinung, daß die beiden sich retteten und nach der Insel Yesso übersetzten, und diese Meinung wird durch die Erzählungen der Eingeborenen dieser Insel, der Ainos, bestätigt.

Diese sagen, ein wunderbarer Held, den sie den Gott Kurumi nennen, den aber die Nachbarvölker mit dem Namen Daimoijin bezeichnen und der eben kein anderer war als Yoschitsune, sei von Süden her zu ihnen gekommen, habe sie in manchen Künsten unterwiesen, habe sie gelehrt, den Acker zu bauen,

Digitized by Google

Böte zu zimmern und den Bogen zu brauchen. Deshalb wird er auch noch heutzutage auf der Insel verehrt. Schließlich aber soll er, nachdem er von ihren göttlichen Herrschern allerlei Zauber erlernt, diese betrogen haben und mit seinen neuerlangten Zauberkünsten entflohen sein.

Was nun aus ihm geworden, nachdem er Yesso verlassen, darüber weiß niemand etwas, und nur ein dunkles, völlig unverbürgtes Gerücht besagt, daß Yoschitsune, nachdem er sich von Yesso auf das benachbarte Festland begeben, ein großes Ansehen unter den Mongolenstämmen erlangt habe, und daß er es

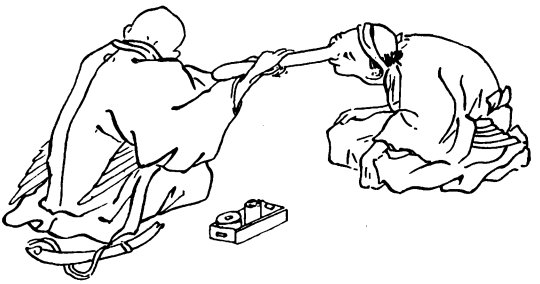


Fig. 105. Der Arzt stellt den Puls fest. Nach Kiosai. Siehe Fig. 102.

gewesen, der unter dem Namen Jengis Khan an die Spitze jenes Volkes getreten sei und als großer Eroberer dasselbe von Sieg zu Sieg geführt habe.

Die Endung -taro bedeutet soviel als Erstgeborener. Aber sollte man sie nicht vielleicht mit der ersten aufgehenden Sonne in Zusammenhang bringen können? Alle unsere drei Helden: Momotaro, Kintaro und Yoschitsune sind Sonnengestalten, der eine in der Mythe, der andere in der Sage und Momotaro im Märchen. Momotaro ist besonders bezeichnend. Die Auffischung der aus dem Wasser aufsteigenden Sonne in Gestalt eines Pfirsichs, das Aufspringen dieses Pfirsichs ꝛc., das sind außerordentlich bezeichnende Erscheinungen. Momotaro fährt dann über das Meer, zieht gegen die ungeheuerliche Gewalt des

Digitized by Google

Sonnenunterganges zu Felde. Momotaro siegt; die Schätze, die er mitbringt, sind die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne.

Kintaro bietet ähnliche Züge. Er wächst so ungeheuerlich schnell auf, ist so gewaltig stark, wie das Sonnenhelden überhaupt zukommt. Seine Analogie zu Momotaro ist so auffallend, daß sie jedem ohne weiteres in die Augen springen muß. Dieselbe beruht nicht in der übernatürlichen Stärke des Mannes, in seiner weltentlegenen Entstehung, in seinen Kämpfen, vielmehr beruht sie vor allen Dingen in der Beteiligung der Tiere, welche in dem Feldzuge Trabanten und Begleiter der Helden sind.

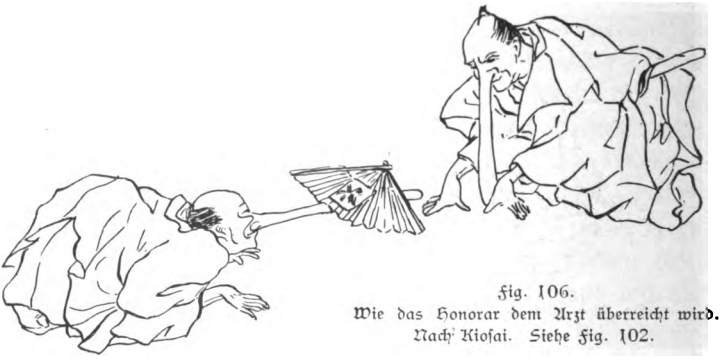


Fig. 106.
Wie das Honorar dem Arzt überreicht wird.
Nach Kiosai. Siehe Fig. 102.

Unter diesen Tieren ragt nun an zweiter Stelle, in den Kintarosagen, der Tengu ganz besonders hervor. Schlagen wir über die Tengu Siebold nach, so erfahren wir, daß die Tengu Berggeister sind, daß ihre namentliche Bedeutung aber die des Himmelshundes ist. Damit können wir uns hier nicht ohne weiteres begnügen. Wir müssen uns vielmehr nach Parallelerscheinungen umsehen, müssen vor allen Dingen die Darstellung der Tengu berücksichtigen und uns über ihre spezifische Bedeutung klar werden.

Da weise ich denn zuerst darauf hin, daß die Tengu in Japan, soweit wir es zurückverfolgen können, immer als Vögel dargestellt werden, daß sie in jüngerer Zeit unter dem Pinsel großer Künstler jedoch eine Umbildung erfahren haben, welche

Digitized by Google

den Menschen immer ähnlicher geworden sind. In den Kintarodarstellungen, Fig. 95 und 94, ist der Vogel noch vollkommen klar erhalten. Seinem Schnabel nach ist es ein Verwandter der Raben und der Adler. In Fig. 95 hat die Wandlung zum Menschen schon angefangen (siehe die Beine). In Fig. 101 sind die Hände und Arme menschlich. Fig. 100 zeigt schon vollkommen ausgebildete Menschen, deren körperliche Entwickelung uns nur noch in einem einzigen Momente an die Entstehung aus dem Vogel erinnert Es ist die Nase. Gerade die erwähnte Abbildung zeigt einen ungeheueren Reichtum an verschiedenen Nasenformen, deren einige mehr menschlichen Riechorganen, andere dagegen mehr Vogelschnäbeln ähnlich sind.

Fig. 107. Ein Galanter, der seiner Liebe das Mehl reibt. Nach Bokusen. Siehe Fig. 102.

Und dann die daran sich anschließende Reihe von Bildern, welche das Leben der Langnasen versinnbildlichen (siehe Fig. 102—108)! Hier ist allerdings der Vogel ganz verschwunden, ein Vergleich mit den Erscheinungen der Fig. 100 läßt uns aber die Entstehung vollkommen deutlich erkennen. — So ward aus dem ursprünglichen Vogelbilde der Mensch. Es ist genau der umgekehrte Prozeß, der sich hier und der sich in den ersten zehn Bildern dieses Buches abgespielt hat. Hier sind die Tiere zu Menschen geworden, dort stellten die Menschen Tiere dar. Das erstere repräsentiert die Entwicklung des Menschheitsbewußtseins aus der animalistischen Anschauung heraus, das zweite den Rückblick des vollentwickelten, klar schauenden Menschen zurück auf die Tierwelt.

Und so wie dies hier in den Zeichnungen gleichsam symbolisiert ist, so müssen wir auch den dazu gehörigen Text verstehen.

Digitized by Google

Es war sicherlich kein Himmelhund, der die Sonne gebracht hat, — und das deswegen nicht, weil wir uns hier im Kulturkreise der seefahrenden Ozeanier befinden. Den Namen des Himmelhundes mögen die Japaner vom Festlande bekommen haben, da auf dem festen Lande die Vorstellung eines vierbeinigen Sonnenträgers, zumal im Grenzgebiete des zentralen Asien, vorwaltet. Die Erscheinung des Tengu muß ursprünglich genau dieselbe gewesen sein, wie diejenige Mauis, des ozeanischen Sonnenhelden, welcher auch ursprünglich ein Vogel gewesen sein muß. (Vergl. meine „Weltanschauung der Naturvölker" 1898 Kap. 1—3 und „Aus den Flegeljahren der Menschheit" Fig. 235—250,

Fig. 108. Er wird belohnt. Nach Bokusen. Siehe Fig. 102. Hier geht die Entwickelung des Langnasen aus dem Vogel resp. Tengu schon aus der Flügelbildung hervor. Auf diese Weise ist das Vogelbild zum Menschenbild geworden.

251—254 2c.) Hiervon ausgehend, zwingt sich der Schluß auf, daß in diesen Sagen, so lange sie wirkliche echte Sonnenmythen gewesen sind, der Tengu die Hauptrolle gespielt hat und dies ebenso in der Kintaro- wie in der Yoschitsunemythe. Darin, daß sich die Tiere allmählich ihres wichtigen Anteiles an den Thaten des Sonnengottes begeben, darin haben wir wieder den Charakterzug des Ausklingens der animalistischen Weltanschauung zu erblicken.

Die letzten Klänge aus der Zeit des Animalismus sind auch uns auf diesem Gebiete nicht fremd. Auch bei uns ist es der Wolf, welcher Rotkäppchen verschlingt.

as heißt das anders, als daß die Sonne untergehe?

Digitized by Google

Kapitel IV.

Bärenfeste.

Bei einer Gelegenheit kaufte ich von einem alten Manne einen großen Fisch, den er mit Mühe gefangen hatte; aber er wollte ihn nicht hergeben, ehe er eine der Brustflossen abgeschnitten hatte, um sie mit einer Anrufung an den Nita, die Seele des Fisches, wieder ins Wasser zu werfen: sonst würde ihm Unglück widerfahren." — Also schreibt Forbes über ein Ereignis, das ihm im Bandameere zugestoßen ist. Eine andere Erfahrung gehört in dasselbe Gebiet: „Eines Tages, als ich einem Manne seines Vaters Schädel abkaufte, kam eine gewisse Furcht zum Vorschein: sobald der Handel abgeschlossen war, nahm der Verkäufer aus seinem Luvu (der Siribüchse) ein Stück Arekanuß, stellte den Schädel vor sich hin und steckte ihm die Nuß zwischen die Zähne, wozu er ein langes frommes Gebet sprach, ehe er mir den Schädel übergab."

Wir haben hier zwei Opfer, das eine aus der animalistischen Weltanschauung, dem Tiere dargebracht, das andere aus dem Manismus entstanden, für den Geist eines Verstorbenen bestimmt. Beide Opfer sollen versöhnen.

Um die großartige Entwickelung des Versöhnungsfestes, welches sich bei nordischen Völkern zu einem umfangreichen Kultus ausgebildet hat, zu verstehen, müssen wir uns wieder den Grundzug des ursprünglichen Verhältnisses vom Menschen zum Tiere klar machen. Da die Tiere dem Menschen gleich geschätzt werden, erstreckt sich naturgemäß auf sie auch der erste

Digitized by Google

Anfang der „Gespensterfurcht". Man hat die Tiere überwunden, man hat sie verspeist. Aber wie nun, wenn gerade eben mit dem Verspeisen die Seele des getöteten Tieres in den Menschen übergegangen ist und wenn diese noch zornige Tierseele sich nun rächen will, wenn sie vorhaben sollte, dem Menschen in seinem eigenen Körper zu Leibe zu ziehen? Dabei ist diese Frage noch außerordentlich abstrakt. In Wahrheit möchte das Volk der animalistischen Kulturepoche, zumal in der Zeit des Überganges zum Manismus, noch viel ernstere Fragen aufwerfen.

Einmal war es doch sehr gutmütig von den schnellen und starken Tieren, sich so überwältigen zu lassen. Man muß also dankbar sein. Das Mahl aus diesen Tieren erscheint fast wie eine freundliche Gabe. Man muß gleichsam dem ganzen Tierkreise danken. Man muß die Tiere außerdem freundlich stimmen, daß sie ein andermal sich dem Menschen wieder ergeben, daß sie von der Rache für den einen gemordeten Genossen absehen. Und so mögen allerhand wirre Gedanken durch den Kopf der wilden Jäger ziehen. Es sind die Gefühle der Dankbarkeit und des Wunsches, welche sich hier direkt und zwar schöpferisch äußern.

Scenen, wie diejenigen, welche ich im nachfolgenden nach Scheube, Schrenck, Steller, Scheffer ꝛc. wiedergeben werde, zeigen uns so recht, wie sich ein besseres Verhältnis zwischen dem Menschen und dem Tiere ausgebildet hat. Es ist ganz falsch, zu glauben, — und ich werde diesen Punkt im nachfolgenden ganz besonders betonen müssen, — daß etwa das Verhältnis zwischen Mensch und Tier im Ursprunge nur ein feindliches, ein kriegerisches, ein Verhältnis beständiger Gegnerschaft gewesen sei. Gerade im folgenden möchte ich zeigen, daß in primitiven Verhältnissen nicht nur die Freundschaft und nahe Beziehung ein festes Band, eine Kulturverbindung schafft, sondern daß vielmehr auch die ehrliche anständige Gegnerschaft ein gegenseitiges „Sichkennenlernen", „Sichachtenlernen" mit sich bringt, welches stets der Anfang zur Bekanntschaft, zur Annäherung und zur Anfreundung ist. Gehen wir von diesem Gesichtspunkte aus z. B. auf die Fuchsfabel ein. Der Mensch hatte gar keine Veranlassung,

Digitized by Google

den Fuchs besonders zu lieben. Viel Gutes hat der Fuchs dem Menschen sicher nicht gethan. Er stahl das Vieh, sein Fleisch ist nicht besonders anziehend und sein Fell ist kein besonderes Wertobjekt. Auf der andern Seite war der Fuchs auch keiner von den ganz schwer zu besiegenden Feinden der Menschheit, jedenfalls keiner von denen, die man besonders zu fürchten hatte.

Und doch schrieb der Mensch den Fuchsroman. Und dieser Fuchsroman enthält nichts anderes, als eine gewisse Verherrlichung der List, der menschlichen List, die der Mensch im Fuchs wiedererkannt hat. Also keine große Feindschaft oder Freundschaft im Anfange und doch eine endgültige Annäherung, ein Verständnis, das entschieden mehr aus dem Hühnerraube als aus der Verehrung des Felles hervorgegangen ist.

Wenn uns nachher die Fragen auftauchen, wie der Mensch zuletzt doch zum Herrn aller Tierwelt geworden ist, nicht zum vernichtenden Herrn, sondern zum Arbeitsherrn, dann müssen wir alle diese Fragen vorher besprochen und durchgegangen haben. Und da stelle ich an den Anfang den Satz, daß eine ehrliche, anständige Feindschaft, ein ernstes Ringen, ein gegenseitiges Sichschätzenlernen auch den Anfang einer gewissen Freundschaft bedeutet.

Und die typischste unter allen Formen solcher Art sich anbahnender Freundschaften ist wohl in dem Bärenkultus der Völker des nördlichen Asien und Europa verkörpert. Es ist dies eine Freundschaft, die aus der Achtung und dem Dank auf der einen Seite und aus dem Wunsch und der Hoffnung auf der andern Seite aufgewachsen ist. Dem Leser der nachfolgenden Schilderungen der Bärenfeste wird es zuerst vielleicht drollig vorkommen, daß ich hier von einer Freundschaft rede, wo es sich doch eigentlich nur um ein Schlachtfest zu handeln scheint. Das ist aber nicht richtig. Man verfolge, welch sonderbares Wohlwollen aus den ganzen Zeremonien spricht. Man wird dann ein Verständnis für diese, eine der wunderlichsten Arten der Tierfreundschaft, gewinnen. Eigentlich hat der Mensch dieser Zone den Bären über alle Maßen lieb, denn derselbe gewährt

Digitized by Google

ihm die herrlichste Speise. Diese Liebe drückt sich aber eben in langen Zeremonien aus.

Wenn ich mit dem Bärenfeste der Aino beginne und der Schilderung von Dr. Scheube fast wörtlich folge, so thue ich dies, um den Gesamtbericht und das Gesamtbild wenigstens bei einem Volke ganz klar zu bieten.

Die Aino sind ein Stamm, welcher den Norden des japanischen Reiches bewohnt, ein Stamm, welcher im Aussterben begriffen ist. Es ist ein kleines Fischer- und Jägervolk, das eine reiche ethnologische Beziehung zu den Völkern des nordöstlichen Asien hat. Die Japaner haben sich für diese ihre kleinen Landsleute immer hervorragend interessiert, und haben von ihren Sitten, Gebräuchen und Jagden mancherlei Bilder entworfen. Von diesen gebe ich einen Teil, welche der reichen Sammlung von Mac Ritchie entnommen sind. Dieselben veranschaulichen das ganze Leben dieses wunderlichen kleinen Volkes besser als lange Beschreibungen.

Fig. 109. Ainos, Wurzel grabend. Nach japanischer Zeichnung. Diese und die folgenden sind nach den Reproduktionen von Mac Ritchie kopiert.

Ein Bärenfest der Aino.

(Nach Dr. Scheube.)

Alle Reisebeschreibungen, welche von den Aino berichten, stimmen darin überein, daß der Bär von ihnen als Gott verehrt wird. In wörtlicher Bedeutung ist dies auch ganz richtig

Digitized by Google

man würde aber irren, wenn man annähme, daß die Aino den Bären für einen Gott halten und in derselben Weise ehren, wie sie es mit dem Gotte des Feuers, dem Hausgotte und ihren andern ziemlich zahlreichen Göttern thun.

Die Aino geben dem Bären den ehrenden Beinamen — Gott —: sie nennen ihn Kimui-Kamui; Kamui hat dieselbe Bedeutung wie das japanische Wort Kami; ob es von diesem herkommt, wage ich nicht zu entscheiden. Auch die Fremden werden von den Aino mit der Anrede Kamui geehrt, und wir können doch unmöglich glauben, daß sie uns damit wirklich göttliche Würde zugestehen wollen.

Fig. 110. Musizierende Aino.

Die Aino haben auch allen Grund, den Bären hochzustellen. Er ist für sie das wertvollste Tier: er versorgt sie auf lange Zeit mit Nahrung, er liefert ihnen Kleidung und er giebt ihnen Arznei, die außerordentlich geschätzte Bärengalle. Auf der andern Seite kann ihnen der Bär so großen Schaden wie kein anderes Tier zufügen, wenn er verwüstend und die Haustiere tötend in ihre Wohnsitze einbricht. Daher kein Wunder, wenn die Aino sich mit dem Bären gut zu stellen suchen, wenn sie ihn Gott

Digitized by Google

titulieren und nach seiner Erlegung eine Sühne für nötig halten. Letztere besteht darin, daß sie den Schädel des getöteten Bären an den Götterzaun, nusha-Kamui genannt (nusha bedeutet so viel als Tempel), welcher sich vor jeder Hütte auf der Ostseite befindet, — wo die Götter mit Ausnahme des Gottes des Feuers und des Hausgottes, denen im Innern der Hütte an bestimmten Stellen geopfert wird, angebetet werden, — aufpflanzen

Fig. 111. Tanzende Aino.

und zu einem heiligen Gegenstande machen, den sie unter dem Namen Kamui-marapo als einen Repräsentanten der Götter verehren.

Demselben Motive entspringt auch das Bärenfest, welches von den Aino iomante genannt wird. Es ist dasselbe mit der voraufgehenden Auffütterung eines jungen Bären eine Sühne, die dem ganzen Bärengeschlechte für seine getöteten Geschwister dargebracht wird. Zu Ende des Winters wird ein Bärenjunges

Digitized by Google

gefangen und groß gezogen. In der ersten Zeit wird dasselbe von der Frau des Fängers gesäugt, später vorzugsweise mit Fischen gefüttert. Wenn der Bär so groß und stark geworden ist, daß er den Käfig, in welchem er gefangen gehalten wird, zu zerbrechen droht, wird das Bärenfest veranstaltet. Es geschieht das gewöhnlich im September bis Oktober. Vorher entschuldigen sich die Ainо vor ihren Göttern: sie hätten dem Bären so lange Wohlthaten erwiesen als möglich, jetzt könnten sie ihn aber nicht mehr länger ernähren, sie müßten ihn daher töten. Aus diesem Grunde hatte ich, als ich vor kurzem auf einer Reise im südlichen Teile von Yezo ein Bärenfest veranstalten lassen wollte, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und nur dem glücklichen Zufalle, daß in einem kleinen Dorfe ein Ainо zwei junge Bären besaß, deren einen er sich schließlich, seine religiösen Bedenken besiegend, entschloß, vorzeitig zu einem Bärenfest herzugeben, habe ich es zu danken, daß ich meinen Zweck erreichte. Zu einem solchen Feste werden von dem Hausherrn, welcher dasselbe veranstaltet und die Kosten desselben trägt, Verwandte und Freunde eingeladen; in kleinen Dörfern ist dies in der Regel die ganze Gemeinde. Ein Bärenfest kommt dem Festgeber, zumal in Anbetracht der Armut der Ainо, teuer zu stehen, da bei einem solchen ganz enorme Quantitäten von Sake, welcher auf Yezo fast dreimal so teuer ist als hier, konsumiert werden. Es gilt daher für eine hohe Ehre, ein Bärenfest zu geben.

Fig. 112.
Ainо mit Fischerei- und Jagdgerät.

Am 10. August 1880 war es. Gegen Mittag langte ich mit meinen japanischen Begleitern in dem von Oshamambe, wo ich mein Standquartier aufgeschlagen hatte, 3 Li entfernten Dörfchen Kunnui an. Der Hausherr, in dessen Hause das

Digitized by Google

Bärenfest gefeiert werden sollte, kam uns mit seinen Gästen zur feierlichen Begrüßung entgegen. Alle hatten ihre besten Kleider angelegt, was freilich bei der bekannten Unreinlichkeit der Ainо nicht viel sagen will. Bei festlichen Gelegenheiten werden von diesen nicht selten alte japanische Prachtgewänder getragen. Es gewährte ein komisches Bild, einen alten, würdigen Ainо in einem langen, seidenen, reich mit Stickereien geschmückten Gewande, das vor langen Jahren einmal zur Garderobe einer Sängerin oder Tänzerin gehört haben mochte, jetzt freilich mit seinen verblichenen Farben und Schmutzflecken nur wenig von

Fig. 113. Ainо beim Fischfang mit der Harpune.

der alten Pracht noch erkennen ließ, stolz umherwandeln zu sehen. Die älteren Männer trugen um die Stirn einen eigentümlichen Kopfputz, shaba-umpe genannt (shaba — Kopf), eine Art Krone, welche nur an hohen Festtagen angelegt wird. Dieselbe ist aus Rinde des wilden Weins geflochten und mit gehobelten Holzspiralen, rohen Holzschnitzereien, Bärenklauen, Weinranken oder dergl. mehr verziert; dem Rauche, welcher jede Ainohütte zu allen Tages- und Jahreszeiten erfüllt und den Aufenthalt in einer solchen — ganz abgesehen von den verschiedenen in derselben sich entwickelnden Düften und den Insekten, welche sie beherbergt — zu einem wenig angenehmen macht, verdankt sie

Digitized by Google

ihre schwarze Farbe. Auch das schöne Geschlecht, unter welchem übrigens nicht ein hübsches, geschweige denn ein schönes Gesicht vertreten war, hatte seinen besten Schmuck, in Halsbändern und Perlenketten bestehend, angelegt; einen andern Schmuck, nämlich Tättowierungen des Gesichtes, der Arme und Vorderarme, trägt dasselbe beständig. Einzelne hatten seidene Kleider und eine ältere Frau sogar ein samtnes Kopftuch, mit welchem oberhalb der Stirn das Haar zusammengebunden wird.

Wir fanden die ganze Gesellschaft, aus einigen 30 Personen, Männer, Frauen und Kinder bestehend, schon versammelt, auch einige schaulustige Japaner hatten sich dazu aus der Nachbarschaft eingefunden. Nachdem wir uns etwas auf dem Schauplatze des Festes umgesehen, vor allem die Hauptperson des Tages, den jungen Bären, welcher, nichts Böses ahnend, in seinem aus

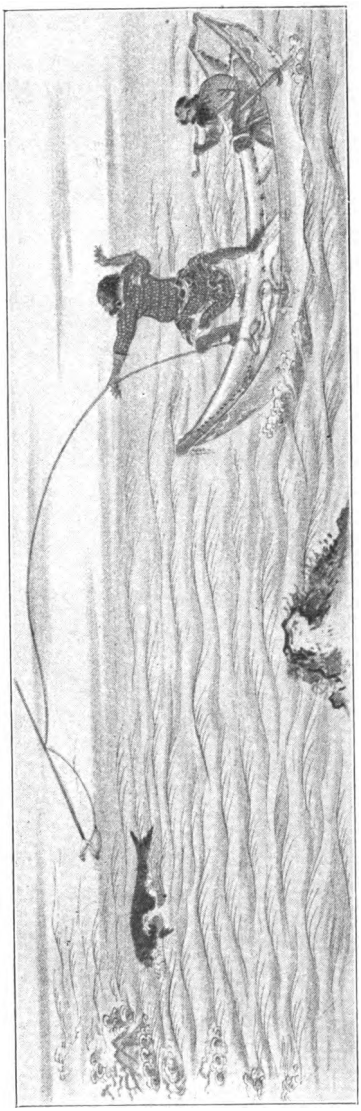


Fig. 114. Jagd mit der Harpune.

Digitized by Google

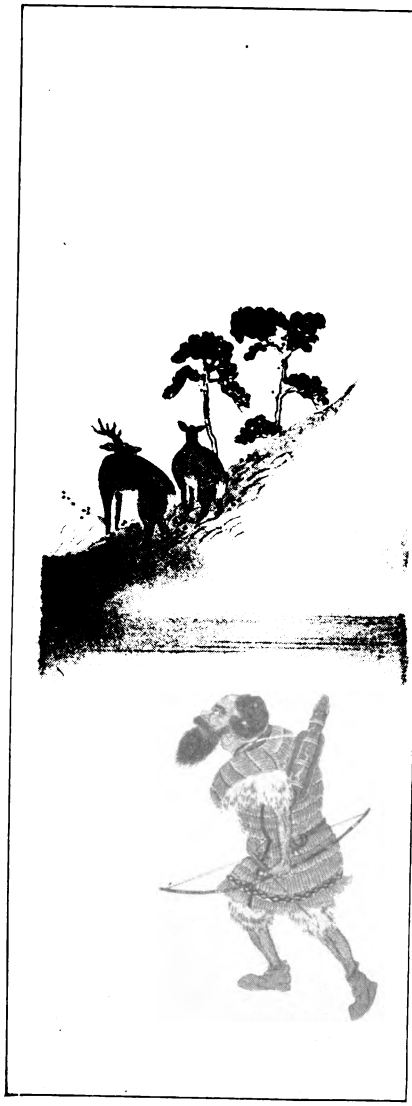


Fig. 115. Auf der Hirschjagd.

dünnen Balken roh zusammengefügten und mit Steinen belasteten 1,6 m hohen Käfig munter spielte, in Augenschein genommen hatten, wurden wir eingeladen, in die Hütte zu treten, wo das Fest mit einem feierlichen Trankopfer seinen Anfang nehmen sollte.

Im Innern derselben sah es heute ordentlicher und reinlicher aus, als ich es sonst in jener Gegend gefunden hatte. Der Hausschatz, vorzugsweise aus alten Schwertern, heiligen Gegenständen, Schmucksachen und Trinkgeschirr bestehend, war zur Feier des Tages aus den Kasten, welche einen Teil der nördlichen Wand der Hütte einzunehmen pflegen, herausgenommen und dort aufgestellt oder aufgehängt worden. In der Nordostecke, welche dem Hausgotte heilig ist, waren neue Goheistäbe an die Wand gesteckt worden.

Es sind dies $^1/_2$ bis $^3/_4$ m lange Holzstäbe,

Digitized by Google

deren oberste Schichten zu schmalen, spiraligen Spänen gehobelt sind. Dieselben werden stets aus einem bestimmten Holze gemacht; die Holzart, welche dazu gewählt wird, ist aber in verschiedenen Gegenden eine verschiedene. Hier wie auf der ganzen Strecke von Mori bis Oshamambe nimmt man dazu eine Kornelkirschart, während schon an der gegenüber liegenden Seite der Vulkan-Bai, z. B. in Mombetsu und an der Ostküste von Mukawa an nach Süden die Weide zu diesem Zwecke dient. Ein solcher Stab, Inabo genannt, hat dieselbe Bedeutung wie die bekannten Papierstreifen — Gohei — der chintoistischen Tempel; er ist ein heiliger Gegenstand, welcher die Götter repräsentiert. Einzelne Spiralen desselben Holzes pflegen auch, wie dies bereits bei der oben beschriebenen Krone erwähnt

Fig. 116. Aino auf der Jagd.

Digitized by Google

Fig. 111. Bärenjagd; der Bär wird gerade von einem Pfeile getroffen, als er aus seiner Höhle ausbrechen will.

wurde, an allerlei Gegenständen, besonders solchen, die bei festlichen Gelegenheiten zur Anwendung kommen, befestigt zu werden. Auf den Bärenkäfigen werden stets oben an den 4 Ecken Inabos aufgesteckt. Einmal sah ich daselbst auch eine Sichel befestigt — was übrigens ebenfalls von den Japanern auf Yezo geschieht, um Krankheiten und böse Tiere von denselben fern zu halten.

Auf der Feuerstelle, welche die Mitte der Hütte einnimmt, war gleichfalls ein Inabo eingesteckt. Um erstere herum waren Matten gelegt, auf welchen sich die Gesellschaft niederließ. Der Hausherr opferte nun zuerst vor der Feuerstelle dem Gotte des Feuers. Die Gäste folgten sodann seinem Beispiele. Darauf wurde dem Hausgotte vor der ihm heiligen Ecke ein Trankopfer dargebracht.

Die Aino sitzen bei dieser Zeremonie nicht wie die Japaner mit untergeschlagenen, sondern mit gebeugten, vor sich hin-

Digitized by Google

gelegten Beinen, und heben zuerst das mit der linken Hand gefaßte Trinkgefäß einmal nach der Stirn empor, während auch die rechte mit nach oben gewandter Handfläche etwas erhoben wird. Dann wird ein flaches, vorn zugespitztes, meist mit Schnitzereien, bisweilen auch mit einer beweglichen Figur verziertes, etwa 30 cm langes und 3 cm breites Stäbchen, Ikubasui genannt, welches vorher quer über dem Trinkgefäß lag, in den Sake eingetaucht, einige Tropfen damit unter möglichst geringer Stoffvergeudung auf dem Boden — bei den dem Gotte des Feuers dargebrachten Opfern ins Feuer — fallen gelassen und darauf das Stäbchen mehrere Male über dem Trinkgefäß horizontal hin- und herbewegt. Dabei wird ein Gebet in den Bart gemurmelt oder gesprochen. Ist dies beendet, so wird getrunken und zwar in großen Zügen, wobei mit dem Stäbchen der Schnurrbart wie ein Vor-

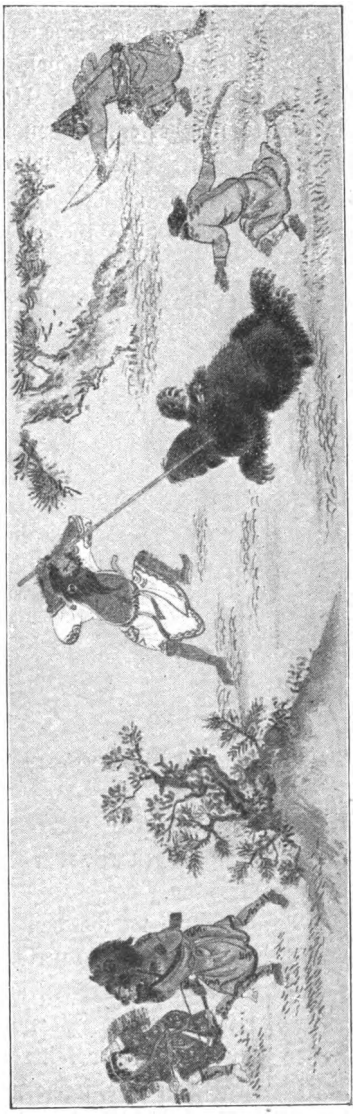


Fig. 118. Bärenjagd; der Bär vom Pfeile getroffen wird zu Tode gespießt; links gehen sie mit einem jungen Bären nach Hause.

Digitized by Google

hang in die Höhe gehoben wird. Diese Zeremonie findet nicht nur bei festlichen Gelegenheiten statt, sondern wird überhaupt jedem Trinken vorausgeschickt. Während so den Göttern geopfert wurde, wobei häufig die Trinkgefäße aus einer Hand in die andere wanderten, fanden vielfach unter den Anwesenden Begrüßungen statt: auch ich wurde nochmals in längerer Rede vom Hausherrn willkommen geheißen. Zur Begrüßung heben die Ainо die Arme mit nach oben gewandter Handfläche und

Fig. 119. Junger Bär in der Gefangenschaft; Ainoweib, den Bären nährend.

Verneigung des Kopfes mehrere Male langsam empor und streichen sich dann den Bart oder, wenn dieser rasiert ist, die vorderen Haarlocken.

Die Hausfrau, welche den Bären großgezogen hatte, saß während dessen still und traurig beiseite, bisweilen brach sie sogar in Thränen aus. (Siehe Fig. 119 und 120). Diese Trauer der Bärenamme, welche sich noch mehr im weiteren Verlauf des Festes zeigte, war sicher keine gemachte, etwa von den Regeln des Festes vorgeschriebene, sondern es ging derselben das Schicksal ihres Pflegekindes sichtlich nahe. Auch sie brachte dann ein

Digitized by Google

Trankopfer dar, desgleichen ein paar von den älteren Frauen. Das Trankopfer der Frauen ist viel einfacher als das der Männer: sie erheben nur, bevor sie trinken, das Trinkgefäß einmal empor und streichen dann einmal mit dem rechten Zeigefinger unter der Nase hin. Die Töchter des Hauses, welche sich vor der übrigen Gesellschaft vorteilhaft durch Reinlichkeit auszeichneten und von denen die älteste an einen Japaner verheiratet war, gingen ab und zu und kochten in dem Kessel über dem Feuer die aus Hirse bereiteten Festkuchen; am Trinken beteiligten sie sich aber ebenso wenig wie die anderen jüngeren Frauen.

Nachdem die Zeremonie im Hause beendet war, wurde von dem Hausherrn und mehreren anderen draußen vor dem Bärenkäfige in derselben Weise geopfert. Auch der Bär bekam einige Tropfen in einer Schale vorgesetzt, welche er aber sofort umwarf. Darauf begann der Tanz der

Fig. 120. Der Bär wird zur Schlachtstätte gezogen; die Nährmutter eilt weinend und mit freundlicher Gabe hinterher.

Digitized by Google

Frauen und Mädchen vor dem Bärenkäfig, welcher sich eine ganze Weile mit kleinen Unterbrechungen fortsetzte. Das Gesicht demselben zugewandt und mit leicht gebeugten Knieen sich auf die Fußspitzen hebend, dazu etwas emporhüpfend, bewegten sie sich im Kreise um den Käfig herum, klatschten dabei in die Hände und sangen ein aus wenigen, immer wiederholten Worten bestehendes eintöniges Lied dazu. Es gelang mir, von diesem nur folgende Worte,

Fig. 121. Ainos mit gefesseltem Bären.

welche sicher bedeutungslos sind, aufzufangen: husa husa hela hela..... husa husa he he..... heana heana..... hua hua heb heb. Die Hausfrau und ein paar ältere Frauen, welche wohl schon manchen Bären aufgezogen haben mochten, tanzten unter Thränen vor, indem sie, statt in die Hände zu klatschen, dem Bären bald von der Schulter, bald von der Brust aus die Arme entgegenstreckten oder denselben zärtlich liebkosten. Dem jungen Volke ging dagegen die Geschichte nicht so nahe: Gesang und Lachen

Digitized by Google

wechselten einander ab. Meister Petz wurde allmählich durch den Lärm um ihn herum in Aufregung gebracht und fing an, im Käfig herum zu springen und ein klägliches Geheul auszustoßen, als ob er ahnte, was bald kommen sollte.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen vor dem Bärenkäfig wurde unsere Aufmerksamkeit durch eine neue Scene, welche sich vor dem Götterzaun abspielte, in Anspruch genommen. Dieser war heute zur Feier des Tages festlich geschmückt. Fünf neue Inabos, an welche Bambusblätter befestigt waren, hatte man hier aufgesteckt, wie dies stets zu geschehen pflegt, wenn ein Bär getötet wird. Die Bambusblätter haben die Bedeutung, daß der tote Bär wieder lebendig werden möge. Vielleicht ist die Immergrünheit oder Unverwüstlichkeit des Bambus die Ursache, weshalb gerade dieser hierzu gewählt wird. Ferner waren Schwerter und Heilige, Köchern

Fig. 122. Bärenfest; der Bär wird zu Tode gedrückt; auf der linken Seite Vorbereitung für das Fest.

Digitized by Google

gleichende Gegenstände, welche Ikayup oder Ikor-komui genannt werden, in größerer Zahl an dem Götterzaun aufgehängt worden.

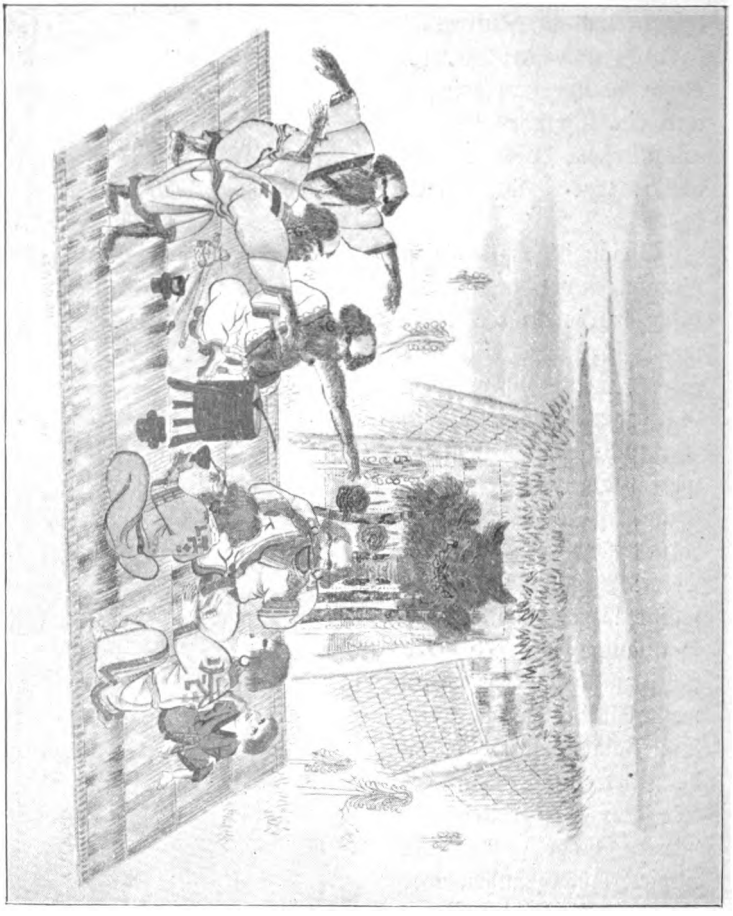


Fig. 125. Der Bär ist beim Bärenfeste (Omiña) aufgestellt. Das Fell ist im besten Gange.

Weiter befanden sich daselbst die Bogen und Pfeile, je drei an Zahl, mit denen nachher nach dem Bären geschossen und der Schmuck, in Ohr- und Halsgehängen bestehend, welcher demselben nach seinem Tode angelegt werden sollte.

Digitized by Google

Den Männern bot jetzt ein weiteres Trankopfer vor dem Götterzaun von neuem Gelegenheit zum Trinken. Dasselbe wurde den andern Göttern, welchen dieser Platz heilig ist, dargebracht; dabei wurden neue Inabos an den Zaun aufgesteckt. Dieses Mal machte der Häuptling von Oshamambe, — das nur aus wenigen Hütten bestehende Dorf Kannui hat selbst keinen, sondern gehört zum Bereiche des letzteren, — den Anfang. Die drei jungen Männer, welche nachher bei der Herausnahme des Bären aus dem Käfige beteiligt waren, pflanzten daselbst je zwei Inabos auf. Schon jetzt machten sich Anzeichen des fleißigen Zuspruches, welchen die Becher gefunden hatten, bemerkbar, indem einige sakeselig, mit gen Himmel gehobenen Händen vor dem Zaune zu tanzen und so den Göttern ihre Freude kund zu geben anfingen, was im weiteren Verlaufe des Festes häufiger geschah.

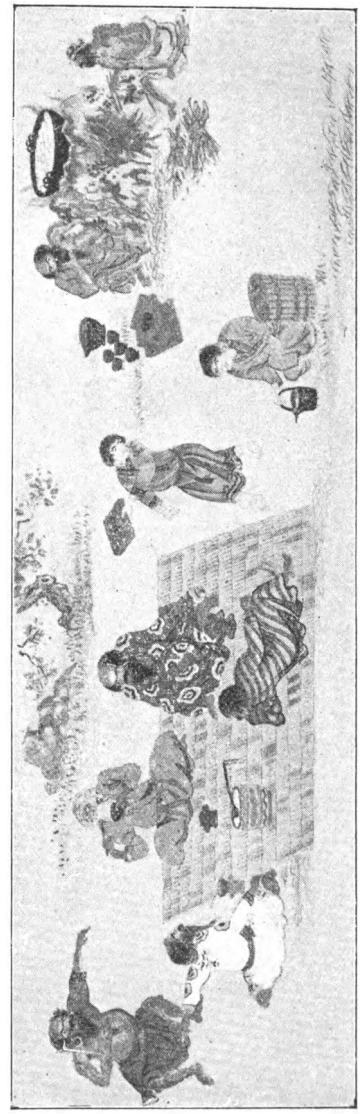


Fig. 124. Das Bankett beim Bärenfeste.

Digitized by Google

Fig. 125. Ausgelassene Spiele, welche dem Bankett folgen.

Hierauf wurde der Bär aus seinem Käfig herausgeholt. Dem für den mutigsten geltenden jungen Aino ward diese Ehre zu teil.

Nachdem er ein von dem Häuptling Otena geliehenes Prachtgewand angelegt hatte, kletterte er auf den Käfig hinauf, nahm mit Hilfe von zwei anderen die Steine und obersten Balken von demselben hinweg und warf dem Bären ein Seil um den Hals. An diesem wurde derselbe aus dem Käfige herausgehoben und eine Weile in der Umgebung der Hütte herumgeführt, um ihn vor seinem Tode noch einmal der Freiheit sich freuen zu lassen. Unterdessen wurde unter dem Vortritt Otanas mit Pfeilen, die vorn statt der Spitze einen knopfförmigen, mit einem roten Läppchen verzierten Holzansatz trugen, nach ihm geschossen. Auch ich durfte mich hiervon nicht ausschließen. Darauf wurde der Bär vor den Götterzaun geführt, ein Holz

Digitized by Google

ihm ins Maul gesteckt und neun Männer knieten auf ihn nieder und preßten seinen Hals fest gegen ein am Boden liegendes Balkenstück. Nach fünf Minuten hatte der Bär lautlos geendet. Während dieser Zeit setzten die Frauen und Mädchen, welche dahinter Aufstellung genommen hatten, jammernd ihren Tanz

Fig. 126. Aino, die Bärenarmbrust handhabend. Nach Photographie von Batchelor.

fort und schlugen dabei auf die über dem Bären knieenden Männer ein, sicherlich, um ihren Unwillen über die Grausamkeit derselben kund zu geben. Nachdem hierauf dem Bären von einem der Männer mit dem Messer die Haut in der Mittellinie des Bauches leicht geritzt worden war, begann die festliche Schmückung. Er ward auf einer Matte vor dem Götterzaun niedergelegt, und ein Schwert und ein Köcher, welche sich vorher

Digitized by Google

an letzterem befunden hatten, wurden ihm umgehängt. Da es eine Bärin war, wurde sie außerdem mit Hals- und Ohrgehängen geschmückt.

Sodann erhielt die Leiche Speise und Trank vorgesetzt, bestehend in einem Teller mit Hirsebrei, einem zweiten mit Hirsekuchen, welche mit Fischöl übergossen waren und einer Kanne voll Sake, dazu Eßstäbchen, Becher und Trinkholz, welches seiner hohen Bestimmung wegen mit den oben erwähnten gehobelten Spiralen versehen war.

Die Männer setzten sich nun auf Matten, welche vor dem getöteten Bären ausgebreitet waren, nieder, jeder erhielt sein Trinkgerät vor sich hingesetzt, und es begann abermals ein feierliches Trankopfer und mit ihm der Hauptteil des Festes, ein maßloses Trinkgelage. Dem Brauche nach hat den Anfang bei diesem Trankopfer der Otena zu machen. Letzterer überließ diese Ehre dem Ältesten der anwesenden Gesellschaft, einem rüstigen Greise in den Siebenzigern, von welchem dieselbe auch nach einigem Nötigen angenommen wurde. Derselbe opferte nun vor dem Bären in derselben Weise, wie es schon oben beschrieben wurde und zwar mit dem dem Bären vorgesetzten Trinkgerät. Die anderen folgten seinem Beispiele und auch wir wurden dringend dazu genötigt, das gleiche zu thun.

Bei dem einmaligen Trankopfer ließen es aber die Aino nicht bewenden, sondern dasselbe ward so häufig wiederholt, daß bald ein Teil der Gesellschaft, welcher schon vordem dem Sake wacker zugesprochen hatte, betrunken auf die Matten niedersank. Die Alten thaten es im Zechen den Jungen weit zuvor, letztere waren ziemlich mäßig. Das Gelage verlief ruhig, Streite kamen dabei nicht vor.

Kehren wir nun zu dem schönen Geschlechte zurück, welches wir bei der Erdrosselung des Bären sich selbst überlassen haben. Die Traurigkeit, welche bei dieser Gelegenheit, besonders von den Alten, an den Tag gelegt worden, war bald gewichen und hatte einer allgemeinen Fröhlichkeit Platz gemacht, welche, zumal auch von den Frauen und Mädchen der Sake nicht gespart wurde,

Digitized by Google

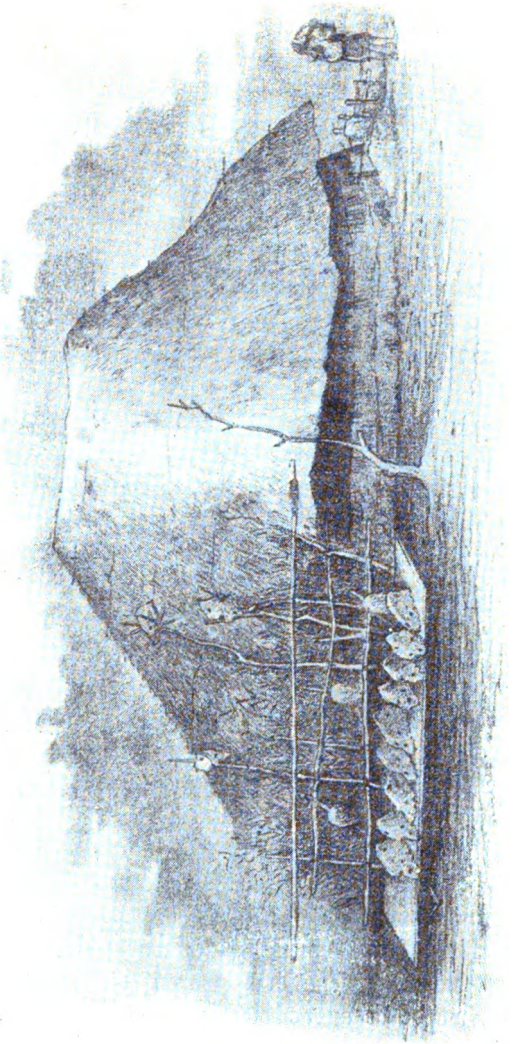


Fig. 127. Ainohütte von der Ostseite aus gesehen mit dem heiligen Zaune Nusha kammi- und dem muru kuta nussa. Nach Scheube.

Digitized by Google

mehr und mehr zunahm und sich zeitweise zur Ausgelassenheit steigerte. Während der tote Bär geschmückt wurde und der darauf folgenden Zecherei gaben sie sich dem Vergnügen des Tanzes hin, in welchem nur von Zeit zu Zeit kurze Pausen zur Erholung gemacht wurden. Wunderbarer Weise zeigten sich hierbei gerade die älteren Frauen als die eifrigsten und ausgelassensten Tänzerinnen.

Während die allgemeine Fröhlichkeit unter den Weibern immer mehr zunahm, stellten sich öfters auch trunkene Männer in die Reihen der Tanzenden. Die Tanzpausen wurden von den jungen Frauen und Mädchen zum Teil mit gegenseitigen Neckereien, — die nicht selten den bei uns üblichen gesellschaftlichen Ton verließen, — ausgefüllt. Einmal wurde jenes alte, auch bei uns bekannte Spiel, bei welchem die beiden Hälften eines Seiles von zwei Parteien gefaßt werden und jede dieser die andere über eine markierte Grenze zu ziehen sucht, gespielt. Auf der einen Seite standen die Frauen und Mädchen, auf der anderen die Knaben, von ein paar jungen Männern unterstützt. Das schwache Geschlecht siegte. Die Aino nennen dieses Spiel, welches sehr alt sein soll, Ukutoshi-aae.

Mittlerweile hatte die Fröhlichkeit des Festes ihren Höhepunkt erreicht, und es war nun die Zeit gekommen, wo ein paar junge Aino, dieselben, welche früher den Bären aus seinem Käfige befreit hatten, auf das Dach der Hütte stiegen, um von hier einen Korb voll Hirsekuchen unter die Gesellschaft zu werfen. Von Mann und Frau, Alt und Jung wurde unter Schreien und Balgen danach gehascht.

Es ist eigentlich Regel, daß der Bär erst am folgenden Tage, an welchem sich die Gesellschaft zur Fortsetzung des Trinkgelages von neuem im Hause des Festgebers versammelt, geschlachtet wird. Auf meinen Wunsch wurde diesmal eine Ausnahme gemacht. Nachdem dem Bären die Haut abgezogen worden war, wurde er ausgeweidet und dann Beine und Rumpf mit dem Fleisch vom Kopfe getrennt. Letzterer blieb mit dem Felle in Zusammenhang. Das Amt des Schlächters verrichtete

Digitized by Google

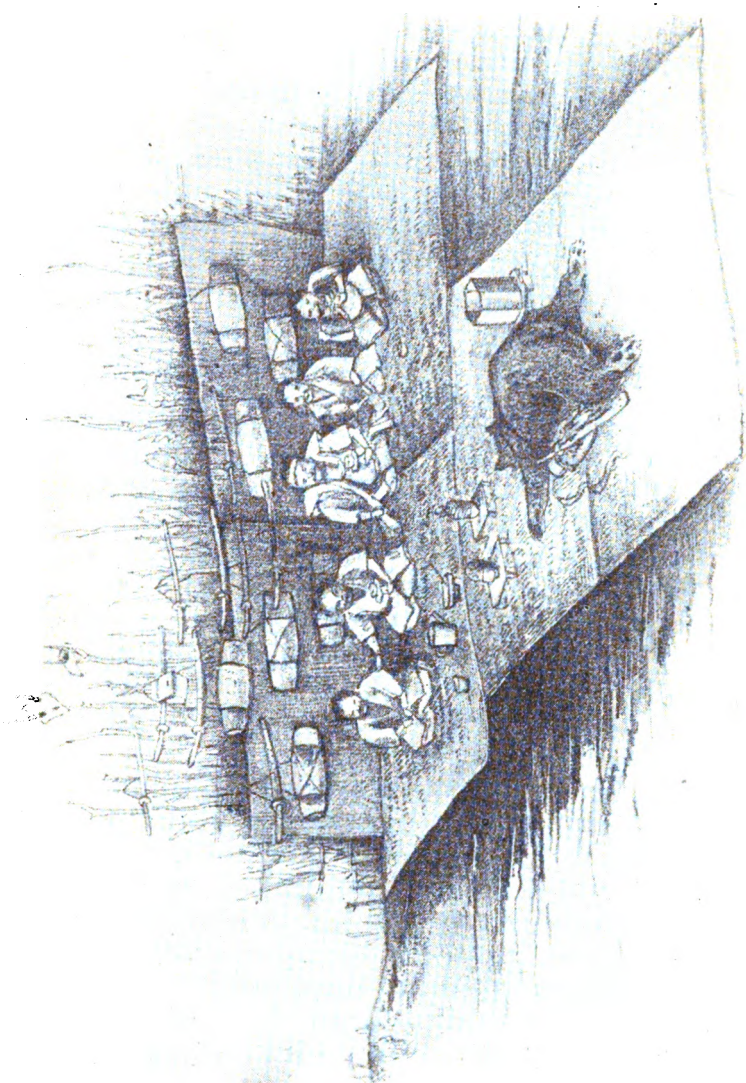


Fig. 128. Scene aus dem Bärenfeste der Aino. Opfer vor dem getöteten und geschmückten Bären. Nach Scheube.

Digitized by Google

einer der jüngeren Ainu, während die andern, welche sich zum Teil durch einen kurzen Schlaf wieder ernüchtert hatten, darum saßen oder standen.

Das Blut wurde sogleich von diesen mit Bechern aufgefangen und gierig verschlungen. Frauen und Kinder sah ich nicht sich bei dem Bluttrinken beteiligen, obwohl sie nicht etwa der Brauch von diesem Genusse ausschließt. Die Leber wurde sofort nach Herausnahme in kleine Stücke geschnitten und roh mit Salz gegessen. Auch Frauen und Kinder bekamen davon ab. Das Fleisch und die anderen Eingeweide wurden in das Haus getragen und dort einstweilen aufbewahrt, um am übernächsten Tage unter die Teilnehmer des Festes verteilt zu werden. Ich hatte Mühe genug, die trunkene Schar, welche mir durchaus ebenfalls von dem Blute und der Leber aufnötigen wollte, von mir fern zu halten und ich gestehe, daß selbst mich infolge meines Berufes in dieser Beziehung Abgehärteten, bei dem Anblicke der trunkenen und über und über mit Blut beschmierten Gestalten ein Ekel ergriff, sodaß ich froh war, daß sich der Tag und mit ihm das Fest zu seinem Ende neigte.

Während der Ausweidung des Bären führen die Frauen und Mädchen wieder denselben Tanz, wie zu Beginn des Festes auf, aber nicht um den Käfig herum, sondern vor dem Götterzaun, und die Alten, welche zuvor noch so ausgelassen dem Vergnügen sich hingegeben hatten, schienen dabei sonderbarer Weise wie umgewandelt und ließen abermals ihren Thränen freien Lauf.

Darauf wurde der Kopf des Bären mit der zusammengewickelten Haut vor den Götterzaun niedergelegt und in derselben Weise geschmückt, wie es vorher mit der Leiche geschehen war; außerdem wurde ein Inabo hinzugefügt, und es fand davor wieder ein allgemeines Trankopfer statt. Nachdem dies beendet, wurde die Haut vom Schädel abgezogen, nur an der Schnauze und an den Ohren blieb sie an demseben haften. In die rechte Seite des Hinterhauptbeines, — beim männlichen Bären geschieht es auf der andern Seite — wurde sodann ein Loch gebrochen, um durch

Digitized by Google

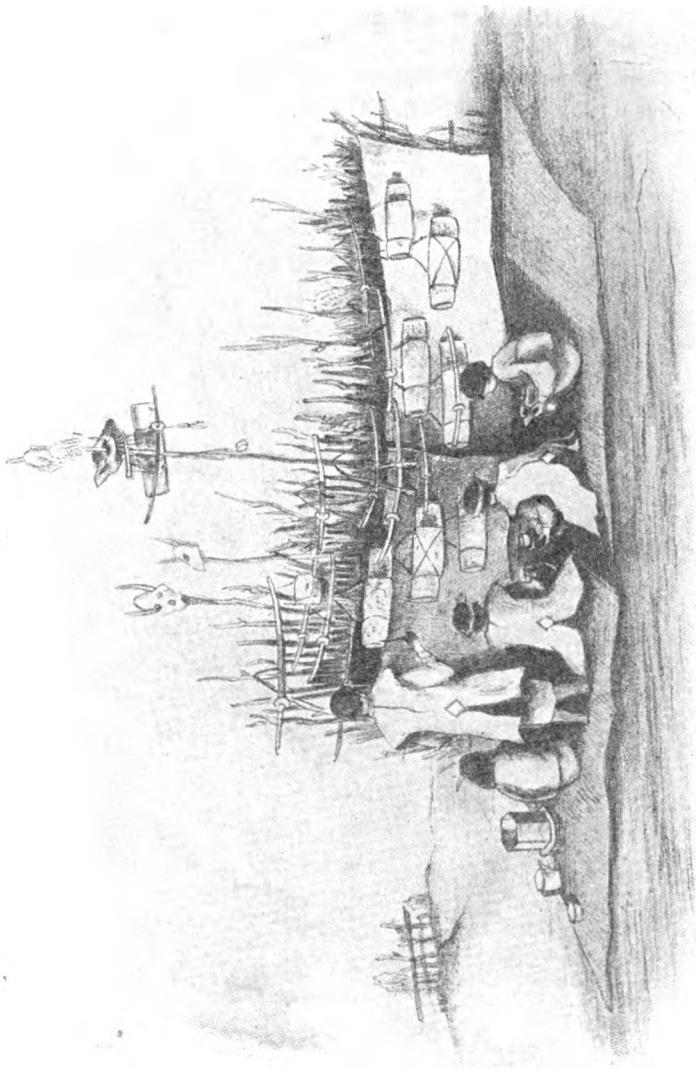


Fig. 129. Scene aus dem Bärenfeste. Opfer vor dem am heiligen Zaune aufgerichteten Bärenkopf. Nach Schube.

Digitized by Google

dieses das Gehirn zu entleeren. Letzteres wurde sogleich in die Becher verteilt und mit Sake vermischt getrunken. An Stelle des Gehirns wurde die Schädelhöhle mit gehobelten Holzspiralen ausgefüllt. Die Augen wurden ebenfalls herausgenommen und das an denselben hängende Orbitalfett sofort

Fig 130. Fig. 131.

Fig. 130. Stange mit geschmücktem Bärenkopf. Nach Scheube. Fig. 131. Einer der Inabo, welche beim Bärenfeste am heiligen Zaune aufgesteckt werden. Nach Scheube.

Digitized by Google

von dem jungen Aino, welcher das Amt des Schlächters versah, abgebissen und gegessen. Mit den gleichen Holzspiralen umwickelt wurden dann die Augen wieder in die Höhlen eingesetzt. Die Mundhöhle wurde mit Bambusblättern ausgestopft und der Schädel außen mit Holzspiralen geschmückt.

Während dieser so zugerichtet wurde, tanzten die Frauen von neuem; zum Teil schlossen sich ihnen die Männer an. Hierauf wurde der Schädel wieder in das Fell eingefügt und beide vor dem Götterzaune niedergelegt, davor Schwert, Köcher, Inabo und das Holz, welches der Bär, während er erwürgt wurde, im Maule gehabt hatte. Erst nachdem vor dem Schädel abermals ein Trankopfer stattgefunden hatte, wurde derselbe auf einer etwa $2^1/_2$ m hohen Stange, welche oben in einer durch die Jochbogen hindurchgesteckten Gabel endete, am Götterzaune aufgerichtet, während die ganze Gesellschaft, Männer wie Frauen, singend und lärmend davor tanzte. Die Stange war an ihrem oberen gabelförmigen Ende jederseits mit einem Inabo, an welchem Bambusblätter befestigt waren, versehen. Unter dem Schädel wurde quer über das Maul Holz befestigt und Schwert und Köcher aufgehangen. Die beiden letzteren pflegen schon nach kurzer Zeit, etwa einer Stunde, wieder abgenommen zu werden, während das übrige an seinem Platze bleibt. Ein nochmaliges Trankopfer vor dem Götterzaun beschloß das Fest. Auch die Frauen nahmen an demselben teil, die alten nicht, ohne von neuem Thränen zu vergießen.

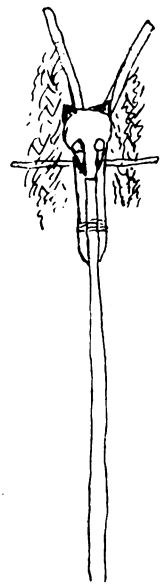


Fig. 132.
Keomande-ni; aufgestellter Bärenkopf.
Nach Batchelor.

Inzwischen war der Abend hereingebrochen und es wurde für uns hohe Zeit, den Rückweg anzutreten. Zum Abschiede versammelte sich noch einmal die ganze Gesellschaft vor dem Götterzaun zum Tanz. — — — — —

Digitized by Google

Bärenfeste bei anderen Völkern.

(Nach Steller, Scheffer, Schrenk).

Dasselbe Motiv nun auch bei anderen Völkern des hohen Nordens verfolgen zu können, scheint mir hochinteressant. Wir werden jetzt einige Notizen bringen, die die uns bei den Aino vorgekommenen Züge des Bärenkultus ergänzen und vervollständigen. Daneben wolle man aber fortgehend beobachten, was sich aus den Zeremonien und Vorgängen für das Verhältnis zwischen Mensch und Tier ergiebt. Der Bär ist ein ausgezeichneter Vertreter. Zumal bei den Giljaken scheint er fast in die Rolle eines Haustieres übergehen zu wollen. Ein solcher Vorgang ist nach jeder Richtung vorbereitet. Wenn er sich dennoch nicht erfüllt hat, so muß dies darauf zurückgeführt werden, daß der Bär sich in der Gefangenschaft nicht fortpflanzt. Es ist hierbei aber nicht unwesentlich, zu beobachten, wie die angebahnte Freundschaft des Menschen zum Bären vom Norden ausgehend sich im Süden umbildet. Wenn wir nachher das Herumziehen der Giljaken mit den Bären zu beobachten haben werden, dann wird jeder unwillkürlich an die russischen Zigeuner denken, welche als Bärenführer das Tier am Gängelbande leiten und die einzige Zeremonie, welche an innerem Gehalte reich war, bis zum banalsten Volksvergnügen heruntergedrückt haben. In der That ist es erstaunlich, daß Meister Petz keine höhere Stufe im menschlichen Kulturleben erreicht hat. In einer Epoche, welche zumal bei den Giljaken noch verhältnismäßig voll und deutlich ausgeprägt ist, stand er nächst dem Hunde den Menschen am nächsten. Und doch ist er, einer der ersten näheren Bekannten des Menschen, zu keiner höheren Stufe emporgeklommen, als zum Popanz der Karnevalsbelustigungen. — — — — — —

„Die Itelmenen auf Kamtschatka statuieren, man müsse kein Land- oder Seetier umbringen und verzehren, ohne sich vorher bei demselben zu exkusieren, daß sie solches nicht übel deuten sollten, und nach diesem müßte man sie mit Cedernüssen oder anderen Dingen traktieren, vor ihr Fleisch und Fell, daß sie in

Digitized by Google

der Meinung blieben, als wären sie nur bei ihnen zu Gaste gewesen, wodurch andere nicht leutescheu würden."

Wenn bei diesem Volke einer einen Bären erlegt, — eine Sache, welche dem Schützen und seiner Familie hohe Ehre und Ruhm einbringt, zumal, wenn die That besonders heroisch ausgeführt wurde — so lockte das vor allem andern geschätzte Fleisch zu einem Feste, zu welchem sie alle ihre Freunde mit Weib und Kind einluden. Wenn sie dann beisamen waren, ließ der Wirt alle ringsum in der Wohnung in eine Reihe setzen, worauf er sich nackend auszog, Feuer anmachen und den Kessel mit Wasser ansetzen ließ. Danach bat er einige von seinen Gästen, ihm beim Abstreifen der Haut behilflich zu sein. War dieselbe abgezogen, so schnitt man erst den Speck ab und legte ihn riemenweise in den Kessel, worauf das Fleisch von den Knochen abgenommen und endlich das Darmfett herausgeholt wurde. Mittlerweile fingen einige an zu tanzen, es waren die Jungen, denn die Alten diskutierten inzwischen und legten die Hände in den Schoß. Wenn aber eine Zeit verflossen war, dann stellte sich doch der eine oder andere von den Alten in die Reihe der Tänzer.

War nun das Essen fertig, dann ließ der Wirt alle wieder in einer Reihe niedersitzen, nahm einen Riemen Fett in die linke, und ein Messer die rechte Hand, ging von einem zum andern, steckte ihm solches in den Mund und sprach: „Gieb Achtung!" Der Gast antwortete: „Sipang, o Unglück!" Darauf schnitt der Wirt mit dem Messer vor dem Munde des Gastes von dem Fettriemen ab und ließ es ihn verschlucken. Weiter gehend, wiederholte er diese Zeremonie bei einem nach dem andern, bis er zum letzten kam. Das Fett wird am höchsten geschätzt und deshalb auf solche Weise verteilt.

Darauf teilte man das Fleisch und Darmfett nebst dem Eingeweide in gleiche Portionen, welche den Gästen vorgesetzt wurden. Diese Portionen legte man auf Brettlein von Birkenrinde und hölzerne Schalen, teilte solche an alle aus und zwar dies mit solcher Gerechtigkeit, daß der älteste Mann nicht mehr bekam als das kleinste Kind.

Digitized by Google

Ein Weib schlief einstmals während des Essens ein. Als sie aufgeweckt wurde, neigte sie sich gegen das Bärenfell und sprach:

„Ach, ich bin eingeschlafen; ich war müde, nimm es mir doch nicht übel! Allein du wirst es mir wohl verzeihen, weil du doch auch zu schlafen pflegst, wenn du müde aus dem Walde kommst. Du schläfst sogar den ganzen Winter über und wir sagen dir auch nichts!"

Alle rühmten sie darauf, daß sie eine so vorzügliche Rede gehalten und den Bären wieder versöhnt habe.

Wenn nun die Mahlzeit ein Ende hatte, so brachte der Wirt den abgefressenen Bärenkopf vor die Gäste, umwandt ihn mit Gras und Slatka drawa, beschenkte ihn mit allerlei Schnurrpfeifereien und entschuldigte vor allen Dingen seinen Tod mit den Russen. Über die Russen solle der Bär sich erzürnen, ihm aber solle er es nicht übel nehmen und er bäte ihn, das auch seinen Anverwandten zu verkündigen, diesen zu erzählen, wie sie ihn traktiert hätten, damit die lieben Anverwandten auch ohne alle Furcht zu ihnen, den Italmenen, kämen.

Die letzte Entschuldigung ist vielleicht das Charakteristischste an dieser Schilderung. Die Russen, die bösen Feinde, werden verantwortlich gemacht. Wir werden einen gleichen Zug sogleich wieder bei den Giljaken antreffen, denen ich mich jetzt zuwende.

Schrenk ist es gelungen, ein Bärenfest der Giljaken am Amur mit erleben zu können. Er hat es bis in die kleinsten Details geschildert. Ich greife nur in die wesentlichsten Abschnitte hinein, um das herauszunehmen, was für unsere Betrachtung besonders von Wert ist. Der Hauptwitz bei den Giljaken besteht darin, den Bären über alles hinwegzutäuschen, in ihm den Gedanken nicht aufkommen zu lassen, als ob er etwa von den Giljaken getötet, gegessen würde. Vielmehr suchen sie ihm weiß zu machen, er lebe immer noch. Dieses Verfahren ist sehr drollig.

Die Ehrenbezeugungen beginnen gleich bei der Abführung des Bären in die Gefangenschaft. Ist das Tier in seinem Lager

Digitized by Google

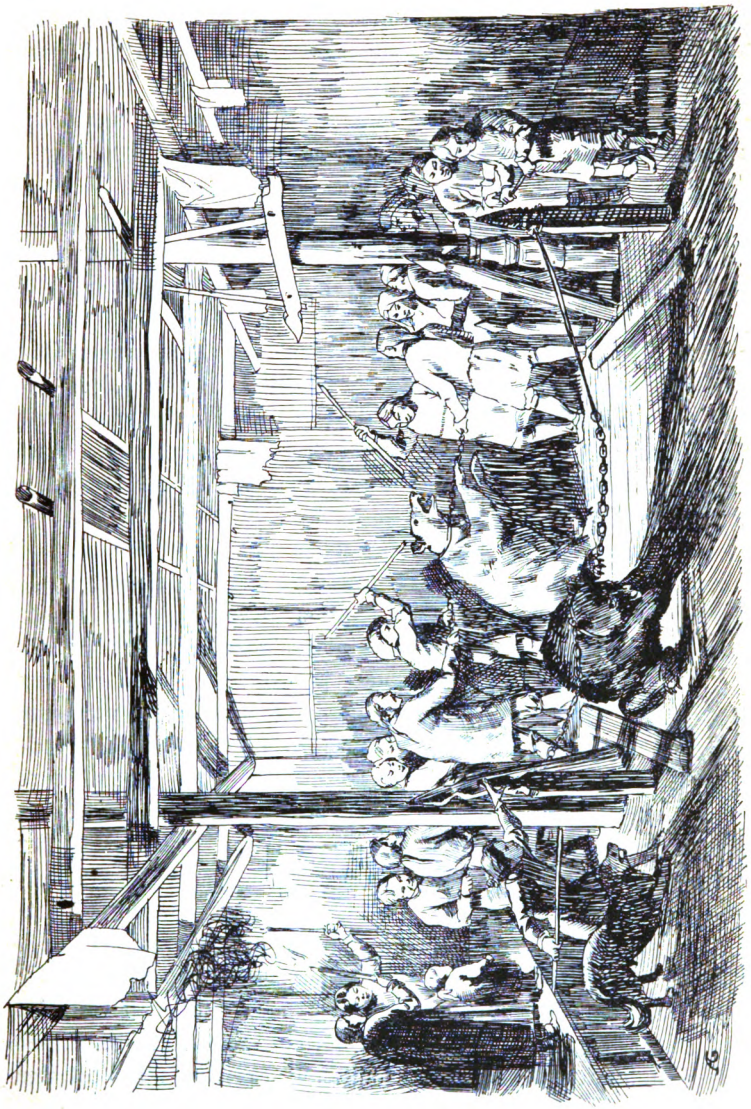


Fig. 133. Bärenfest der Giljaken; Aufstellung des Bären im Hause und Umzug mit ihm von Haus zu Haus. Nach Schrenk.

Digitized by Google

aufgefunden und nach erfolgreichem Kampfe glücklich gefesselt worden, so wird er im Triumphzuge auf zwei nebeneinander gestellte und zusammengebundene Schlitten nach dem Heimatsorte des Jägers gebracht und hier mit lauten Jubelrufen von Alt und Jung empfangen. Dasselbe geschieht auch, wenn ein Giljake auf einer Handelsreise unterwegs einen jungen Bären angekauft hat und in seinem Bote mit heimbringt. An Behausungen zur Aufnahme des Bären pflegt es in den giljakischen Dörfern niemals zu fehlen, nötigenfalls wird ihm aber auch eine neue errichtet. Diese besteht aus einem viereckigen, mit einer kleinen stark verrammelten Thür und einer noch kleineren, stets offenen Fensteröffnung versehenen, von oben unbedeckten Balkenkasten. Der Bär wird zum Einsteigen in denselben genötigt, dann entfesselt. Eine Lage darüber gebreiteter, mit Steinen beschwerter Bretter verhindert sein Entweichen aus dem Kerker. Von nun an füttert ihn das ganze Dorf abwechselnd.

Von Zeit zu Zeit, jedoch nur selten und hauptsächlich wohl um den Kerker zu reinigen, wird der Bär aus demselben herausgebracht. Zu dieser Prozedur muß er aber zum Teil wieder gefesselt werden. Das geschieht, indem man ein paar Bretter der Kerkerdecke vor sich auseinander schiebt, dem Bären noch im Kerker eine Schlinge um den Hals wirft und die Hinterbeine fesselt. Darauf werden auch die übrigen Bretter der Kerkerdecke beseitigt und der Bär von einer Anzahl Menschen in die Jurte gezerrt, wo der in ihrer Mitte befindliche Hundetisch inzwischen weggeräumt worden ist. Da man sich nun, wenn das Tier vollerwachsen ist, auf die ihm um den Hals geworfene Riemenschlinge allein nicht verlassen darf, so springt jetzt ein Giljake mit gespreizten Beinen vor den Bären, faßt ihn an den Ohrwurzeln und drückt ihm den Kopf gegen den Erdboden. Dasselbe thun gleichzeitig zwei andere mit Holzstangen bewaffnete Giljaken mit seinen Vordertatzen und nun springt noch einer dem Vieh auf den Rücken, setzt sich rittlings auf dasselbe und legt ihm ein Halsband an, von welchem mittelst eines drehbaren Ringes

Digitized by Google

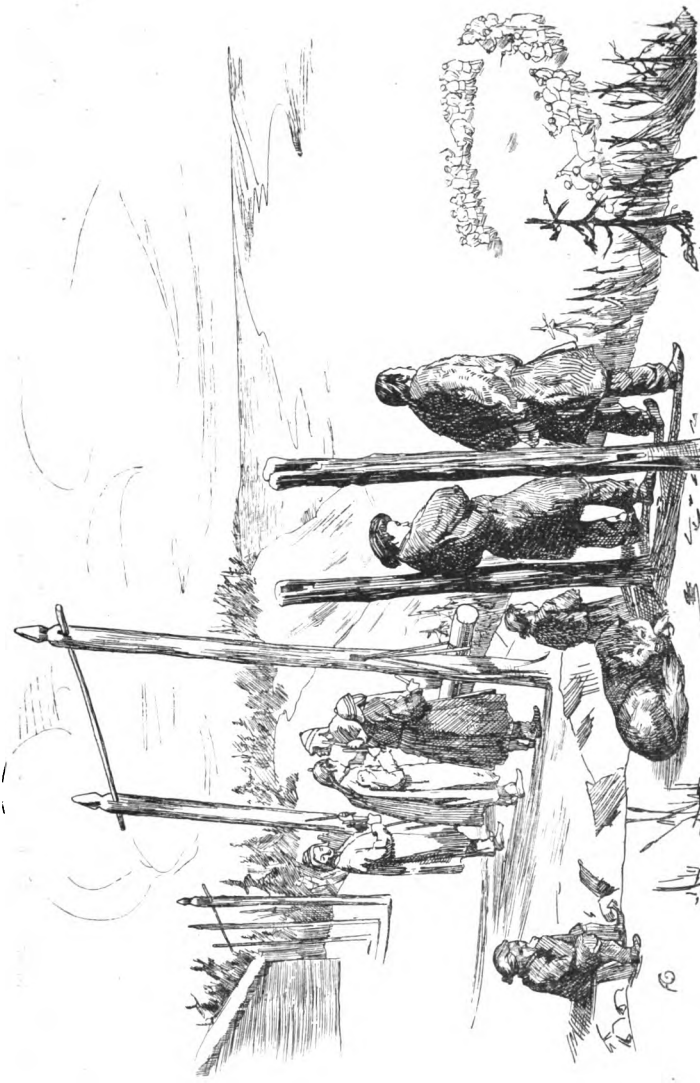


Fig. 134. Bärenfest der Giljaken. Letzter Umzug mit dem Bären. Nach Schrenk.

Digitized by Google

nach zwei Richtungen hin lange eiserne Ketten und Riemen auslaufen. Mit diesen wird nun der Bär, nachdem ihm die Hinterbeine wieder entfesselt worden und er sich, laut aufbrüllend, aufgerichtet hat, zwischen den beiden Mittelpfeilern der Jurte so angebunden, daß er sich bequem niederlegen und auch wieder aufrichten kann. Gleichsam zum Lohne oder als Liebkosung werden ihm dann einige Scheiben gedörrten Fisches (Jukola) oder Seehundspeckes gereicht, worauf er noch mehrmals im Innern des Hauses umher und dann nach seinem Zwinger zurückgeführt wird.

Bei dieser Gelegenheit, welche mir gestattet, näher darauf einzugehen, wie behaglich die Giljaken mit diesem gefährlichen Tiere umgehen — die Bären des Amurlandes gehören zu den größten Geschöpfen ihrer Verwandtschaft! — will ich gleich schildern, wie später die Fesselung der Tiere gehandhabt wird.

Wenn später, in den ersten Tagen des Bärenfestes, die Bären von einem Hause zum andern gezerrt werden, dann mag sich das Halsband etwas lockern, oder sonstwie schadhaft werden. So war es auch bei einem Bären passiert, gelegentlich jenes Festes, dem Schrenk beiwohnte. Es wurden neue Hilfsschnüre angelegt, ein Unternehmen, das im höchsten Grade interessant war, da es die große Unerschrockenheit der Giljaken dem Bären gegenüber und ihre außerordentliche Gewandheit und Geschicklichkeit im Umgange mit ihnen zeigte.

Die Aufgabe war noch schwieriger, als das oben geschilderte erste Anlegen des Hals- und Leitbandes, denn letzteres geschah, nachdem die Hinterbeine des Tieres schon im Kerker gefesselt waren. Hier aber konnte der Bär einen völlig freien Gebrauch von allen vier Extremitäten und dem Gebiß machen.

Während der Zug außerhalb des Hauses hielt, wurden alle zur Ausführung des Stückes erforderlichen Schnüre und Riemen fertig gelegt. Den Augenblick wahrnehmend, da das mächtige Tier sich ganz aufgerichtet hatte, warf sich ein Giljake ihm von vorn um den Hals und umklammerte es, so fest er konnte. Im selben Moment fesselte ihm ein zweiter die Schnauze.

Digitized by Google

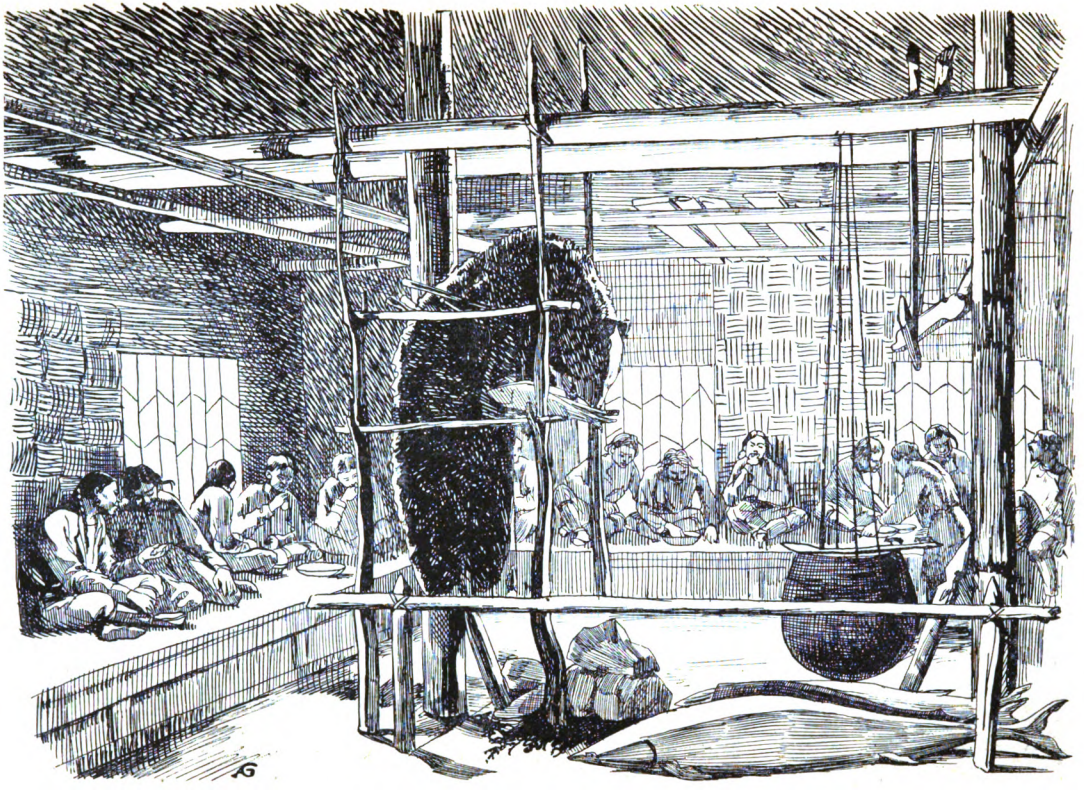


Fig. 135. Bärenfest der Giljaken. Aufstellung der Bärenköpfe nebst Bälgen im Hause sowie das Festmahl. Nach Schrenk.

Digitized by Google

Gleichzeitig griffen mehrere andere das Tier von hinten an, zogen ihm mit der Schlinge die Hinterbeine vorweg und hielten sie an den Boden gedrückt zurück. Der Bär fiel auf die Vordertatzen nieder, aber hier war auch ebenfalls sogleich einer bereit, ihm diese mit einer Stange gegen den Boden zu drücken und in Fesseln zu schlagen.

So war das Tier durch rasches und einmütiges Einschreiten in einem Augenblick vollständig entwaffnet und gefesselt, und jetzt konnten die an seinem Halsbande erforderlichen Hilfsschnüre in aller Ruhe und ohne Gefahr angelegt werden.

Sobald dies geschehen war, sprangen sämtliche Giljaken von dem Bären ab, auf einen Ruck lösten sich alle mit besonderem Kunstgriff ihm um Schnauze und Tatzen geknüpften Knoten und Schlingen auf, und der Bär stand wieder bis auf das Hals- und Leitband ganz frei und ungefesselt da, laut brüllend und sich wiederholt schüttelnd. Er wurde gleich wieder in das Haus geführt und dort mit fein zerstückeltem Eise und Strickbeeren regaliert.

Wir können hier noch eine dritte Scene einfügen:

Bei gleichem Feste bedurfte ein besonders böser und widerspenstiger kleiner Bär der Aufbesserung seiner Fesseln. Ein besonders tapferer junger Mann, Schusisin mit Namen und Sohn des Festgebers, der sich ganz hervorragend eifrig bei dem Herumzerren der Bären gezeigt hatte, vollführte dies. Er hatte schon tags zuvor an dem größten Bären ein Stück ausgeführt, das seinen kühnen und rasch entschlossenen Mut glänzend darthat. Als dieser Bär nämlich aus dem Hause geführt wurde, packte er den ihn zerrenden vordersten Giljaken so fest mit den Krallen, daß dieser nicht mehr loskommen konnte und von dem wütenden Tiere dicht an sich herangezogen wurde. In diesem Augenblick sprang Schusisin, der unmittelbar hinter den Bären sprang, dem Tier über den Rücken weg und kam dicht vor seinem Maule zu stehen; der überraschte und von neuem in Wut versetzte Bär ließ seine erste Beute fahren und biß nach der zweiten, glücklicherweise aber ohne Erfolg. Jetzt, für den kleinen

Digitized by Google

Bären, traf Schusisin die Vorrichtung, daß er seinen Hundepelz umgekehrt, mit dem Fell nach innen anzog, und darüber noch einen Renntierpelz, mit dem Fell nach außen und dem Rückenteil nach vorn gekehrt, anthat; zugleich band er den Gürtel so um sich, daß der Pelz ihm vorn buckelförmig vorragte und weit vom Körper abstand. So gerüstet wartete er einen Moment ab, da der mit Stöcken gezerrte Bär brüllend die Zähne fletschte. Jetzt trat er mit vorgestreckter Brust auf ihn zu und ließ ihn sich in dem über derselben aufgebauschten Pelz einbeißen. Dann warf er sich dem Tier um den Hals, packte seinen Kopf an den Ohren und drückte ihn nieder. Die Umstehenden waren in demselben Moment bereit, ihm die Schnauze zuzubinden, die Tatzen herabzudrückeu u. s. w., — wie es oben schon geschildert wurde.

Haben wir auf diese Weise ein Bild des vertrauten Umganges gewonnen, ein Bild, das uns so recht zeigt, wie weit die Gewohnheit hier den Menschen über alle direkte Gefahr hinweggesetzt hat, so wollen wir im nachfolgenden die wichtigsten religiösen Momente berücksichtigen, welche die Entwickelung der Sitten beeinflußt haben. Verfolgen wir zu diesem Zwecke die Entwickelung des Bärenfestes.

Je nach dem Alter der Bären wird die Dauer ihrer Gefangenschaft bemessen; alte Tiere werden nur einige Monate junge mehrere Jahre, bis sie ganz erwachsen sind, in der Gefangenschaft gehalten. Haben sie infolge reichlicher Nahrung und mangelhafter Bewegung eine dicke Specklage angesetzt, so naht die Zeit, sie in festlichem Gepränge ihrem Ende entgegen zu führen. Die einzige Jahreszeit, in der bei den Giljaken Bärenfeste stattfinden, ist der Winter. Da leben sie in großen Räumen, haben Muße und pflegen einige behagliche Geselligkeit. Dann werden die Tiere dem Käfig entnommen. Sie werden in die Hütte des Veranstalters des Festes gebracht, dort abwechselnd festgelegt und abwechselnd spazieren geführt. Sie machen, herumgezerrt, Besuche in allen Hütten des Dorfes. Wenn sie stehen, werden sie freundlich gefüttert; sie werden wie

Digitized by Google

Gäste behandelt. Gleichzeitig veranstalten die Leute Tänze und Wettfahrten mit den Hunden. Es ist eben eine Zeit der Ausgelassenheit und Freude, wie man dieselbe sonst bei den ernsten Giljaken nicht zu beobachten vermag.

Nachdem am letzten Tage die Bären noch einmal einen letzten Weg und Rundgang angetreten haben, naht die Todesstunde. Auf einem extra vorgerichteten Platze, auf welchem auch ein Hüttlein steht, erwartet sie der Tod. Auf der Todesstätte, der Kadhara (Fig. 136), werden sie zwischen Pfählen aufgestellt und sorgfältig befestigt. Aus der Entfernung von fünf Schritten wird ein Pfeil auf die rechte Lunge abgeschossen. Sie sterben dann schnell und leicht. Das herausfließende Blut wird schnell mit Schnee bedeckt. Nachdem das Fell ausgeschält ist, wird es im Läsng, jener erwähnten kleinen Hütte am Todesplatze, so aufgestellt, daß es aussieht, als ob die Bären noch lebten und von hier aus dem allgemeinen fröhlichen Feste schmunzelnd zuschauten. (Vergl. Fig. 137.)

Nachdem das Fleisch verteilt ist, ist der erste große Akt des Bärenfestes vollendet, denn der eigentliche Schmaus fällt erst einige Zeit später. Wenn er vor sich geht, dann kommen auch die wichtigsten Zeremonien des Bärenfestes zu Tage.

Es muß nämlich in dem Hause des Gastgebers, im Hause des nunmehrigen Schmauses, auch der Bär zu Gaste geladen werden. Bis dahin hing sein Haupt und sein Fell im Läsng. Jetzt heben die ältesten Greise des Dorfes den Bärenkopf nebst Fell aus dem Läsng, tragen ihn auf einem durch den Schnee gebahnten, mit abgeschälten Stöcken, Holzlocken und Tannenzweigen hie und da geschmückten Wege dreimal um das Haus herum und bleiben dann vor einem in der Querwand desselben, einem dem Bären speziell geweihten Herde, gegenüber gelegenen Fenster stehen. Der Rahmen dieses Fensters ist ausgehoben und durch diese Öffnung — also nicht durch die Hausthür — wird der Bär ins Haus und direkt vor den ihm geweihten Herd getragen. Hier soll er sich zunächst erwärmen, bevor er auf seine Etagere als Ehrenplatz gehoben wird. Diese Etagere ist

Digitized by Google

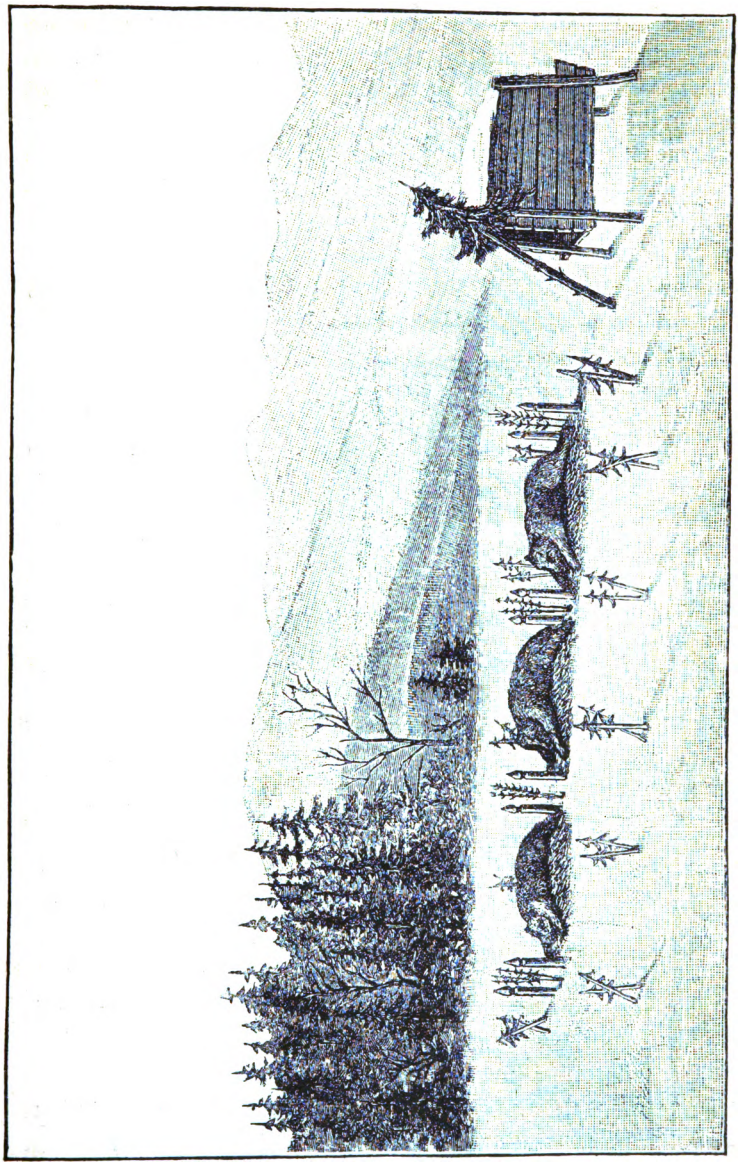


Fig. 136. Tötungsstätte des Bären und Lösung. Nach Schrenk.

Digitized by Google

um den Mittelpfeiler des Hauses errichtet. Es ist ein hohes Gerüst aus Erlenstangen, den Stämmen junger Bäumchen, die altherkömmlichem Brauche gemäß stets ungeschält sein müssen und an den Kreuzungsstellen nur mit Bast und dem Garn alter Fischernetze zusammengebunden sein dürfen.

Sobald der Bär durch die Fensteröffnung gekommen ist und sich an seinem Herde erwärmt, wird das Fenster geschlossen und von außen auf die das Glas ersetzende dünne Fischhautscheibe, eine aus Birkenrinde geschnittene Darstellung der Kröte, geklebt (siehe Fig. 138), im Innern des Hauses aber auf die daran stoßende Ehrenbank eine Figur gesetzt, die einen Bären in giljakischer Kleidung darstellen soll. Die Figur ist zu diesem Zwecke in den Hüften und Kniegelenken beweglich. Es ist eine rote Puppe, welche aber ihren Zweck vollständig erfüllt. (Siehe Figur 139.)

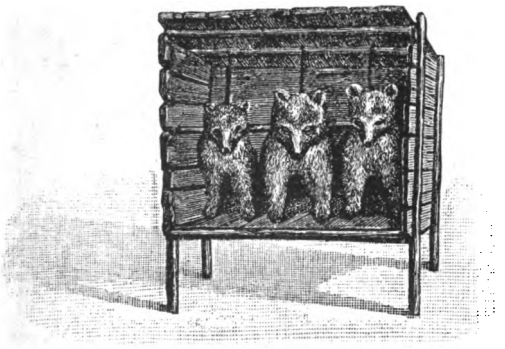


Fig. 137. Aufstellung der Bären im Läsng. Nach Schrenk.

Die Bedeutung dieser symbolischen Handlung hat schon Schrenk deutlich erkannt. Die Kröte ist ein Tier, das bei den Giljaken im schlimmsten Rufe steht und oft sowohl einzeln als in Beziehung zum Bären und zum Bärenfeste dargestellt wird. Das Tier soll hier den bösen Geist und die eigentliche Anstifterin all des Unglücks, das dem Bären durch seine Gefangennahme, Tötung und schließliche Verspeisung widerfährt, darstellen. Sie ist zum Sündenbock ernannt, auf den die Giljaken alle Schuld und Verantwortung für ihre Handlungen am Bären wälzen. Sie erhält auch darum keinen Einlaß in das festlich geschmückte Haus. Sie muß draußen am Fenster kleben bleiben, wo sie

Digitized by Google

Zeuge ihrer Unthaten sein kann. — Wie hier die Giljaken die Kröte, so haben, wie wir vordem gesehen haben, die Italmenen die bösen Russen, welche gar ungebeten in ihr Land eingedrungen sind, zum Sündenbocke ernannt. Das ist ganz scherzhaft.

Der Bär hingegen wird als willkommener Gast von den Festgenossen begrüßt und findet als ihresgleichen auf der Ehrenbank Platz. Aus diesem Grunde die Kleidung der Bärenpuppe. —

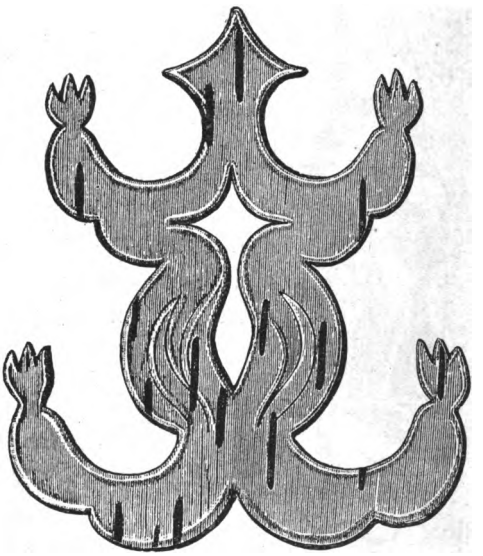


Fig. 138. Die Kröte aus Birkenrinde, welche vor der Fensterscheibe angebracht wird und welche den bösen Feind des Bären darstellen soll. Nach Schrenk.

In großer Würde wird inzwischen das Mahl zugerichtet; Weiber und Kinder dürfen daran nicht beteiligt sein. Die alten Leute besorgen das. Auch darf beim Verspeisen nachher nicht gewöhnliches Geschirr verwendet werden. Vielmehr haben die sämtlichen Schalen und Löffel bei dem Schmause eine besondere Bedeutung. Sie werden auch nur bei diesem Schmause verwendet und sonst nicht. Auf den Geräten ist nämlich der Bär und sein Widersacher, die Kröte, abgebildet.

Sehr originell ist es nun, daß der Bär Teile seines eigenen Fleisches vorgesetzt erhält. Man legt ihm den Bärenspeck vor die Nase. Wenn es dunkel wird, nimmt man ihn wieder weg. Man legt ihm die beiden Beckenstücken hin. Doch auch sie

Digitized by Google

bleiben nicht allzu lange vor ihm liegen. Sicherer ist ihm andere Speise, Karpfen und anderes Fischgetier. (Siehe Fig. 135.)

Inzwischen werden Binden von zehn Zoll Länge und drei Zoll Breite hergerichtet. Diese Binden werden dem Bären bei Sonnenuntergang unterhalb der Augen um die Schnauze gebunden, um die aus ihnen quellenden Thränen zu trocknen. In ihrer Mitte auf dem Schnauzenrücken ist aber eine aus Birkenrinde geschnittene Darstellung der Kröte, welche der an dem Fenster klebenden (siehe Fig. 138) gleicht, angeheftet. Schrenk deutet diese symbolische Handlung folgendermaßen:

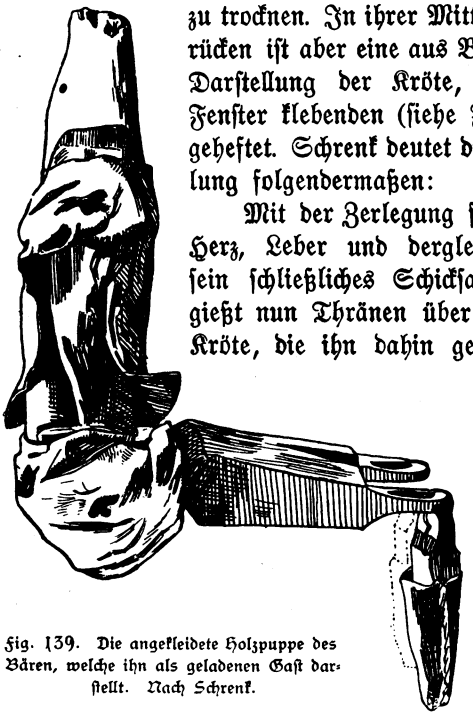


Fig. 139. Die angekleidete Holzpuppe des Bären, welche ihn als geladenen Gast darstellt. Nach Schrenk.

Mit der Zerlegung seiner inneren Organe, Herz, Leber und dergleichen, sieht der Bär sein schließliches Schicksal besiegelt und vergießt nun Thränen über den bösen Geist, die Kröte, die ihn dahin geführt und das ganze verschuldet hat. Er selbst erkennt also die Kröte als schuldig an. Die Giljaken hingegen haben ihm nur Gutes erwiesen; sie haben ihn als Gast in ihrem Hause aufgenommen, ihn auf den Ehrenplatz gesetzt, ihm von allen Speisen gereicht, überhaupt alles nur mit seinem Wissen und seiner Erlaubnis gethan. Und nun erweisen ihre Weiber ihm noch den letzten Liebesdienst, indem sie ihn tröstend die Thränen in den Augen trocknen. Ihnen fällt also keinerlei Schuld an ihrem Schicksal und keine Verantwortung dafür zu. (Siehe Fig. 140.)

Während uns das Symbol einer zweiten Ausschmückung des Kopfes, derjenigen mit Achatkugeln, weniger interessiert, —

Digitized by Google

eine Ausschmückung, welche Schrenk mit der Vorliebe buddhistischer Priester für Warzen über der Nase in Zusammenhang bringen möchte, — während wir fernerhin das Verschmausen und die Speisezeremonien des Festes übergehen, wenden wir uns dem Schlusse des Bärenfestes zu. Eine persönliche Kenntnis dieses Schlusses fehlt uns. Die Reisenden haben nur davon gehört; selbst gesehen haben sie es nicht. Dieser Schluß nämlich wird von den Giljaken wohl als das größte Geheimnis betrachtet, da es sich darum handelt, den Schädel des Bären aufzuschlagen

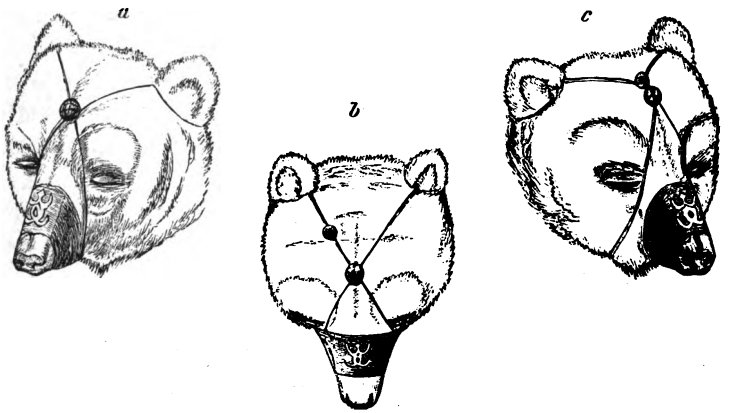


Fig. 140. Bärenköpfe mit Krötenfigur und Binden. Nach Schrenk.

und das Gehirn herauszunehmen. Hier vermag die Mogelei sich nicht weiter zu finden. Während man bis dahin dem Bären alles mögliche weißmachte, ihm die Kröte als den bösen Geist vorführte, ihm selbst von seinem eigenen Fleische vorlegte, wird es den guten Giljaken doch schwer, dem Bären etwas weiß zu machen, es werde der Kopf eines anderen zerschlagen. Da ist es dann ganz typisch, daß die Giljaken sich schämen, daß ein Fremder etwa dem Akte zuschaue. Die Scham vor dem Bären verwandelt sich so in eine Scham vor dem Fremden, und diese Scham vor dem Fremden hatte zur Folge, daß die lieben Gäste

Digitized by Google

immer „fortgenötigt“ wurden, wenn es sich darum handelte, diesen Schlußakt im Bärenfeste vorzunehmen.

Wir wissen nur so viel, daß der Schädel des Bären mit einer altertümlichen Form der Spitzaxt aufgeschlagen wird, daß der köstlichste Leckerbissen, das Bärengehirn, nun dem Schädel entnommen wird. Dann hängt man die Schädel in großen Opferbäumen auf oder man vergräbt sie ähnlich menschlichen Gebeinen, d. h. man pflöckt sie auf den Boden fest und läßt Moos über sie wachsen. Damit ist das Bärenfest zu Ende.

Ähnlich ist das Bärenfest auf Sachalin. Es weicht nur in einem sehr wesentlichen Punkte ab. In den kleinen engen Erdjurten können hier nicht die Bären aufgestellt werden. Man muß sich darauf beschränken, sie im Freien aufzurichten, und so sehen wir denn in unserer Figur 141 das im Freien aufgehängte Bärenfell, welches uns lebhaft an die Ainozeremonien, an die heiligen Götterzäune jener Völker erinnert.

Endlich komme ich zu dem Berichte des alten Herrn Scheffer, welcher über die Lappländer handelt und erzählt, sich wie bei diesem Volke eine Bärenjagd abspielt.

Die Bärenjagd ist bei den Lappen gar sonderbar und mit vielen Zeremonien und abergläubischen Handlungen angefüllt, so daß man davon reden muß. Ihren Anfang nimmt sie im Herbst. Sie erforschen sehr genau, wo der Bär sein Winterlager hat. Wer dies zuerst erfährt, von dem sagen sie: er habe den Bären umringt. Dieser Mann bildet den Führer; er geht bei seinen Verwandten und Freunden umher und ladet sie zur bevorstehenden Jagd ein. Die Einladung erfolgt im März oder April, wenn tiefer Schnee gefallen ist und man die hölzernen Schneeschuhe recht gebrauchen kann. Darauf wird die Zaubertrommel von einem, der sich besonders darauf versteht, hervorgezogen und auf derselben die Erkundigung eingezogen, ob sie bei der bevorstehenden Jagd glücklich oder unglücklich seien und ob sie den Bären erschlagen würden.

Dann erst ziehen sie in einer bestimmten Ordnung nach dem Walde; der Lappe aber, der den Bären umbringen soll, der ihn

Digitized by Google

entdeckt hat, muß vorangehen. Er hat keine andere Waffe als einen Prügel, an dessen Handgriff ein Messingring angebracht ist. Ihm folgt der Trommelschläger, der, welcher den ersten Streich führt, der Koch, der Zerteiler, der Wasserträger, der Feuermacher u. s. w. Wenn sie nun zu der Höhle gelangen, in welcher der Bär liegt, so greifen sie ihn beherzt an und töten ihn mit Spießen und Büchsen. Und wenn sie solcher Gestalt den Bären überwunden haben, singen sie ein Lied, in welchem sie sich bei dem Bären bedanken, in welchem sie dem Bären sagen, wie lieb ihnen seine Ankunft sei, in welchem sie ihrer

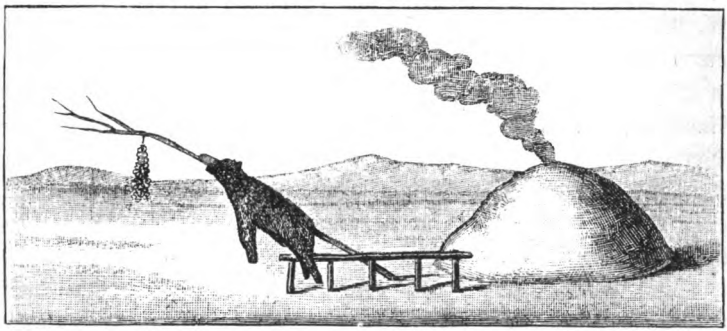


Fig. 141. Vom Bärenfeste auf Sachalin; bei der Jurte aufgehängtes Bärenfell.

Freude Ausdruck geben, daß der liebe gute Bär ihnen weder Prügel noch Spieße zerbrochen, noch sonst einen Schaden zugefügt habe. Sie ziehen nun den Bären aus seiner Höhle, schlagen ihn mit Ruten und Stecken und laden ihn auf einen Schlitten, um ihn zu der Hütte zu bringen, wo er gekocht werden soll. Abermals singen sie ein Dankeslied, welches betont, wie herrlich es sei, daß ihnen Mut und Kräfte verliehen seien, welche ihnen ermöglichten, grausame und starke Tiere zu töten. Nahe der Höhle, in welcher sie den Bären gefangen haben, erbauen sie eine besondere Hütte, in welcher sie ihm das Fell abziehen. — Von dem Renntier, welches den Schlitten mit dem Bären zieht, heißt es, es dürfe ein ganzes Jahr hindurch kein Weibsbild

Digitized by Google

ziehen. Kommen sie nun an den Ort, wo der Bär verzehrt werden soll, so wird ein anderes Lied angestimmt, worin sie die Weiber bitten, Erlenrinde zu kauen und ihnen ins Angesicht zu spucken. Der alte Scheffer sagt, diese durch die Erlenrinde hervorgerufenen Spuckflecken sollten Blut markieren und somit Zeugnis von der Tapferkeit und dem blutigen Kampfe mit dem Bären ablegen. In Anbetracht der nächsten Sitte möchte ich dies nicht glauben, wenigstens was den Ursprung der Sitte angeht.

Wir haben vorhin gesehen, daß die Giljaken das den Bären repräsentierende Fell nicht durch die Thür, sondern durch ein für diesen Zweck aufgeschlossenes Fenster hereinbringen. Nun kommen die Männer, wenn sie von der Bärenjagd heimkehren, auch nicht durch die Vorderthür ihres Hauses herein, sondern vielmehr machen sie eine Öffnung in der Rückseite, durch welche sie nun hineinkriechen. Während sie nun hineinschlüpfen, halten die Weiber gekaute Erlenrinde im Munde, zielen mit dem rechten Auge durch einen Messingring, auf dieselbe Art, wie wenn sie eine Büchse losbrennen, und dann speien sie ihren Männern ins Angesicht.

Ich glaube, daß dieses rote Färben mit Erlenfarbe auch ursprünglich eine Täuschung des getöteten Bären beabsichtigte. Ich glaube dies deswegen, weil es sonst ja sehr einfach wäre, sich beim Abziehen des Bären mit Blutflecken zu versehen. Das wäre viel natürlicher. Die Absicht des Lappländers war vielmehr eine für unsere ethnologisch geschulten Augen recht deutlich wahrnehmbare. Die Jäger sind nicht durch die Vorderthür hereingekommen. Der Bär muß also annehmen, sie wären überhaupt nicht in die Hütte hineingegangen. Gehen die Jäger nun zur Vorderthür heraus, so muß sich der Bär nach der Anschauung niederer Völker sagen: „Aha, die gehen jetzt zur Vorderthür heraus. Hereingehen habe ich sie nicht gesehen. Also waren sie nicht mit auf der Jagd, also gehören die nicht zu meinen Feinden.“ Einen gleichen Sinn wie das Hereinschlüpfen durch das inoffizielle Loch haben die roten Spuckflecken. Ist etwa in der Kleidung noch irgend ein richtiger Blutfleck von

Digitized by Google

der Bärenjagd hängen geblieben, so kann der Jäger sich sehr bequem herausreden. Er kann auf die größere Anzahl der Erlenflecke hinweisen und kann dann auf eine etwaige Anfrage des Bärengeistes antworten: „Aber mein Lieber, guck doch einmal bitte etwas näher zu! Siehst du denn nicht, daß das durch Erlensaft gefärbte Spuckflecke meiner Frau sind? Hier im Gesicht kannst du das ganz deutlich erkennen!“

Dieselbe Scheu, sich dem Bären als sein Mörder zu offenbaren, giebt sich auch in anderen Zügen noch kund. Die Männer singen nämlich bei der Verteilung des Fleisches: „Hier kommen Männer aus Schweden, Polen, England, Frankreich!“ — Das soll auch wieder den Bären irre führen und soll dem Geist des Getöteten andeuten, daß, wenn er sich nach Rache sehne, er sich im Auslande nach seinen Mördern umsehen solle. Einige andere Sitten, wie das Schießen der verbundenen Auges auf das über einen Klotz gehängte Bärenfell zielenden Weiber, wie das dreimalige Springen der Jäger über das Feuer u. s. w. müssen vielleicht ebenfalls in solchem Zusammenhange erklärt werden.

Jedenfalls ist soviel sicher, daß wir hier auf der anderen Seite Asiens, im Westen des riesigen Kontinentes die gleichen Sitten und Zeremonien antreffen wie auf der Ostseite. Es ist das ein Beweis, daß dem Bären hier eine andere Stellung zugemessen wird, als anderen Tieren.

Die Grundanschauung, welche diese Sitte ins Leben gerufen hat, entstammt der animalistischen Zeit, welche den Menschen das Tier ähnlich schätzen ließ wie seinesgleichen. Sie stammt aus der Zeit des kümmerlich entwickelten Menschheitsbewußtseins. Die Anschauung mag weit hineinreichen in die Kultur. Jedenfalls hat die Ausführung der Zeremonien zur Kenntnis des Tieres noch bedeutend beigetragen. Gerade die Züge, welche Schrenk bei den Giljaken beobachtet hat, lassen eine unglaubliche Erfahrung mit dem Gebahren des Bären, mit seinen Eigenarten durchschauen. Dieses Aufziehen der Bären durch Frauen, wie es nach mehrfachem Zeugnis der Japaner bei den Aino Sitte sein soll, führt uns zu der Annäherung zwischen Mensch und

Digitized by Google

Tier. Die Annäherung geht soweit, daß das Tier fast Hausgenosse wird. Thatsächlich stehen wir beinahe dem Beginn der Viehzucht gegenüber. Man muß in der Viehzucht unterscheiden: auf der einen Seite die Annäherung des Hundes, der dem Menschen folgt und sich ihm gleichsam aufdrängt, und auf der anderen Seite die Zähmung des erst zu überwindenden Tieres. Mit den Sitten der Giljaken stehen wir an der Grenze der Zähmung eines Tieres, das erst überwunden worden ist. Ist hier die Viehzucht nicht durchgeführt, so liegt das entschieden an dem geringen Nutzen, den der Mensch von einer Bärenherde gehabt haben würde und daran, daß diese Tiere sich in der Gefangenschaft nicht fortpflanzen.

Das Wesentliche in allen diesen Dingen bleibt aber für uns, daß wir hier bei den Naturvölkern an der Grenze der Möglichkeit einer Viehzucht stehen, einer Möglichkeit, die aus den Anschauungen und den diesen folgenden Zeremonien der animalistischen Weltanschauung und ältesten Kulturepoche entspringt.

Ehe ich diesen Faden weiter führe, will ich aber die feindliche Auseinandersetzung von Mensch und Tier noch weiter verfolgen. Es ist die Jagd und es sind die Folgen der Jagd, welche auch wieder von den Naturvölkern zu den Kulturvölkern hinüberleiten.

Digitized by Google

Kapitel V.

Jagden.

Nicht nur der Kampf um das Dasein, um den Besitz der Scholle, hat den Menschen zum kriegerischen Feinde der Tiere gemacht. So weit wir zurück verfolgen können, haben die Menschen zum mindesten neben der Pflanzenkost auch tierische Nahrung geliebt und wahrscheinlich sogar seit Aufkeimen der Kultur bevorzugt. Das Aufessen beruhte wohl im Anfange in ziemlicher Ausdehnung auf Gegenseitigkeit. Und wenn der Mensch auch selbst nicht Raubtier war, so ist er doch allmählich Raubtier geworden und allen Meditationen über „eine ursprüngliche" Verwendung der Zähne steht die Thatsache gegenüber, daß die meisten Naturvölker das Fleisch und Blut gelegentlich auch roh verzehren.

Also auch Krieg mit den Tieren um der Nahrung willen.

Diesen Krieg pflegt man im allgemeinen unter dem Begriffe der Jagd mit einzuschließen. Ich möchte im Gegensatz zu dieser Gewohnheit auf verschiedene Formen des Kampfes mit der Tierwelt hinweisen. Als die beiden ältesten Typen bezeichne ich den Lebenskampf und den Nahrungskampf. Einmal stürzte sich der Mensch auf das Tier, um des Lebens willen, um sich zu verteidigen, um eine Höhle jenem abzugewinnen. Jedenfalls war dies der eigentliche Kampf um das Dasein. Daneben aber geht die Beutelust, der Nahrungstrieb, seinen eigenen Weg. Der Mensch will etwas zu essen haben, und dieses Essen weiß er sich

Digitized by Google

nicht anders zu erobern, als indem er so und so viele Tiere verfolgt und sieht, welches er zu Falle bringt. Wie wenig wählerisch der Mensch in alten Zeiten hinsichtlich seiner Speise war, das erkennen wir aus Beispielen, welche ich an anderer Stelle anführen werde.

Von den beiden ursprünglichen Kampfarten kann der eigentliche Lebenskampf kaum unter die Jagden gerechnet werden. Den Einfluß, den derselbe aber ausgeübt hat, den werden wir auch im Jagdleben und in der Entwickelung der Jagdformen berücksichtigen müssen. Wenn wir später (im 6. Kapitel) auf die Arenakämpfe und die Tierkämpfe eingehen, dann wird uns die Verschiedenartigkeit dieser Quellen besonders augenscheinlich werden. Wir können sagen, daß die Jagden, die wir hier besprechen, sich immer mehr ausgebildet haben zur Seite der Nahrungsfrage hin, während die letzten Reste des Existenzkampfes mit den Tieren sich in der Freude am Tier- und Stierkampfe, in einer gewissen brutalen Lustbarkeit äußert. Letztere zu verfolgen, ist hier nicht meine Aufgabe; ich wende mich vielmehr den eigentlichen Nahrungsjagden zu und berücksichtige alle andern Symptome nur insofern, als wir die eine oder die andere Jagdform ohne Kenntnis des anderen Triebes nicht zu verstehen vermögen.

Ich gebe im folgenden die Schilderungen der verschiedensten Jagden, schicke dem aber einige Notizen voraus.

Die Nordlandvölker, denen ich mich zunächst zuwende, sind durchaus nicht etwa die primitivsten Jäger. Vielmehr finden wir bei ihnen die merkwürdigsten Züge der animalistischen Weltanschauungsepoche auf diesem Gebiete nicht wieder. Solche müssen wir bei andern Völkern beobachten. Sie sind auf der Südseite der Erde häufiger.

Als allerälteste Jagdform bezeichne ich die Nachahmung des Tieres, welches zur Strecke geliefert werden soll. Spicks und Martius haben es beobachtet, wie die Südamerikaner Vögel anzulocken verstehen. Oftmals werden dieselben so herangelockt, daß man ihre Stimmen nachahmt. Die Indianer stellen Hirschen nach, indem sie unter einer Hirschhaut heranschleichen (s. Fig. 142;

Digitized by Google

Fig. 142. Indianer Floridas. Hirschen unter der Tiermaske nachstellend. Nach altem Stich.

Digitized by Google

vergl. auch Abbildung 210), die Buschmänner Südafrikas gehen im Straußenfell zur Jagd und verstehen es außerordentlich, die Bewegungen dieses Tieres nachzuahmen. Dieselben Buschmänner sind es, welche sich unbeweglich wie Reiher an dem Ufer des Sees oder Baches aufstellen; statt des Schnabels dient der Speer, der sofort in die Tiefe fährt, sowie ein Fisch sich nahe genug herangewagt hat. Diesen ältesten Jagdformen, welche nur in ganz schwachen Symptomen sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, folgen die komplizierteren, welche als Hauptmerkmal Regelmäßigkeit und komplizierte Jagdmaschinen dem gelegentlichen Jagdzuge und den primitivsten Werkzeugen gegenüber aufweisen können.

Um die Wichtigkeit der Jagd und ihre Notwendigkeit als Nahrungsfrage zu kennzeichnen, gebe ich als Beispiel die klassische Schilderung des alten David Cranz von der Lebensweise der Grönländer.

Lebensweise und Jagden der Grönländer.

(Nach dem alten David Cranz.)

Vom Lande können die Grönländer nicht leben und das wenige, was sie an Beeren, Kräutern, Wurzeln und Seegras haben, dienet mehr zur Erfrischung als zur Nahrung. Ihre liebste Nahrung ist Renntierfleisch; weil das aber nun schon sehr mangelt, — und wenn sie auch einmal dieses bekommen, dies meistens auf der Jagd verzehrt wird, — ist ihre beste Nahrung das Fleisch der Seetiere, Seehunde, Fische und Seevögel; denn Rebhühner und Hasen achten sie nicht sonderlich. Sie essen das Fleisch nicht roh, wie einige denken, und noch weniger die Fische. Zwar essen sie, sobald sie ein Tier gefangen haben, vielleicht mehr aus abergläubischer Gewohnheit, als aus Hunger ein kleines Stück rohes Fleisch oder Speck, trinken auch wohl von dem noch warmen Blute; und wenn die Frau den Seehund abzieht, giebt sie einer jeden Weibsperson, die zusieht (denn für Mannsleute wäre dies eine Schande), ein paar Bissen Speck zu essen. Der

Digitized by Google

Kopf und die Schenkel der Seehunde werden im Sommer unter dem Grase und im Winter ein ganzer Seehund unter dem Schnee verwahrt, und solch durchfrorenes und halb verfaultes Seehundfleisch, das sie Mikiak nennen, wird von ihnen mit eben dem Appetit wie in unseren Ländern das Wildbret oder ein geräucherter roher Schinken und Würste gespeiset.

Die Rippen werden an der Luft getrocknet und aufgehoben. Das übrige Fleisch von Tieren und Vögeln und sonderlich die

Fig. 143.
Eskimo Holz schlagend.

Fig. 144.
Netzflechten.

Fig. 145.
Beerensammeln.

Diese und die folgenden Illustrationen stellen Eskimozeichnungen dar, welche nach der Wiedergabe von W. J. Hoffmann kopiert sind. Sie illustrieren das Leben und die Jagdverhältnisse der Eskimos viel besser als lange Beschreibungen.

Fische werden alle Zeit wohl, doch ohne Salz, nur mit etwas Seewasser gekocht oder gestauft, und nur die größeren, als Helleflynder, Kabeljau, Lachse u. s. w. werden in breite Riemen zerschnitten und windtrocken gespeiset. Die kleinen gedörrten Heringe sind ihr tägliches Brot. Wenn sie einen Seehund fangen, wird die

Fig. 146. Eskimos turnend.

Wunde gleich mit einem Pflock verstopft, damit das Blut aufgehalten werde, welches sie als Klöße geballt aufheben, um Suppe daraus zu machen. Das Eingeweide wird nicht weggeworfen. Die Gedärme von den Seehunden brauchen sie zu Fenstern, Zeltvorhängen und Hemden; die von kleineren Tieren werden gespeiset, nachdem sie bloß zwischen den Fingern ausgedrückt worden. Aus dem, was sich noch in den Renntiermagen befindet, welches sie Nerukak, d. h. das Eßbare, nennen, davon

Digitized by Google

sie nur ihren besten Freunden etwas zum Geschenk schicken, und aus dem Eingeweide der Ryper, mit frischem Thran und Beeren gemengt, machen sie sich eine so schmackhafte Delikatesse, als andere aus den Krametsvögeln. Frische, faule und halb ausgebrütete Eier, Krähbeeren und Angelika heben sie zusammen in einem Sack von Seehundsfellen, mit Thran angefüllt, zur Erfrischung auf den Winter auf. Aus den Fellen der Seevögel

Fig. 147.
Eskimos turnend und spielend.

Fig. 148.
Eskimo beim Bogenschnitzen.

Fig. 149.
Eskimos ringend.

wird das Fett mit den Zähnen ausgezogen und den Speck, der an den Seehundfellen beim Abziehen nicht ganz abgepflenzt werden kann, schaben sie beim Gerben mit dem Messer ab und machen daraus einen Pfannekuchen, den man sie recht appetitlich speisen sieht.

Sie trinken keinen Thran, wie einige vorgeben; den verkaufen und brauchen sie zu ihren Lampen. Doch essen sie gern

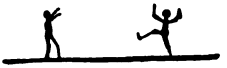


Fig. 150.
Eskimos Fußball spielend.

Fig. 151.
Eskimos spielend.

Fig. 152. Eskimo auf einem Schlitten sitzend und rauchend.

zu den trockenen Heringen ein paar Bissen Speck, schmelzen auch die Fische damit, indem sie ihn wohl zerkauen und so in den Kessel ausspeien. Ihr Trank ist klares Wasser, das sie in einem großen kupfernen Gefäß oder in einer von ihnen selbst recht sauber ausgearbeiteten und mit beinernen Typfgen und Reifen ausgezierten hölzernen Gelte mit einem blechernen Schöpfer im Hause stehen haben. Täglich tragen sie in einem aus starkem Seehundsleder dicht genähten Eimer, der wie halbgares Sohlleder riecht, frisches Wasser herzu, und damit es desto kühler

Digitized by Google

sei, legen sie gern ein Stück Eis oder Schnee hinein, woran es ihnen nicht leicht fehlt.

In Zubereitung der Speisen sind sie, wie in allen Sachen, sehr unreinlich. Selten wird ein Kessel gewaschen und oft nur von den Hunden rein geleckt. Doch halten sie ihr Weichsteingefäß gern sauber. Das Gekochte legen sie auf hölzerne Schüsseln, nachdem sie die Suppe getrunken oder mit beinernen und hölzernen Löffeln gegessen haben, das Rohe aber auf den bloßen

Fig. 153. Eskimos beim Tanz.

Boden oder auf ein altes Fell, das nicht viel reiner ist. Die Fische nehmen sie mit der Hand aus der Schüssel. Die Vögel zerreißen sie mit den Fingern oder Zähnen, ein ganzes Stück Fleisch halten sie mit den Zähnen und schneiden vor dem Munde einen Bissen davon ab. Zuletzt streichen sie statt der Serviette mit dem Messer das Fett vom Munde ab und lecken es, wie auch das Fett, von den Fingern auf. Und wenn sie voller

Fig. 154. Eskimos beim Ceremonialtanz.

Schweiß sind, streichen sie den Schweiß ebenfalls in den Mund. Wenn sie einen Europäer höflich bewirten wollen, so lecken sie erst das Stück Fleisch von dem Blute und der Unreinlichkeit, die sich im Kessel daran gesetzt, mit der Zunge rein; und wer es nicht annähme, würde für einen groben Menschen gehalten werden, weil er ihre Gutthätigkeit geschimpft.

Sie essen, wenn sie hungert; des Abends aber, wenn die Männer etwas von der See gebracht haben, halten sie eine Hauptmahlzeit, und bitten die andern im Hause, die nichts ge-

Digitized by Google

fangen haben, gern zu Gaste oder teilen mit ihnen. Die Mannesleut speisen zuerst für sich allein; die Weibsleut aber vergessen sich darum nicht und weil sie alles, was der Mann bringt, unter Händen haben, so traktieren sie sich und andere in der Männer Abwesenheit oft zu ihrem Schaden. Und da ist ihre größte

Fig. 155.
Eskimo mit seinem Hunde sprechend. Das Sprechen ist durch eine Linie ausgedrückt.

Freude, wenn die Kinder den Wanst so voll stopfen, daß sie sich auf der Bank rollen, damit bald wieder etwas hineingehen möge.

Sie sorgen nicht sehr für den andern Morgen. Wenn sie vollauf haben, ist des Gastierens und Fressens kein Ende, worauf

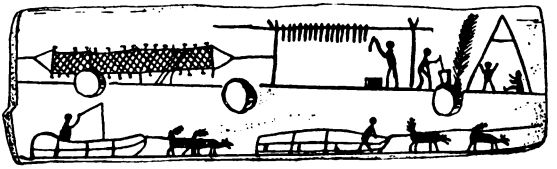


Fig. 156.
Aus dem Dorfleben der Eskimos, Netzflechten, Fischtrocknen, Kochen, Hundeschlitten.

dann gern ein Tanz folgt, in Hoffnung, daß ein jeder Tag ihnen zur See etwas abgeben werde. Wenn dann gegen den Frühling die Seehunde vom März bis zum Mai wegziehen oder sonst große Kälte oder schlecht Wetter einfällt, so können sie auch etliche Tage hungern und sind oft genötigt, mit Muscheln und Seegras, ja mit alten Zeltfellen und Schuhsohlen, wofern sie nur noch Thran genug zum Kochen haben, ihr Leben zu retten, welches mancher dabei wohl gar zusetzen muß.

Fig. 157.
Eskimo im Hundeschlitten.

Betrachten wir nun einige Jagdformen, lassen vorher aber eine Beschreibung ihres Männerbootes, ebenfalls nach Cranz, folgen

Digitized by Google

Das Mannsboot, der Kajak, ist drei Meter lang, vorn und hinten spitzig, wie ein Weberschütze gestaltet, in der Mitte nicht $1^1/_2$ Schuh breit und kaum einen Schuh hoch, von langen schmalen Latten und Querreifen, die mit Fischbein verbunden sind, gebauet und mit gegerbtem Seehundleder auf allen Seiten, oben und unten, überzogen. Die beiden spitzigen Enden sind

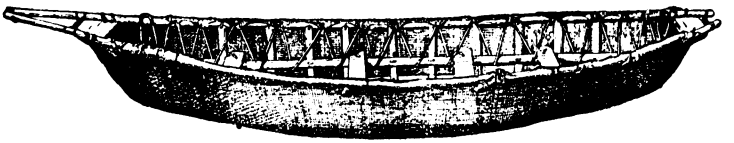


Fig. 158. Modell eines Weiberbootes oder Umiak.

unten mit einer beinernen Leiste und oben mit einem Knopf versehen, damit sie sich auf den Steinen nicht so leicht abreiben. In der Mitte des Kajak ist ein rundes Loch mit einem zweifingerbreiten Rande von Holz oder Bein. Durch dasselbe schlüpft der Grönländer mit den Füßen hinein und setzt sich auf die Latten mit einem weichen Fell bedeckt, sodaß ihm der Rand nur

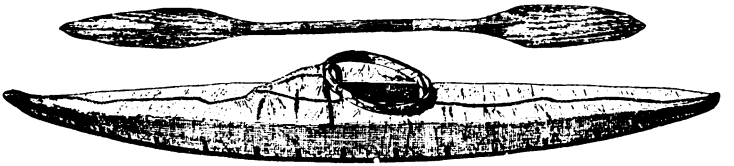


Fig. 159. Modell eines Kajak oder Männerbootes mit Ruder.

bis über die Hüften reicht, über welchen er den unteren Saum des Wasserpelzes, der an Gesicht und Händen ebenfalls mit beinernen Knöpfen und Ringen zugeschnürt ist, so fest anzieht, daß nirgends Wasser eindringen kann. Zur Seite steckt er seine Wurfpfeile zwischen die über den Kajak gespannten Riemen. Vor ihm liegt die Leine auf dem ein wenig erhabenen runden Gerüst aufgerollt. Hinter sich hat er die von einem kleinen Seehundsfell gemachte Schwimmblase. Sein Ruder von festem,

Digitized by Google

rotem Firnholz, an beiden Enden mit einem dreifingerbreiten dünnen Blatte und zur Festigkeit an den Seiten mit Bein eingefaßt, ergreift er in der Mitte mit beiden Händen und schlägt

Fig. 160.
Zeichnung eines Weiberbootes.

Fig. 161.
Zeichnung eines Weiberbootes.

damit geschwind und gleichsam nach dem Takte zu beiden Seiten ins Wasser.

Also ausgerüstet, fährt er auf den Seehund- und Vogelfang und dünkt sich nichts geringer zu sein, als ein Kapitän

Fig. 162.
Zeichnungen zweier Männerboote.

Fig. 163.
Zeichnung eines Männerbootes.

auf seinem Schiff. Und in der That kann man den Grönländer in diesem Aufzuge nicht anders als mit Bewunderung und mit Vergnügen betrachten, und seine schwarzen mit vielen weißen beinernen Knöpfen befestigten Seekleider geben ihm ein prächtiges Ansehen. Sie können damit sehr geschwind fortrudern. Auch fürchten sie sich darin vor keinem Sturm. Will sie eine Welle umwerfen, so halten sie sich mit dem Ruder auf dem Wasser aufrecht. Werden sie doch umgeschlagen, so thuen sie unter dem Wasser mit dem Ruder einen Schwung und so richten sie sich wieder auf. Verlieren sie aber das Ruder, so sind sie gemeiniglich verloren, wenn nicht jemand in der Nähe ist, der sie aufrichtet.

Fig. 164.
Ein Eskimo giebt das Zeichen, daß er Wild entdeckt hat.

Wurfpfeil (mit einem Wurfbrett geschleudert; siehe meine Weltgeschichte des Krieges Kap. 26), Leine und Blase gehören zusammen. Am Wurfpfeile ist die Schnur befestigt, deren Ende entweder in der Hand des Jägers bleibt oder in der Blase

Digitized by Google

endigt. Das angeschossene Tier mag nun hinschwimmen, wo es will; die auf dem Wasser herum tänzelnde Blase zeigt immer an, wo es sich befindet.

Die Grönländer fangen den Seehund auf dreierlei Weise;

Fig. 165. Eine Walroßjagd.

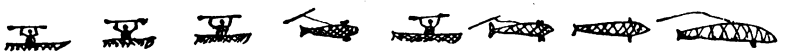


Fig. 166. Die Eskimos geben sich Zeichen, daß Walfische und Fische entdeckt sind.

Fig. 167. Zwei rivalisierende Walfischjäger.

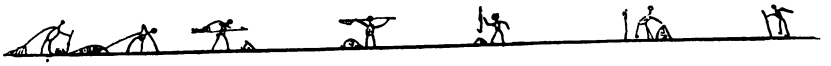


Fig. 168. Auf der Seehundjagd.

Fig. 169. Fischerei mit der Angel nahe dem Dorfe.

entweder einzeln mit der Blase oder zusammen auf der Klopfjagd oder zur Winterszeit auf dem Eise.

Die vornehmste und gemeinste Art ist der Fang mit der Blase. Wenn der Grönländer, wie soeben geschildert, ausgerüstet, einen Seehund erblickt, sucht er denselben unter dem Winde und zwischen der Sonne zu überraschen, so daß er von

Digitized by Google

demſelben weder gehört und geſehen noch gewittert werde. Er ſucht ſich durch Bücken hinter einer Welle zu verſtecken, fährt ihm geſchwind, aber leiſe auf 4—6 Klafter nahe und ſieht indeſſen wohl zu, daß Harpune, Riemen und Blaſe in gehöriger Ordnung liege. Alsdann behält er das Ruder in der linken und den Harpunpfeil ergreift er mit dem Wurfbrett und der

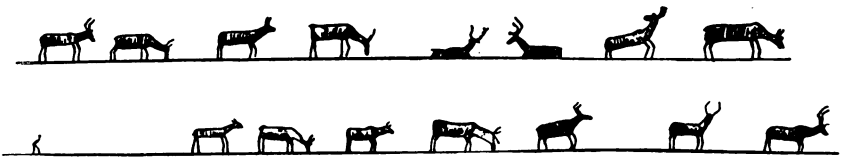


Fig. 170. Rentierherde.

Fig. 171. Rentierherde.

Fig. 172. Ein Jäger ſchleicht ſich an eine Rentierherde heran.

Fig. 173. Tanz und Feſt.

rechten Hand und wirft denſelben auf den Seehund, ſo daß er das Wurfbrett, welches dem Pfeil ſeinen rechten Schwung geben muß, in der Hand behält.

Trifft die Harpune bis über den Widerhaken, ſo fährt ſie gleich von dem beinernen Stift und dieſer auch aus dem Schaft heraus und wickelt den Riemen von dem Geſtell auf dem Kajak ab. Der Grönländer aber muß in dem Moment, da der See-

Digitized by Google

hund getroffen wird, die an dem Ende des Riemens befestigte Blase hinter sich auf dieselbe Seite ins Wasser stoßen, wo der Seehund, der wie ein Pfeil zu Grunde fährt, seinen Lauf hinnimmt. Dann legt der Grönländer den auf dem Wasser schwimmenden Schaft wieder an seinen Ort. Die Blase, welche 1—1½ Centner tragen kann, zieht der Seehund manchmal mit unter das Wasser, mattet sich aber an derselben so ab, daß er etwa in einer Viertelstunde heraufkommen muß, Atem zu holen.

Fig. 174. Auf der Walfischjagd.

Fig. 175. Ein Walroßjäger von dem Tiere angegriffen.

Fig. 176. Ein gefangener Wal.

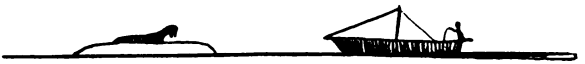


Fig. 177. Das Jagdboot nähert sich dem Walroß.

Wo der Grönländer die Blase wieder heraufkommen sieht, da fährt er darauf zu und wirft dem Seehund, sobald er wieder heraufkommt, eine sehr große Lanze, die aber allemal wieder losgeht und sich aus dem Fell wieder loslöst, so oft in den Leib, als er wieder herauf kommt und noch nicht ermattet ist. Alsdann sticht er ihn mit der kleinen Lanze vollends tot, stopft alle Wunden sorgfältig zu, um das Blut zu behalten und bindet ihn an die linke Seite des Kajak fest, nachdem er ihn zwischen Fell und Fleisch aufgeblasen, damit er ihn desto leichter schwimmend fortbringen möge.

Digitized by Google

Bei diesem Fange ist der Grönländer den meisten und größten Lebensgefahren unterworfen. Daher sie vermutlich diesen Fang Kamavok d. h. das Auslöschen, nämlich des Lebens, genannt haben. Denn wenn der Riemen, wie es bei dem schnellen Ablaufen gar leicht geschieht, sich verwickelt oder am Kajak hängen bleibt oder sich um das Ruder oder gar die Hand, ja wohl auch bei starken Winde um den Hals schlingt, oder wenn

Fig. 178.
Zerlegen des Walfisches.

Fig. 179.
Wurf mit der Harpune.

der Seehund sich plötzlich auf die andere Seite des Kajak wendet, so kann es nicht anders sein, als daß der Kajak durch den Riemen umgerissen und unter dem Wasser mit fortgeschleppt wird. Und da hat ein Grönländer alle seine Kunst nötig, um sich unter dem Wasser loszuwickeln und wohl etliche

Fig. 180. Fischen mit Haken und Leine.

Male nacheinander aufzurichten, indem er so oft wieder umgerissen wird, als er sich noch nicht gänzlich vom Riemen entwickelt hat.

Ja, wenn er denkt außer aller Gefahr zu sein und dem schon halbtoten Seehunde zu nahe kommt, kann ihn derselbe noch ins Gesicht und in die Arme beißen. Wie denn ein Seehund, der Junge hat, manchmal anstatt zu fliehen, ganz wütend auf den Grönländer loseilt und ein Loch in den Kajak reißt, daß dieser sinken muß.

Digitized by Google

Auf diese Weise und einzeln können sie nur den Attarsoak, einen Seehund, der unvorsichtig und dumm ist, fangen. Dem vorsichtigen Kassigiak (auch eine Seehundart) müssen ihrer etliche zusammen auf der Klopfjagd nachstellen, auf welche Weise sie auch den erstgenannten Seehund zu gewissen Jahreszeiten in größerer Anzahl umringen und töten. Denn im Herbste ziehen

Fig. 181.
Fischfang durch das Eis.

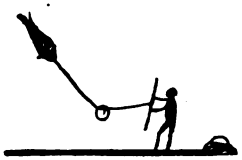


Fig. 182.
Seehundjagd durch ein Loch im Eis.

Fig. 183.
Speeren eines Seehundes.

sie sich gemeinsam bei stürmischem Wetter in die Meerengen, als im Balsrevier in den sogenannten Nepisetsund zwischen dem festen Lande und Kangek, der eine gute Meile lang aber sehr schmal ist, zurück. Da verlaufen ihnen die Grönländer den Paß, scheuchen sie durch Schreien, Klopfen und Steineschleudern unter das Wasser, damit sie, weil sie nicht lange ohne Atemholen sein

Fig. 184.
Speeren eines Seehundes.

Fig. 185.
Aufgescheuchte Renntierherde.

können, desto eher ermatten und endlich so lange oben bleiben mögen, bis sie dieselben umringen und mit dem Agligakpfeil werfen können.

Der zu dieser Klopfjagd gebrauchte Agligak oder Wurfpfeil ist dreieinhalb Ellen lang, vorn mit einem schuhlangen, runden und fingerdicken Eisen, das statt der Widerhaken zweimal eingehakt ist, versehen. Wenn diese Spitze aus dem Pfeile auch

Digitized by Google

herausfliegt, so bleibt sie doch immer im Zusammenhange mit dem eigentlichen Schaft, denn eine längere Schnur hält Schaft und Knochen zusammen. Hinterwärts ist an einem Knochen ein aufgeblasener Schlund von einem Seehund oder großem Fisch befestigt, damit der Seehund sich daran abmatte und sich nicht verliere. Auf der Klopfjagd bekommt er mehrere solcher Pfeile

Fig. 186. Aufgescheuchte Renntiere.

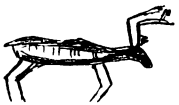


Fig. 187. Renntier.

in den Leib. In diese Blase haben sie eine beinerne Röhre mit einem Pflock oder Stempel befestigt, damit sie dieselbe nach Belieben aufblasen oder schlapp machen können.

Bei dieser Klopfjagd hat man recht Gelegenheit, der Grönländer Behendigkeit und sozusagen husarenmäßige Manöver zu sehen. Denn wenn der Seehund aufkommt, fahren sie alle wie

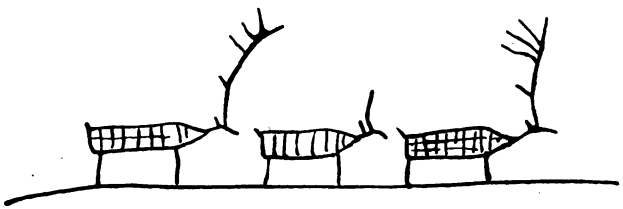


Fig. 188. Renntiere.

die Vögel mit großem Geschrei auf ihn zu, und da er gleich wieder untertaucht, so zerstreuen sie sich in einem Augenblick und ein jeder giebt auf seinem Posten Achtung, wo er sich wieder sehen lassen wird, welches sie nicht wissen können und gemeinsam eine halbe Viertelmeile von dem vorigen Platze geschieht. So können sie einen Seehund, wo er ein breites Wasser hat, auf zwei Meilen lang und breit ein paar Stunden lang verfolgen, ehe sie ihn so müde machen, daß sie ihn einschließen und töten

Digitized by Google

können. Wenn die Seehunde in der Angst an das Land retirieren wollen, so werden sie von den Weibern und Kindern mit Steinen und Stöcken empfangen und hinten zu von den Männern erstochen. Dies ist den Grönländern eine sehr lustige und einträgliche Jagd, da ein Mann an einem Tage (es müssen aber immer einige beisammen sein), wohl 8—10 auf seinen Part bekommen kann.

Die dritte Art des Fanges auf dem Eise ist meistenteils nur in Disko gebräuchlich, wo die Buchten im Winter mit Eis belegt sind, und geschieht auf mancherlei Weise. Ein Grönländer setzt sich neben ein Loch, das der Seehund zum Luftschöpfen selbst gemacht hat, auf einen Schemel mit einem Bein und stellt die Füße, um sie nicht zu erkälten, auf einen dreibeinigen Fußschemel. Wenn nun der Seehund die Nase an das Loch hält,

Fig. 189.
Renntiere.

Fig. 190.
Jäger, das Renntier mit dem Bogen schießend.

so stößt er mit der Harpune hinein, macht ein größeres Loch, zieht ihn heraus und schlägt ihn vollends tot. Oder es legt sich einer auf einen Schlitten neben das Loch, wo der Seehund gewohnt ist herauszukommen, um sich auf dem Eis an der Sonne zu erwärmen, auf den Bauch nieder. Neben dem großen Loch macht man ein kleineres; in dasselbe steckt ein anderer Grönländer eine Harpune an einer sehr langen Stange. Der auf dem Eise liegt, schaut durch das große Loch, bis ein Seehund unter der Harpune, welche er mit einer Hand dirigiert, hinfährt, dann giebt er dem anderen ein Zeichen, welcher mit Macht den Seehund durchspießt.

Liegt ein Seehund neben seinem Loch auf dem Eise, so rutscht der Grönländer auf dem Bauch ihm entgegen, wackelt mit dem Kopf und knurrt wie ein Seehund, so daß der andere

Digitized by Google

den Grönländer für seinesgleichen ansieht, ganz nahe an sich herankommen läßt und so gespießt wird.

Wenn im Frühjahr der Strom ein großes Loch ins Eis macht, umgeben die Grönländer dasselbe und passen auf, bis die Seehunde in Menge unter dem Eise hervor an den Rand kommen, Luft zu schöpfen, wobei sie dieselben mit Harpunen empfangen. Viele werden auch auf dem Eise, wo sie in der Sonne schnarchen und schlafen, erschlagen.

Wir besitzen auch noch einige Nachrichten, auf welche Weise die Grönländer Renntiere jagen.

Im Sommer weiden dieselben in den Thälern auf dem zarten kleinen Grase, und im Winter suchen sie zwischen den Felsen das weiße Moos unter dem Schnee hervor. Ehedem sind im Balsrevier die meisten Renntiere gewesen, und die

Fig. 191. Renntierjagd mit dem Bogen.

Grönländer haben sie auf eine Art von Klopfjagd gefangen, indem Weiber und Kinder eine Gegend umringt und wo es an Menschen gemangelt, Stecken mit Erde bedeckt, aufgestellt, und sie gescheucht haben, bis sie dem Jäger durch einen engen Weg in den Schuß gekommen sind; oder die Weibsleute haben sie neben einer Seebucht zusammen und ins Wasser gejagt, wo sie von den Männern mit Harpunen und Pfeilen durchstochen werden.

Wie alle diese Jagden bei den Nordasiaten und Nordamerikanern ihre Parallelen haben, so ist dies auch bei der letzterwähnten Jagd und ich will hier ein Beispiel anführen, welches eine Jagdform der Jukagieren am Omolon betrifft.

Zu Ausgang Mai begeben sich nämlich die wilden Renntiere in großen Herden aus den Wäldern in die Seegegend, um den Mückenschwärmen zu entfliehen und im Herbst bei der Rückkehr müssen sie über die Flüsse setzen. Die Jukagieren

Digitized by Google

kommen dann auf ihren Kähnen herbei und erstechen ihrer eine große Menge im Wasser, so daß ein Mensch an einem Tage oft mehr als 60 erlegt. Sie schwimmen nämlich nicht in gedrängter Schar, sondern eines hinter dem andern. Es muß jedoch dabei beobachtet werden, daß man die Tiere nicht eher anfällt, als bis der Anführer derselben an das andere Ufer gelangt ist, denn sobald dieser ein Hindernis fände, würde er umkehren und die ganze Herde mit ihm; ist dieser aber hinüber, so kehrt kein Renntier um.

Fig. 192. Auf dem Anstand auf Renntiere mit der Flinte.

Zum Schluß die Schilderung der Walfischjagd bei den Aleuten, deren Lebensweise derjenigen der Eskimos und Grönländer außerordentlich verwandt ist. Ich gebe dieselbe nach Langsdorff. Wenn der Aleute einen Walfisch bemerkt, so verfolgt er denselben und sucht ihn in dem Augenblick, wenn er, um zu atmen, seinen Riesenkopf aus dem Wasser erhebt, mit dem Wurfpfeil in der Nähe der vorderen Flossen zu verwunden. Ist dieses auf nachdrückliche Art geschehen, so fängt der Walfisch an fürchterlich zu toben, sich in der Nähe des Kampf-

Fig. 193. Eskimojäger und Renntierherde.

platzes herumzutummeln, abzumatten und nach und nach zu verbluten.

Der Aleute kehrt nun alle Tage in dieselbe Gegend zurück und giebt sich Mühe, den Walfisch tot an der Oberfläche des Wassers oder, wenn ein starker Wind nach dem Lande hin weht, irgendwo an der benachbarten Küste gescheitert aufzusuchen und dann in seinem Dorfe die Anzeige davon zu machen, damit dieses Riesengeschöpf unter gemeinschaftlicher Hülfe nach den Wohnungen gebracht und zerschnitten werde. Die Pfeilspitze,

Digitized by Google

die man jedesmal in der Wunde des getöteten Tieres findet, die bei jedem Aleuten auf besondere Art, gleichsam mit seinem Wappen gezeichnet ist, dient zugleich in einem zweifelhaften Falle zum sicheren Beweise, welchem Schützen die Beute von rechtswegen zukomme. Ehemals fanden nach Erlegung eines Walfisches auch besondere Gesetze der Teilung statt, so daß das Oberhaupt des Wohnortes, der Schütze und jeder der übrigen

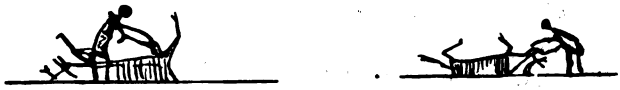


Fig. 194. Zerlegen eines Renntieres.

Mitbürger seinen bestimmten Anteil erhielt. Von den Walfischen werden die Flossen, der Speck, die Zunge, die Barden oder das sogenannte Fischbein, die Eingeweide, die Sehnen und einige Knochen gebraucht; das eigentliche Fleisch aber wird unbenutzt der Verwesung überlassen.

Mit diesen Berichten, welche die eigentlichen Jagdformen am Nordrande der Erde wenigstens annähernd den Haupttypen

Fig. 195. Winterwohnung und Holzarbeiten.

nach erschöpfen, wollen wir die Gegend verlassen und weiter nach Süden gehen, über den Äquator hinweg nach Neuholland. Habe ich in diesem Teile eine Serie von Abbildungen gegeben, welche das Leben und die Jagdformen der nordischen Völker in glücklicher Weise illustrieren, so mögen im nachfolgenden Abschnitte Zeichnungen der Neuholländer Platz finden, wie dieselben nach dem Tagebuche des Dr. Lang in dem Werke von Parker zum Abdruck gelangt sind. Wenden wir uns dem Süden zu.

Digitized by Google

Fischerei und Jagd der Neuholländer.

(Nach Klemm).

Die Fischerei wird von den Australiern teils mit Fischgabeln teils mit der Angel, teils aber mit dem Netz betrieben. (Unter „Australiern" wolle man in diesem Abschnitte immer die Bewohner Neuhollands, also des Festlandes Australien verstehen).

Zur Fischerei wird zuvörderst eine Lockspeise aus Fischen und Muscheln gekaut, ins Wasser gespien und darauf der Fisch erlegt. Die Weiber singen dabei. Hunter sagt, was die übrigen Reisenden bestätigen, daß nur die Männer mit dem Speer oder der Fischgabel fischen, womit sie sehr geschickt umzugehen wissen.

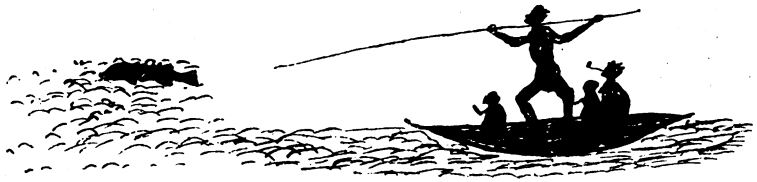


Fig. 196. Neuholländer, Fische speerend. Diese und die folgenden Abbildungen nach Eingeborenenzeichnungen in Langs Tagebuch bei Parker.

Der Speer ist etwas länger als der Kriegsspeer und kann durch verschiedene Ansätze länger oder kürzer gemacht werden Im ganzen mag er etwa 10 Fuß lang sein. Der Schaft besteht aus zwei Stücken, einem kürzeren von 3 Fuß, welches nach unten spitz zuläuft, und einem längeren, welche durch Gummi verbunden werden. Auf dem größeren sitzen 4 kleine Stöcke, ebenfalls durch Gummi festgehalten. Sie sind oberwärts durch drei Bänder von Baumrinde zusammengebunden, welche nachher durch kleine eingetriebene Keile fester angezogen werden. An jedem der kleinen 4 Stöcke ist vorn mit Baumharz abermals ein Fischzahn befestigt. In dem Schaft des Spießes sind an verschiedenen Stellen sehr kleine Löcher eingebohrt, die bis ans Mark in die Mitte reichen, deren Absicht aber nicht bekannt ist. Mit diesem Werkzeuge bewaffnet, liegt der Mann quer über

Digitized by Google

einem Kanot, mit dem Gesicht im Wasser, die Fischgabel ebenfalls zum Stoße bereit ins Wasser getaucht. So liegt er ohne alle Bewegung und kann, da seine Augen ein wenig unter der Oberfläche sind, die Fische deutlich sehen, woran ihm, hätte er die Augen außerhalb des Wassers, die von jedem Winde verursachte zitternde Bewegung desselben verhindern würde. So ist es in Nord- und Ostaustralien. In Westaustralien hat man kleinere Speere mit und ohne Widerhaken und fischt in den seichten Flußufern oft des Nachts bei Fackelschein.

Fig. 197. Neuholländer, Fische heimtragend.

Einer besonders künstlichen Harpune bedient man sich zum Schildkrötenfang, nämlich eines langen Stockes, an welchem durch einen Faden verbunden ein langer Nagel steckt, der sich, sowie das Tier getroffen, vom Schafte trennt. Der Schaft schwimmt nun über der Beute an der Oberfläche und dient dem Fischer zum Zeichen, daß sein Wurf gelungen.

Die Fischerei mit der Angel wird vorzugsweise, wo nicht ausschließlich, von den Weibern betrieben, wozu sie teils am Ufer, teils in den Kanots sitzen. Das Abschneiden eines Fingergliedes soll den Zweck haben, sie zur Handhabung der Angelschnur geschickter zu machen. Die Schnüre scheinen dem J. Hunter aus der zähen und faserigen Rinde verschiedener Bäume verfertigt zu sein, die, wenn sie eine zeitlang zwischen zwei Steinen geklopft worden ist, an Farbe und übrigen Eigenschaften den Fasern eines alten Seiles am ähnlichsten wird. Diese Fasern werden dann gesponnen und zu zwei Fäden zusammengedreht. Die Angelhaken bestehen meist aus dem

Digitized by Google

Inneren der Perlen- und anderer Muscheln. Zuweilen nimmt man auch Klauen von Habichten und anderen Vögeln, doch zieht man die Muschelhaken stets vor. Die Haken sind sehr nett gearbeitet und die Schnur ist mit vielem Geschick daran befestigt.

Fig. 198. Neuholländer, Känguruhs und Kasuare jagend.

Die Haken, deren einer von Holz, sind sehr scharf zugespitzt und wohl gekrümmt. Die Schnur ist mit einer fettigen Substanz schwarz gefärbt. Mit Fischangeln beschäftigt, sah Hunter öfters eine Frau mit zwei oder drei Kindern in einem Boote, das oft nicht sechs Zoll Bord hatte und das beinahe den Rand einer

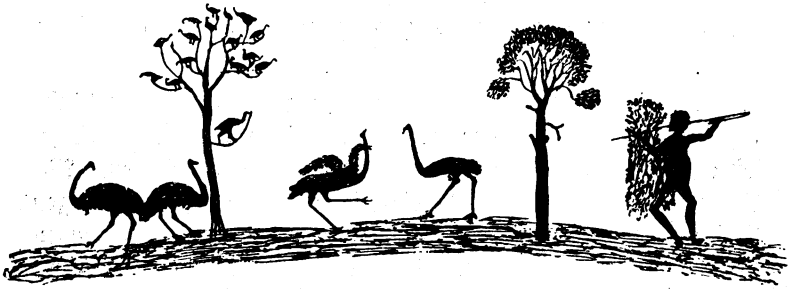


Fig. 199. Neuholländer, Kasuare beschleichend.

Brandung berührte. Das jüngste Kind liegt in solchem Falle, wenn es noch sehr klein ist, quer über dem Schoße der Mutter, aus dem es, obgleich diese nur mit ihrer Arbeit beschäftigt ist, nicht herausfallen kann, denn die Frau sitzt auf dem Boden und hält die Knie gegen die Brust, und das Kind liegt zwischen den Knien und der Brust vollkommen sicher.

Digitized by Google

Eine andere Art der Fischerei, wobei Angel und Speer vereinigt sind, beschreibt Philipp. Zwei Männer sitzen in einem kleinen Kanot, dessen Ruder der eine regiert, während der andere die Angel handhabt. Hat nun ein Fisch angebissen, so rudert man ans Ufer, der Fisch wird an der Schnur nachgezogen und von einem dritten am Ufer stehenden Mann mit einem kurzen Wurfspieß mit Widerhaken erschossen.

Die Fischerei mit Netzen ist nicht minder gebräuchlich. Die Netze sind im allgemeinen auf der Ostküste zwar nur klein, aber sehr nett und sauber gearbeitet. Der starke Faden besteht aus einer flachsartigen Substanz und ist so fest wie Bindfaden. Andere sind aus der Haut oder den Eingeweiden der Tiere ge-

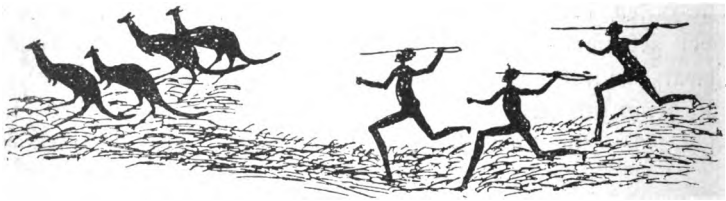


Fig. 200. Neuholländer, Känguruhs verfolgend. Beachte die Ausrüstung mit Wurfbrett. Auch bei anderen Abbildungen zu beobachten.

macht. Die Maschen der Netze bestehen aus großen, sehr künstlich ineinander verschlungenen Augen, jedoch ohne geknüpft zu sein; sie sind von den englischen wesentlich verschieden. Mit diesen Netzen ziehen sie teils die Fische ans Land, teils tragen sie dieselben darin fort. In kleinen Netzen mit Reifen fangen sie Krebse und Hummern. Im Flachlande will man größere Netze bemerkt haben, die von einem Flußufer zum anderen reichten. In den stehenden Gewässern fangen sie Aale, indem sie ausgehöhltes Holz ins Wasser werfen, in welches jene Fische kriechen.

Allgemein verbreitet ist die Fischerei mit Wehren, die teils aus Pfählen und Zweigen, teils aus Steinen bestehen. Die Flut bringt die Fische hinein. Die allgemeinste Fischweise jedoch bleibt die mit dem Speer, die wir bereits kennen lernten.

Digitized by Google

Der Fischfang wird auch hier und da mit Tauchern betrieben, die an der Ostküste sich sehr gewandt und kühn zeigten, während man an der Südküste Menschen bemerkte, welche mit dem Wasser gar nicht vertraut waren. Die Australier der Ostküste springen von einem Felsen in die Brandung und bleiben auffallend lange unter dem Wasser, wo sie Schaltiere vom Felsen losmachen. Wenn sie dann wieder herauskommen, werfen sie ihren Fang einem am Ufer bereits harrenden Gefährten zu. Auch Labillardiere bewunderte die Geschicklichkeit der neuholländischen Taucherinnen, die länger als ein Europäer unter Wasser blieben und nur wenige Augenblicke bedurften, um an der

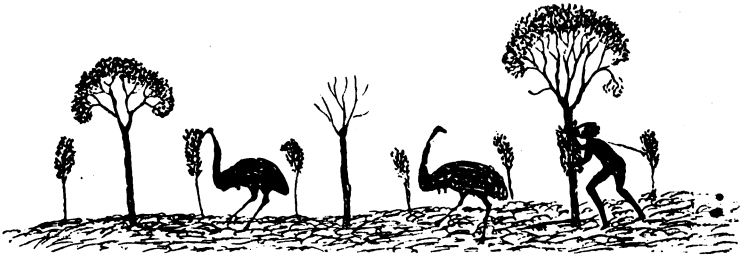


Fig. 201. Neuholländer, Kasuare beschleichend.

Oberfläche Luft zu schöpfen und den Fang ihren Männern zu übergeben.

Nächst dem Fischfang wird auch die Jagd sehr stark betrieben und die Australier werden darin von halbwilden Hunden von wolfsartiger Gestalt und rötlicher Farbe unterstützt. Diese Hunde gewöhnen sich zwar leicht an den Menschen, behalten aber immer so viel Wildheit, daß sie doch, trotz reichlicher Fütterung und wiederholter Züchtigung, den Ferkeln, jungen Hühnern und anderen kleinen Tieren nachstellen. Sie dienen vorzüglich zur Jagd der Känguruhs, welches von den Hunden gestellt und von den Jägern mit Spießen erlegt wird. Die große Kraft des Känguruh kostet manchem Hunde Leben und Gesundheit. Um die Tiere aus ihrem Versteck aufzuscheuchen, wird ein Teil des Waldes angezündet.

Digitized by Google

Die kleineren Tiere, namentlich die Opossum, flüchten sich gemeiniglich in hohle Bäume. Bemerken dies die Jäger, so klettert einer derselben mit großer Gewandtheit hinan; er ist mit einer Steinaxt versehen und haut sich damit Kerben in bequemen Zwischenräumen in den Baumstamm. An der Spitze oder wo er sonst einen Ausgang aus der Höhlung gewahr wird, faßt er festen Sitz; ein anderer zündet indessen an der unteren Öffnung ein Feuer an und füllt dadurch die Höhlung des Baumes mit Rauch. Dies nötigt das Tier, die Flucht zu versuchen und dadurch wird es einem der beiden Jäger zugetrieben, der es mit einem Stock oder Stein sofort erschlägt, sobald es an die Öffnung gelangt.

Fig. 202. Neuholländer auf der Jagd mit dem Wurfbrett.

Die Vögel werden vorzugsweise vermittelst der Fallen gefangen, welche ziemlich künstlich gebaut sind. Sie machen sie aus kleinen Gesträuchen und elastischen Ruten, in Gestalt eines Grabhügels, mit kleiner Öffnung an dem einen Ende und einem Gatterwerk von Stäbchen an dem anderen; der Vogel folgt dem hellen Schein des Gatters, fliegt hinein und sucht vergebens sich durchzudrängen, bis er gefangen wird. Tench bemerkte vorzüglich Wachteln als Gefangene in diesen Käfigen. Eine ganz eigentümliche Krähenjagd beschreibt Collins. Ein Eingeborener streckte sich mit einem Fisch in der offenen Hand auf einen Felsen und stellte sich, als ob er in der Sonne schliefe. Sobald nun der Vogel, Habicht oder Krähe, die Beute bemerkt

Digitized by Google

und an dem Menschen keine Bewegung wahrnimmt, fliegt er darauf los und wird in dem Augenblick gepackt, wo er den Fisch verzehren will.

In Ost- und Westaustralien machen die Einwohner auch große, tiefe Löcher in die Erde, in welche die Tiere gejagt werden. In Ostaustralien bemerkte man große Netze von bedeutendem Umfange, um das größere Wild, Känguruh und Emu, zu fangen. — — — — — — — — — — — — — —

Dieser alten Zusammenfassung ist wenig mehr als summarische Bestätigung nach neueren und neuesten Berichten bei-

Fig. 203. Wallaby oder dergleichen Jagdwild auf hohem Baume.

zufügen. Was die alten Herren weniger beachteten, sind einerseits Landjagden mit dem Netze (ähnlich den alten deutschen Eberjagden) und hinsichtlich des Fischfanges die nähere Feststellung, daß der Angelhaken wohl nur im südöstlichen Gebiete Neuhollands, auf den der Insel Tasmanien gegenüberliegenden Küsten Verwendung fand. Hier ist er von Ozeanien aus eingeführt worden.

Den älteren Nachrichten über die Jagden der primitiven Völker im Norden und Süden füge ich nun die Schilderung einer in ihrer Art pompösen Elefantenjagd an. Wir steigen damit ziemlich direkt zu einer bedeutend höheren Kulturstufe

Digitized by Google

empor, einer Kulturstufe, in der die Jagd nicht mehr dem direkten Lebenserwerb, sondern vor allem schon dem Sporte diente, einer Epoche, in welcher die Jagd schon nicht mehr lediglich dem direkten Lebenserwerb galt, in welcher sie vielmehr schon die nicht mehr durch den Daseins- und Nahrungskampf bedingte Tapferkeit erzeugt hat. Just wie Samuel Baker, dem ich im folgenden nachgehe, betrachte auch ich die Elefantenjagd der Aggageers am Rande Abessiniens als die großartigste Leistung in diesem Sinne.

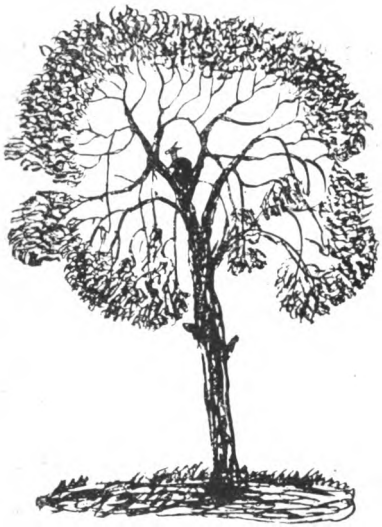


Fig. 204. Neuholländer auf der Jagd nach Tieren, welche in hohe Baumkronen geflüchtet sind.

Elefantenjagd in Nordostafrika.

(Frei nach Samuel Baker.)

Vor meiner Ankunft in Sofi hatte ich von einem besonderen Araberstamme, welcher das Land südwestlich von Kassala bewohnt, gehört. Diese Hamrans wurden mir als außergewöhnliche Nimrods beschrieben, welche alle wilden Tiere jagen und töten, die Antilope sowohl wie den Elefanten, und dies mit keiner anderen Waffe als dem Schwerte. Sowohl der Löwe wie das Rhinozeros sollten unter der unbesiegbaren Waffe dieser mächtigen Jäger fallen. Nun konnte ich es mir nicht gut vorstellen, wie es möglich wäre, einen Elefanten mit dem Schwerte zu töten, wenn das Tier nicht etwa von einer großen Menge von Menschen zugleich bestürmt und ums Leben gebracht

Digitized by Google

werde. Es wurde mir aber versichert, daß der allerwildeste Elefant keine Chancen habe, gegen 4 Aggageers — so nennt

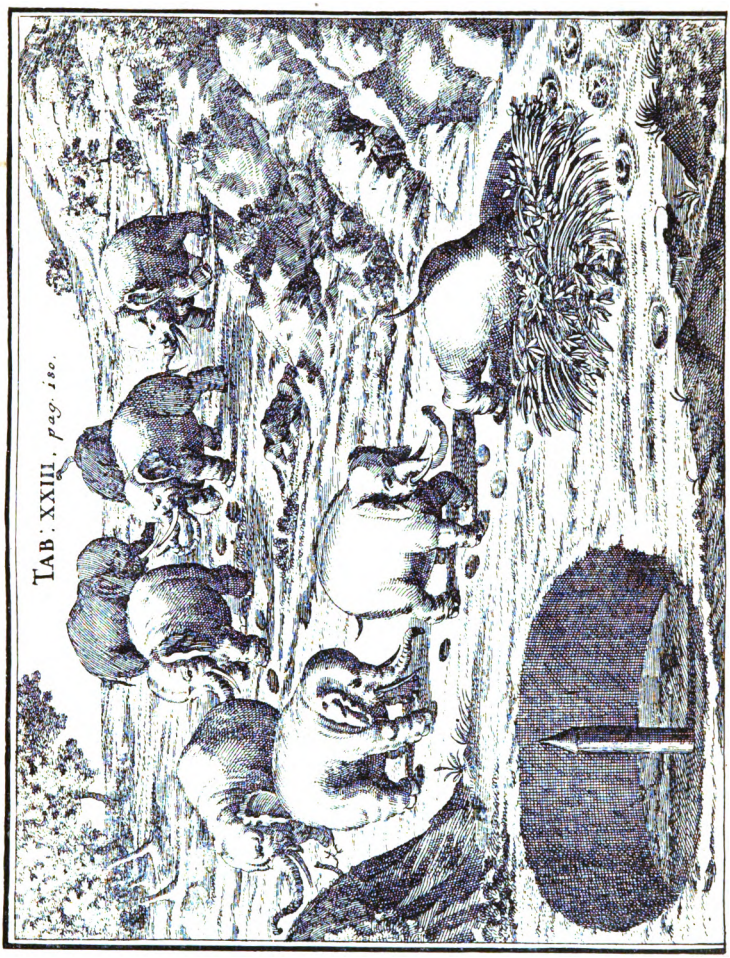


Fig. 205. Die Methode der Hottentotten, Elefanten in überdeckten Gruben zu fangen. In den Gruben ragt ein hoher spitzer Pfahl empor, auf welchem die Tiere sich aufspießen. Die Gruben werden auf dem Wege nach der Tränke angelegt. Nach dem alten Peter Kolb.

man diese Jäger — auf gutem Reitboden zu entkommen. So hatte ich mich denn entschlossen, einige von diesen Jägern aufzufordern, mich während meiner Forschungen in den abessinischen

Digitized by Google

Flußgebieten zu begleiten, da es daselbst eine ungewöhnlich gute Gelegenheit geben würde, eine Untersuchung des Landes mit Sport zu kombinieren. Meine Absichten wurden bekannt, und ein Besuch von hervorragenden Jägern war das Resultat.

Die Elefantenjäger oder Aggageers zeigten mir ihre Schwerter. Sie waren im allgemeinen den landesüblichen sehr ähnlich, zeichnen sich vor diesen nur dadurch aus, daß sie nahe am Stichblatt mit Schnuren umwunden waren, wodurch es ermöglicht wurde, die Waffe mit der rechten Hand zu handhaben, während die linke an der Schneide bleibt. Auf diese Weise wird die Waffe ein zweihändiges Schwert. Die Schneiden werden durch eine zweite Hülle aus der Haut eines Elefantenohres verstärkt.

Während einer langen Unterredung beschrieben mir diese Männer die verschiedenen Methoden, einen Elefanten mit dem Schwerte zu töten. Diejenigen Jäger, welche nicht reich genug sind, Pferde zu kaufen, jagen zu Fuß, niemals aber mehr als zwei Menschen gemeinsam. Ihre Methode beruhte darin, daß sie die Spuren eines Elefanten verfolgten und sich dem Wilde zwischen 10 und 12 Uhr mittags näherten, zu welcher Zeit das Tier entweder schläft oder sehr faul ist, so daß es keine Schwierigkeit bereitet, ihm näher zu kommen. Sollte man das Tier schlafend entdecken, dann schleicht sich einer der Jäger nach seinem Kopfe und schneidet ihm mit einem Schlage den Rüssel ab, was zur Folge hat, daß der Elefant sogleich auf die Füße springt, während die Jäger in der Verwirrung entkommen. Der abgeschnittene Rüssel verursacht eine Verblutung, welche binnen einer Stunde den Tod des Elefanten herbeiführt.

Sollte andernfalls das Tier bei ihrer Ankunft wach sein, so wäre es unmöglich, dem Rüssel nahe zu kommen. Daher schleichen sie in solchem Falle von hinten heran und vollführen einen wuchtigen Streich an den Sehnen der Hinterbeine, etwa einen Fuß hoch über der Ferse. Ein solcher Schlag lähmt den Elefanten sogleich und macht es verhältnismäßig leicht, einen zweiten Streich nach dem anderen Beine zu vollführen.

Digitized by Google

Sind die Arterien auf diese Weise durchschnitten, so verblutet das Tier alsbald. Dieses sind die Methoden, welche die minder-

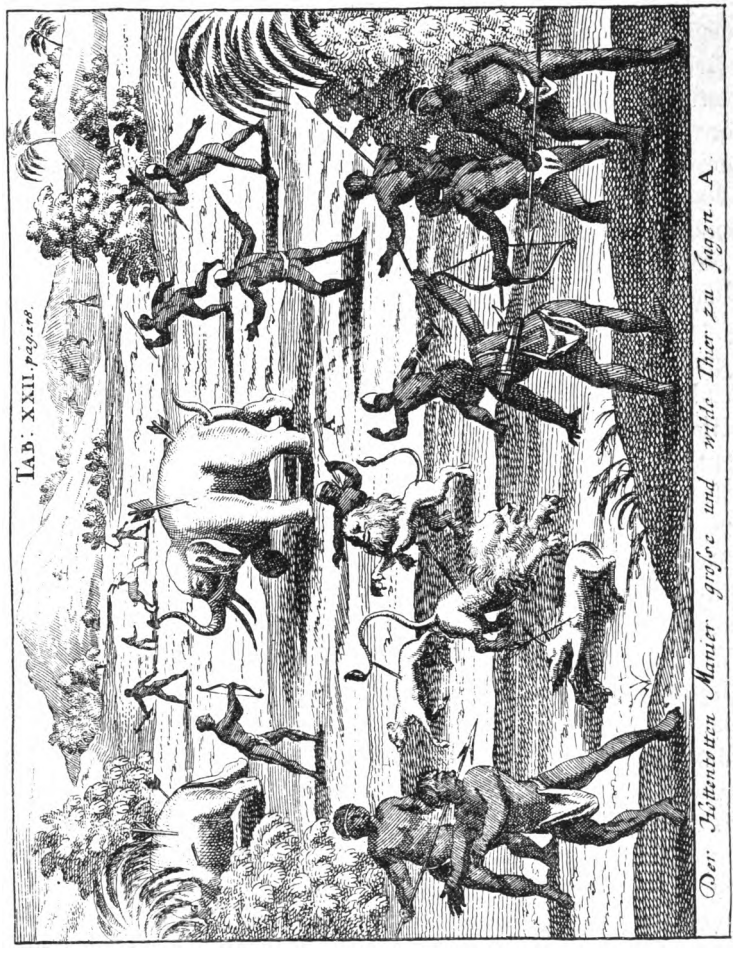


fig. 206. Die Methode der Hottentotten, große und wilde Tiere zur Strecke zu bringen oder zu fangen. Nach dem alten Peter Colb.

begüterten Jäger ausführen, so lange, bis sie durch den Verkauf von Elfenbein ihr Besitztum gefestigt haben und sich Pferde zu kaufen vermögen, welche zu einer höheren Form der Jagd befähigen.

Digitized by Google

Eine mit Pferden ausgerüstete Jagdgesellschaft soll nie aus mehr als vier Personen bestehen. Vor Tagesanbruch brechen die Reiter auf; langsam reiten sie durch das Land, gewöhnlich den Lauf eines Flusses verfolgend, immer nach Elefanten ausschauend, bis sie Spuren antreffen, welche ihnen verraten, wo eine Herde oder ein einzelner Elefant während der Nacht getrunken hat. Einmal auf der Spur, verfolgen sie schnell und mit ziemlicher Sicherheit deren Marschlinie. Mögen die Elefanten auch zwanzig englische Meilen weit entfernt sein, — das bedeutet wenig für die Aggageers. Am Schlusse entdecken sie dieselben ja doch, und dann beginnt die Jagd.

Das erste ist, den Bullen mit dem größten Rüssel herauszufinden; damit beginnt das Gefecht. Nach kurzem Verfolgen setzt sich der Elefant gegen seine Verfolger zur Wehr. Diese eilen sofort auseinander und fliehen vor dem gefährlichen Angriffe jenes so lange, bis er die Verfolgung aufgiebt. Abermals verfolgt von den Jägern, setzt er sich wieder zur Wehr. Es ist nun die Pflicht eines besonders auserlesenen Mannes, möglichst nahe an den Kopf des Elefanten heranzureiten und derart dessen ganze Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wütend setzt der Elefant auf ihn zu und ihm nach; seinem verzweifelten Angriffe zu entfliehen, verlangt die äußerste Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit von dem Jäger. Es gilt für ihn, die Geschwindigkeit seines davonschießenden Pferdes genau nach der des anstürmenden Elefanten zu richten. Anscheinend gewinnt das wütende Tier bei diesem Rennen, denn beinahe scheint es den Schwanz des Pferdes zu erreichen. Das ist der Moment der größten Spannung und der Entscheidung. Indem nun der Elefant in voller Wut seine Aufmerksamkeit auf den Flüchtling wendet, entgeht es ihm, daß zwei weitere Jäger direkt hinter ihm her galoppieren, welchen die Aufgabe zufällt, den Elefanten zur Strecke zu liefern. Wenn einer von den beiden dem Elefanten nahe genug ist, springt er in vollem Galopp mit gezogenem Schwerte vom Pferde. Sein Begleiter ergreift

Digitized by Google

die Zügel seines Rosses. Der Abgesprungene führt nun den entscheidenden Schlag gegen die hintere Sehne des Elefantenbeines.

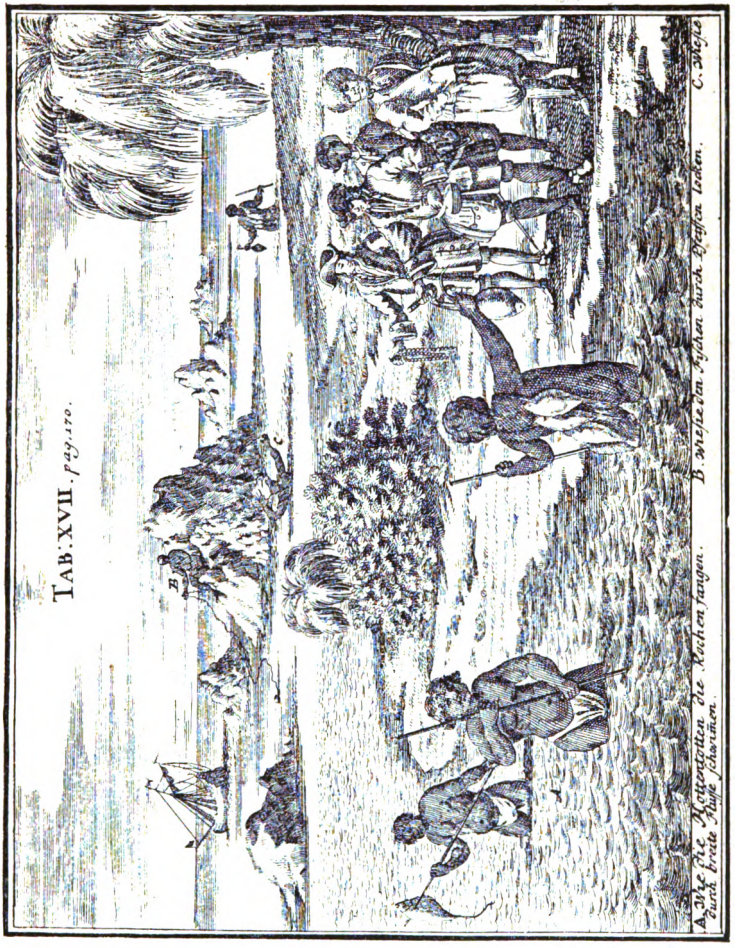


Fig. 207. Die Methode der Hottentotten zu fischen. A mit dem Fischspeere, B Angeln und Anlocken der Fische durch Pfeifen. Nach dem alten Peter Kolb.

Sogleich springt er auch zur Seite und wieder auf das Pferd. Sollte aber der Schlag erfolgreich gewesen sein, dann wird der Elefant schon beim ersten Schritte, welchen er thut, hilflos, da infolge

Digitized by Google

des ungeheuren Gewichtes des dahinrasenden Tieres das Gelenk ausgerenkt wird.

Bleibt nun das Wild derart hilflos stehen, so wendet der Jäger, der bis dahin vor dem Elefanten hergejagt ist und ihn zum Nacheilen verführt hat, nunmehr um und reitet ungefähr auf ein paar Fuß Entfernung an den Rüssel heran, um das Tier so in Versuchung zu führen, noch einen Angriff zu wagen. Dieser, infolge des zerschnittenen Beines ungeschickt ausgeführt, giebt dann den andern Jägern Gelegenheit, die übrigen Beine des Tieres durchzuhauen. Damit ist aber dem Tiere das Ende bereitet. Es gehören demnach also nur zwei Schwerthiebe dazu, einen Elefanten zur Strecke zu liefern.

Diese eigenartige Jagdweise ist natürlich im höchsten Grade gefährlich, und nicht selten werden die Jäger Opfer ihrer Tollkühnheit. Einer von denen, die mich besuchten, war z. B. für das Leben verkrüppelt durch einen Schnitt seines eigenen Schwertes. Die Kniescheibe war ihm durchschnitten bis tief in das Gelenk hinein; die Wunde hatte eine Narbe hinterlassen, welche aussah, als ob das Bein beinahe durchschnitten wäre. Der Hieb auf den Elefanten hatte nämlich wegen des hohen und trockenen Grases, welches das Schwert abgehalten hatte, gefehlt, und so war der Jäger, als er, um das wütende Tier zu vermeiden, zur Seite sprang, über seine eigene scharfe Klinge gefallen; diese hatte ihm den Knochen durchschnitten, so daß er nun hilflos dalag, bis er von einem seiner Kameraden, welcher sogleich von hinten heranstürzte und mit einem verzweifelten Hieb die hintere Sehne des Elefanten durchschnitt, gerettet wurde. Trotz seines verkrüppelten Zustandes war Noder Scherrif der berühmteste Führer unter den Elefantenjägern. Ihm fiel der gefährliche Posten nahe vor dem Kopfe des wütenden Tieres und das Anreizen zum Angriff und zur Verfolgung zu, während die anderen Aggageers das Tier von hinten anfielen. Da er außergewöhnlich leicht von Gewicht war, fuhr er trotz der Verwundung fort, diesen wichtigen Posten bei der Jagd zu erfüllen. — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Ich darf wohl direkt zu einer anderen kaum weniger gefährlichen Jagd, der amerikanischen Bisonjagd, übergehen. Unter der Fülle der vielen Berichte greife ich denjenigen von Catlin, einem der besten älteren Indianerkenner, heraus. Bei der Betrachtung der amerikanischen Jagdverhältnisse darf man nicht vergessen, daß sich dieselben nach Ankunft und Eingreifen der Europäer stark umgebildet haben. Vor allen Dingen empfingen die Indianer das Pferd und die Flinte. Beide Momente bedingten eine starke Umgestaltung. Daß die Jagd dadurch ein ganz anderes Ansehen bekam, ist naturgemäß. Immerhin ist sicher, daß der große Mut und die außerordentliche Gewandtheit, welche die Indianer bei solchen Gelegenheiten an den Tag legen, aus älterer Zeit stammen und somit eine alte Errungenschaft darstellen. Dies mag man vor allen Dingen auch aus den Zeremonien erkennen, welche den Jagden folgen. Ich nenne z. B. die verschiedenen Tänze. Dem Bison-, dem Bären- und ähnlichen Tänzen (siehe die angeheftete Tafel: Büffeltanz der Indianer) liegen sicherlich Ideen von jener Art zu Grunde, welche wir in dem Kapitel über den Bärenkultus und die Bärenfeste der Nordasiaten schon erwogen haben. Und das ist altes geistiges Besitztum, welches wohl auf der einen Seite zurückführt bis in die Anschauungen der animalistischen Epoche zurückreicht, das aber auf der anderen Seite das Ausklingen derselben, die Auflösung inneren festen Glaubens in äußeren, meist unverstandenen Zeremonien darstellt.

Die Bisonjagden der Indianer.

(Nach dem alten Catlin.)

Die Lieblingsjagd der Indianer des weiten Westens ist die Büffeljagd, die fast immer zu Pferde und mit Bogen oder Lanze stattfindet. Die Indianer haben kleine, aber sehr brauchbare Pferde, die sie auf den Prärien fangen, wo man sie oft wild und in zahlreichen Herden antrifft. Auf seinem kleinen wilden Pferde, welches einige Jahre lang abgerichtet ist, sprengt

Digitized by Google

der Indianer nun in vollem Jagen mitten in die Büffelherde hinein. Das Pferd ist das schnellste Tier der Prärie und bringt seinen Reiter mit Leichtigkeit an die Seite des Wildes, welches dann in der Entfernung weniger Schritte seinen tödlichen Waffen eine leichte Beute wird. (Siehe Fig. 208.)

Bei der Jagd des Büffels oder eines anderen Tieres „entkleidet" der Indianer gewöhnlich sich und sein Pferd, indem er den Schild, den Köcher und jedes Stück seiner Kleidung, welches ihm hinderlich sein könnte, wegwirft. In die linke Hand nimmt er den Bogen und fünf oder sechs Pfeile, und an der rechten Hand oder am Gürtel befestigt hängt eine schwere Peitsche, die er auf unbarmherzige Weise gebraucht, um sein Pferd zum schnellsten Laufe anzutreiben.

Die Pferde sind so abgerichtet, daß der Indianer sich wenig des Zügels zu bedienen braucht, der auf dem Halse des Pferdes hängt, während es sich dem Büffel auf der rechten Seite nähert, wodurch der Reiter in den Stand gesetzt wird, seinen Pfeil nach der linken Seite hin abzuschießen; dies geschieht in dem Augenblicke, wenn er im Vorbeijagen sich dem Herzen des Tieres gegenüber befindet, welches dann den tödlichen Pfeil „bis an die Befiederung" empfängt. Wenn der Indianer eine zahlreiche Herde verfolgt, so jagt er gewöhnlich dicht hinter derselben her, bis er ein Tier ausgewählt hat, welches er dann sobald als möglich von den übrigen dadurch abzusondern sucht, daß er zwischen dasselbe und die Herde hineinsprengt.

Die Indianer bedienen sich niemals eines eigentlichen Zaumes mit Gebiß, sondern nur einer Halfter, welche mit einer Schleife um die untere Kinnlade des Pferdes befestigt ist und mehr zum Anhalten als zum Lenken desselben dient. Hat der Indianer den Lauf seines Pferdes auf den von ihm ausgewählten Büffel hingerichtet, so strengt er alle seine Kräfte an, denselben so nahe als möglich zu begleiten, während die Halfter unberührt auf dem Halse liegt, und der Reiter mit dem gespannten Bogen sich auf der linken Seite des Pferdes vorwärts beugt, um den tödlichen Schuß zu thun, sobald er dem Büffel zur

Digitized by Google

Fig. 208. Kühnheit und Geistesgegenwart der Indianer. Nach Catlin.

Digitized by Google

Seite ist. Das Pferd, welches instinktmäßig vor dem Büffel scheut, hält die Augen starr auf das so dicht vor ihm befindliche wütende Tier gerichtet, und sobald es die geringste Entfernung von demselben erreicht hat — der Reiter mag geschossen haben oder nicht —, wendet es sich ab, um jedes Zusammentreffen mit den Hörnern des Büffels zu vermeiden, der sich oft plötzlich gegen seinen Verfolger kehrt. Aber bei aller Vorsicht vonseiten des Reiters und trotz des Scharfsinns seines Pferdes kommen dennoch dergleichen furchtbare Kollisionen vor; denn die Aufregung bei dieser Jagd ist so groß, daß Instinkt und Vernunft ihre Herrschaft verlieren und Roß und Reiter sich dem Tode entgegenstürzen, als geschähe es zum Zeitvertreib oder zum Vergnügen. Ich habe mich stets sehr vorsichtig gehalten, allein auch ich bin in dies Delirium der Jagd verfallen und habe mich mehrmals, mit Staub und Blut bedeckt, von der Prärie erhoben, während meine Flinte zwanzig bis dreißig Schritte von mir mit zerbrochenem Schaft am Boden lag und mein Pferd, eine halbe englische Meile entfernt, ruhig weidete, auf der ganzen Prärie aber, soweit mein Auge reichte, kein lebendes Wesen mehr zu erblicken war.

Für den Neuling ist diese Jagd mit großer Gefahr verbunden, während der von Jugend auf damit beschäftigte Indianer sie als ein Vergnügen betrachtet, beim Reiten den Atem nicht verliert und mit sicherer Hand die tödliche Waffe entsendet. (Siehe Figur 208.)

Wenn der Indianer auf der Jagd einen Büffel oder im Kriege einen Feind verfolgt, so läßt er gewöhnlich den am Pferde befestigten Lasso — einen 10 bis 15 Ellen langen, aus Streifen von rohem Leder geflochtenen Riemen — auf der Erde nachschleppen, damit er, wenn er vom Pferde fällt, vermittelst desselben das Pferd anhalten kann.

In dem langen und sehr strengen Winter bedient sich der Indianer auf der Jagd der Schneeschuhe, die ihn leicht über den Schnee hinwegtragen, während die Büffel durch ihr großes Gewicht tief in denselben einsinken und dadurch leicht eine Beute

Digitized by Google

Fig. 209. Büffeljagd auf Schneeschuhen. Nach Catlin.

Digitized by Google

ihrer Verfolger werden. Der Schnee wird von den Gipfeln und Abhängen der Hügel hinweggeweht, so daß diese ganz entblößt werden und den Büffeln zur Weide dienen; dagegen häuft er sich in den Vertiefungen und Schluchten derart an, daß es den verfolgten Tieren oft unmöglich ist, sich hindurchzuarbeiten. Da im Winter das Haar oder der Pelz des Büffels am längsten und dichtesten ist, das Fell mithin in dieser Jahreszeit einen größeren Wert hat, so werden gerade im Winter die meisten Tiere getötet, denen man nur die Haut abzieht, um sie an die Pelzhändler zu verkaufen, während man das Fleisch den Wölfen überläßt. (Siehe Fig. 209.)

Der Mensch stellt den armen Büffeln zu allen Jahreszeiten und auf die verschiedenste Weise nach: er jagt sie zu Pferde in den Ebenen, verfolgt sie im Winter im Schnee der Schluchten auf Schneeschuhen und beschleicht sie endlich, wenn sie ruhig grasen, unter der Maske eines Wolfes und schießt sie nieder, ehe sie einmal die Nähe der Gefahr ahnen.

Das letztere mag noch etwas näher besprochen werden.

Es giebt im westlichen Amerika verschiedene Arten von Wölfen, deren furchtbarste und zahlreichste aber der weiße Wolf repräsentiert, der oft in Rudeln von 50—60 Stück auf den Prärien herumschwärmt, die dann in der Ferne einer Herde Schafe ähnlich sehen. Diese Wölfe erreichen oft die Größe des größten neufundländischen Hundes. Sind Büffel in Menge vorhanden und fehlt es den Wölfen daher nicht an Nahrung, so sind sie harmlos und fliehen den Menschen. Sie halten sich aber stets in der Nähe von Büffelherden, um sich alles dessen zu bemächtigen, was die Jäger von den erlegten Tieren zurücklassen, oder auch um die verwundeten Büffel anzufallen. Sind die Büffel in einer Herde beisammen, so scheinen sie die Wölfe wenig zu fürchten und lassen sie ganz nahe heran kommen. Dieses Gefühl der Ruhe und Sicherheit benutzen die Indianer, um die Büffel zu beschleichen, indem sie sich eine vollständige Wolfshaut über den Kopf ziehen und derart maskiert oft über eine halbe englische Meile weit auf Händen und Füßen fort-

Digitized by Google

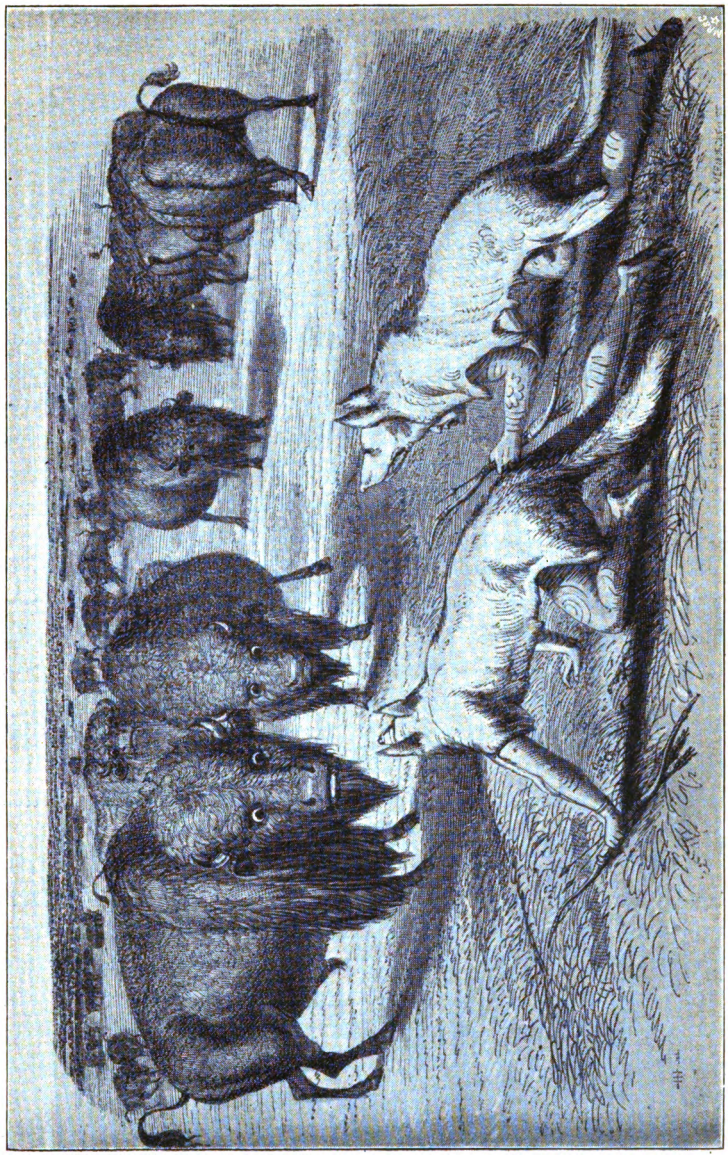


Fig. 210. Büffeljagd unter der Maske des weißen Wolfs. Nach Catlin.

Digitized by Google

kriechen, bis sie sich der arglosen Herde bis auf wenige Schritte genähert haben und dann mit Leichtigkeit den fettesten Büffel niederschießen. (Siehe Figur 210.)

Solange die Kälber jung sind, halten sich die Stiere immer in der Nähe der Kühe, als ob sie die Jugend schützen wollten, und es ist sehr gefährlich, sie in dieser Zeit anzugreifen, denn man kann sicher darauf rechnen, daß sie sich gegen ihre Verfolger kehren, die sich oft gegenseitig zu Hilfe eilen müssen. In den ersten sechs Monaten ist das Büffelkalb rot und sieht den Kälbern des gezähmten Rindviehes zum Verwechseln ähnlich. Im Herbst, wenn es das Haar wechselt, erhält es eine braune Färbung, die es für immer behält. Bei der Verfolgung einer großen Büffelherde zu einer Zeit, wenn die Kälber erst wenige Wochen alt sind, haben mir die wunderlichen Manöver derselben oft viel Unterhaltung gewährt. In der Verwirrung und dem Gedränge mehrer Hunderte oder Tausende dieser Tiere verlieren die Kälber oft ihre Mutter aus dem Gesicht und bleiben weit hinter der Herde und den Jägern zurück; sie sind dann in großer Verlegenheit, wo sie sich verbergen sollen, da die ebene Prärie nichts darbietet, als sechs bis acht Zoll hohes Gras oder einen um wenige Zoll höheren Busch von wilder Salbei. Auf diesen laufen sie dann zu, knieen nieder, stecken die Nase in den Busch, schließen die Augen und halten sich wahrscheinlich für vollkommen sicher, während sie auf den Hinterfüßen stehen und daher schon in der Entfernung von einigen englischen Meilen gesehen werden können.

Wir ritten oft, nachdem wir die Herde verfolgt hatten, auf demselben Wege zurück, um diese zitternden kleinen Tiere aufzusuchen, die bei unserer Annäherung ihre Stellung nicht verließen, aber, während wir von dem Pferde stiegen, ihre Augen starr auf uns gerichtet hielten. Ich habe oft nach einem mir bekannten Gebrauche meine Hände über die Augen des Kalbes gelegt und einige Male stark in seine Nasenlöcher hineingeblasen, worauf es meinem Pferde stets mehrere Meilen weit bis in den Stall gefolgt ist. Ich hatte früher schon viel von diesem

Digitized by Google

Fig. 211. Weiße Wölfe, einen Büffel zerfleischend. Nach Catlin.

Digitized by Google

sonderbaren Gebrauche gehört, aber niemals daran glauben wollen, bis ich mich endlich von dem Augenscheine überzeugte. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Diesem Berichte fügt Catlin eine Betrachtung sehr trauriger Natur an, indem er auf den Gedanken kommt, wie schnell wohl die Jagd und die Büffelherden in diesen Gegenden ein Ende erleben werden. Er weist darauf hin, wie sich die Wölfe rege an der Vernichtung beteiligen (siehe Fig. 211), sieht aber selbst wohl ein, daß es die europäische Kultur ist, welche den nordamerikanischen Büffeln das Aussterben und ein jämmerliches Verschwinden von der Erde bringt. So schreibt er z. B.:

„Als ich im Mai 1832 bei meiner Fahrt den Missouri aufwärts in Fort Pierre ankam, erzählte mir Herr Laidlaw, daß wenige Tage zuvor auf der anderen Seite des Flusses sich eine zahlreiche Büffelherde gezeigt habe, worauf 500—600 Sioux am Mittag zu Pferde durch den Fluß gesetzt und gegen Sonnenuntergang mit 1400 frischen Büffelzungen zurückgekehrt seien, für die sie nur einige Gallonen (4 Quart) Branntwein forderten die sofort ausgetrunken wurden."

Hiernach könne man denken, der Indianer selbst habe diese Vernichtung des Büffels durchgeführt oder veranlaßt. In Wahrheit hat aber der Europäer mit der Flinte und seiner Preiskalkulation der Felle dem amerikanischen Büffel den Garaus gemacht. Dazu folgendes:

In einem Gemetzel, wie die Naturgeschichte kein zweites kennt und auch nie wieder kennen lernen wird, wurde in den Jahren 1872—1874 die südliche Büffelherde in einer geschätzten Starke von $5^1/_4$ Millionen Stück ausgerottet, und in den Jahren 1882—1884, nach Fertigstellung der nördlichen Pacifikbahn, hatte die nördliche Herde dasselbe Geschick. Diese unglaublichen Schlächtereien entsprangen lediglich schnöder und rücksichtsloser Geldgier, wurden geschäftsmäßig und offenkundig betrieben und gingen nur auf die Erlangung der Felle, höchstens noch der Zungen, aus. Die Kadaver verkamen oder wurden eine Beute des wilden Getieres. Die Regierung that nichts hiergegen, und

Digitized by Google

die Ausrottung der Büffel war eine so vollständige, daß es 1889 im ganzen nur noch 635 wilde Büffel, dazu 456 in Gefangenschaft befindliche, zusammen also nur 1091 Exemplare des einst so unglaublich verbreiteten und zahlreichen Bison americanus gab. Diese Angaben nach Friederici.

Vom afrikanischen Elefanten wird man demnächst etwas gleiches erzählen können. Die Zahl der Tiere, welche der Mensch resp. die moderne Kultur in beispielloſem Leichtsinne ausrottet, ist ungeheuer. Wir dürfen uns aber zu keiner falschen Kritik verleiten lassen. Die Erscheinung ist jämmerlich, aber selbstverständlich. Der Mensch erobert eben die Oberfläche der Erde. Wie die hohe Kultur alle niederen Kulturen vernichtet, so rottet der Mensch alle Lebewesen aus, die sich ihm nicht dienstbar unterwerfen. Ich glaube das an ein paar Beispielen noch klarer zeigen zu können. Wir kommen jetzt zu den Kulturvölkern. An die Stelle der zuerst besprochenen Nahrungsjagden, der darauf folgenden Vernichtungsjagden, tritt der Sport und der Zeitvertreib. Ich glaube, daß diese Entwicklung dem Leser durch die folgenden Berichte klar werden wird.

Jagd eines tatarischen Kaisers.

(Nach dem alten Gerbillon.)

Den dritten des Brachmonats, im Jahre 1691, brachen die Jesuiten mit dem tatarischen Kaiser zu einer Jagd im großen Stile auf. Die kaiserlichen Völker rückten 15—20 Li fort, zwischen Hügeln von losem Sande, die voller Hecken waren, worunter sich sehr viele Hasen verbergen konnten. Sie lagerten sich auf einer großen Ebene an einem keinen Flusse mit Namen Erton.

Den vierten stellten sie sich in einen Kreis von 5—6 Li im Umfange, der aber nachgehends bis auf 800 Schritte eingezogen ward, in der bergigen Gegend, wo sich sehr viel gelbe Ziegen befanden. Verschiedene von ihnen entkamen zwischen den Beinen der Pferde. Wenn eine Ziege von ungefähr aus-

Digitized by Google

zieht, so folgt ihr die ganze Herde gleicher Gestalt nach, und alsdann werden sie von denen, die außerhalb des Kreises sind, verfolgt und mit Pfeilen geschossen. Man ließ auch die kaiserlichen Windhunde los und diese töteten eine große Menge von ihnen. Zweene Hya, die durch ihre Nachlässigkeit einige Herden entwischen ließen, wurden mit 100 Peitschenhieben bestraft. Ein dritter, der von seinem Posten gewichen war und sogar in dem Kreise geschossen hatte, wurde abgedankt. Indem der älteste kaiserliche Prinz in vollem Springen fortritt, um einige Ziegen zu schießen, so glitschte das Pferd mit einem Fuße in ein Loch und kam darüber um, aber der Prinz ward weiter nicht beschädigt, als daß er eine Schramme an dem Kopfe bekam. Nachdem der Kreis völlig geschlossen war, so wurden alle zurückgebliebenen Ziegen, nämlich 50—60 an der Zahl, erlegt. Man sah mit Erstaunen, mit was für Geschwindigkeit die armen Tiere fortliefen, ob sie schon verwundet waren. Einigen war ein Bein zerbrochen, andere schleppten ihre Eingeweide mit sich, noch andere hatten in ihrem Leibe zwei bis drei Pfeile stecken, bis sie ihre Stärke verloren und tot auf den Boden niederfielen. Sie muchseten nicht einmal, wenn sie mit Pfeilen verwundet waren; wenn sie aber von den Hunden angepackt wurden, von denen sie allemal so lange gebissen wurden, bis sie verreckten, so schrieen sie wie Schafe auf der Schlachtbank. Nach dieser Jagd rückten sie auf einer großen Ebene 20 Li weiter und lagerten sich bei dem Eingange in das Gebirge, an einem Orte, die Wasserquelle im Mongolischen genannt.

Den fünften, da sie in das Gebirge kamen und Hirsche und Rehböcke jagten, fing ein Tiger laut an zu heulen, der durch das Geräusch geschreckt worden war und dadurch seinen Aufenthalt zwischen den Hecken an einem steilen Hügel entdeckte. Weil eine solche Jagd sehr gefährlich ist, so brauchen sie viel Vorsicht bei ihrer Art, den Tiger aufzujagen. Dieser begiebt sich selten in die Ebenen hinunter, sondern geht von einer Seite des Berges zur anderen, und wenn er hier ein Gehölz findet, so nimmt er dahin seine Zuflucht. An den Weg, wo man glaubet,

Digitized by Google

Fig. 212. Scenen aus dem Jagdleben eines vornehmen Ägypters, links die Vogeljagd mit dem Wurfholze und rechts der Fischfang mit dem Fischpfeil. Nach Wilkinson. 1. Ein Sportsman, das Wurfholz schleudernd. 2. Sein Sohn, einen weiteren Wurfstock bereit und einen ergatterten Vogel festhaltend. 3. und 4. Seine Schwestern oder Töchter. 5. Ein anderer Sohn, Jagdbeute haltend. 6. Ein Lockvogel mit seinem Nest im Boote. 7. Ein Ichneumon, einen jungen Vogel aus dem Nest schleppend. 8. Zwei schwere Fische, mit dem zweizinkigen Fischpfeil gespeert. 9. und 10. Schmetterlinge und Wasserjungfern. 12. Des Fischers Schwester, einen Wurfpfeil bereit haltend. 13. Des Fischers Sohn, den Wurfpfeil und aufgereihte Fische tragend. — Die Katze auf dem linken Bild scheint ihren Herrn anzubetteln, daß er sie doch in den Papyrus zur Jagd entlassen möchte.

Digitized by Google

daß er ihn nehmen wird, werden reutende Jäger mit halben Piken, welche mit breiten eisernen Spitzen versehen sind, gestellt. Andere schicket man mit einer Bedeckung von einigen leichten Reutern auf die Gipfel der Berge, damit sie beobachten können, wohin der Tiger seine Zuflucht nimmt. Diese Männer fangen nun ein lautes Geschrei an, wenn sich der Tiger ihnen nahet, um denselben zu reizen, daß derselbe dahin fliehe, wo der Kaiser sich befindet, welcher gemeiniglich an einem Berge gegenüber steht, so daß ein Thal dazwischen liegt. Der Kaiser, bei dem sich einige Hya nebst anderen Bedienten befinden, ist allemal von 30—40 solchen reutenden Jägern umgeben, die gleichsam einen Zaun vorstellen und die Spitzen von ihren halben Piken, die sie mit der einen Hand in der Mitten und mit der anderen an der Spitze halten, gegen den Tiger richten.

Nachdem sie ihn aufgetrieben hatten, so nahm er wieder seine Zuflucht in ein Dickicht auf dem Gipfel eines nahen Berges, wo er aber sogleich verfolgt wurde. Da sich der Kaiser ihm einen Musketenschuß weit genähert hatte, so schoß man eine große Menge Pfeile ab und ließ verschiedene Hunde los. Er wurde dadurch mit einem Male vertrieben, ging aber nicht weiter als bis an die Seite des gegenüber liegenden Berges, wo er sich unter die Hecken niederlegte. Hier wurden wiederum viel Pfeile in die Luft geschossen und die Jäger rollten indessen Steine auf den Tiger hinunter. Nunmehr fuhr derselbe plötzlich auf, fing erschrecklich an zu brüllen und wendete sich gerade gegen die Reuter. Diese konnten nichts anderes thun, als eilig auf die Spitze des Berges fliehen. Einen davon hatte das Tier schon eingeholt. Indessen wurden die Hunde losgelassen und diese zwangen den Tiger umzukehren. Dadurch erhielten die Reuter Zeit zu entfliehen.

Indessen kehrte der Tiger ganz allmählich nach seinem Lager zurück; die Hunde bellten um ihn herum und der Kaiser schoß drei bis vier Pfeile nach ihm, verwundete ihn aber nur ein wenig, weil er zu weit entfernt war. Er lief deswegen aber dennoch nicht geschwinder, sondern legte sich unter die Hecken

Digitized by Google

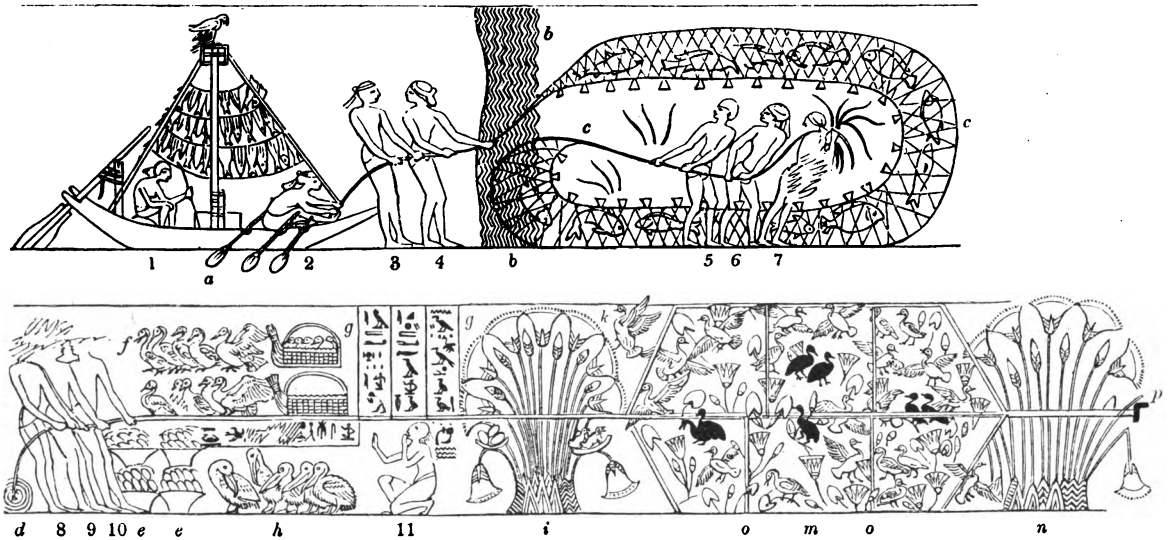


Fig. 213 und 214. Fischerei und Vogelfang mit Netzen. 1 a das Boot, welches mit erbeuteten Fischen vollgehäuft ist, die hier im Wind und Sonnenschein trocknen sollen. Auf dem Maste sitzt eine Hühnerweihe. Das Wasser ist durch Zickzacklinien angedeutet, welche aber in unserer Reproduktion nur von b—b geführt sind, um das Bild nicht zu verunklären. 3, 4, 5, 6, 7 sind die Fischer, welche vom Ufer oder von einer Sandbank aus das Netz zuziehen. — Auf Fig. 214 ist das Netz von den Männern 8, 9, 10 regiert, bei p dagegen festgelegt Der Fangmeister 11 giebt gerade das Zeichen, zuzuziehen, da genug Vögel im Bereiche des Netzes sind. i und n sind Pflanzen, wahrscheinlich Papyrus; e, f, g gefangene junge Gänse und Eier; h Pelikane. Nach Wilkinson.

Digitized by Google

nieder. Hierauf wurde der Angriff von neuem angefangen. Man rollte Steine hinunter und schoß hier und da mit Musketen. Als er aber auf den Fuß des Berges kam, so wendete er sich ab und floh in das erste Gebüsch, allwo er sich anfangs versteckt hatte. Der Kaiser ging über das Thal und folgte ihm auf dem Fuße nach. Er feuerte zweimal nach ihm und erlegte ihn. Alle Großen des Hofes gingen hin und sahen den Tiger an, der sehr groß war. Da es schon spät war, so ließ der Kaiser den Kreis trennen und befahl, daß sich jedermann, so gut er könne, nach dem Lager begeben sollte, welches in Turbede zwischen den Bergen war.

Den sechsten ging der Weg durch ein sehr enges Thal, welches zu beiden Seiten ein steiles Gebirge hatte, wo es unmöglich war, zu jagen. Gleich vor dem Lager stieg der Kaiser an einem Felsen ab, der wie ein Turm gestaltet war. Die Großen und die Bogenschützen mußten versuchen, ob sie die Spitze davon mit ihren Pfeilen erreichen konnten. Dieses thaten nur zween von ihnen. Der Kaiser schoß ebenfalls fünf bis sechs Pfeile dahin ab, bis er mit einem davon darüber hinweg schoß. Nachgehends maß er die Höhe mit seinem Halbzirkel, dessen Radius einen halben Schuh betrug. Die Jesuiten mußten sie gleichergestalt messen, und beide befanden sie 430 Sche oder chinesische Schuh. Sie stimmten nicht weniger in ihren Rechnungen und Entfernungen überein, welche der Kaiser geometrisch gemessen hatte. Nachgehends nahm er einen Stein, wog ihn nur mit dem Pfeile ab, rechnete hierauf das Gewicht desselben aus und ließ ihn alsdann in einer Wage abwiegen. Da nun dieses mit der Rechnung ebenfalls übereinstimmte, so verdoppelten die Großen ihr Zujauchzen.

Den siebenten reiseten sie größtenteils in einem weiten Thale fort, welches mit Dörfern, Meyereien und angebauten Feldern angefüllt war. Der Kaiser jagte hier und erlegte verschiedene Hasen. Er wendete sich hierauf wiederum in das Gebirge, welches sehr hoch und mit Dornenbüschen und Holzungen bedeckt war, wo er Hirsche und Rehböcke jagte. Man sah mit

Digitized by Google

Erstaunen, mit was für Geschicklichkeit seine Leute das Wild gegen ihn zutrieben. Die Tataren betrachten das Jagen als ein Sinnbild des Krieges und glauben, wer seine Schuldigkeit auf der Jagd nicht zu beobachten wisse, werde sich auch im Gefechte nicht gut halten. Aus diesem Grunde hat der Kaiser oftmals die vornehmsten Befehlshaber in seinem Heere abgedankt, weil sie die Jäger nicht zu regieren und anzuführen wußten. Solches widerfuhr, nach der Zurückkunft des Gesandten

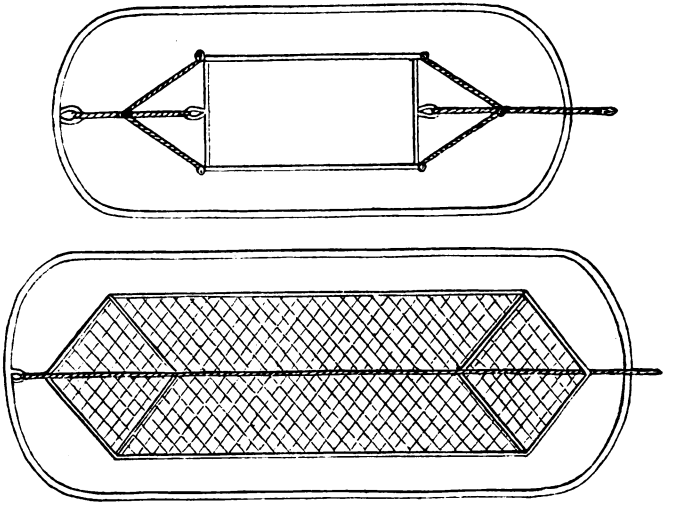


Fig. 215 und 216. Klappnetze für den Vogelfang nach Modus Fig. 214. Nach Wilkinson.

von Nipchew, einem wohlverdienten Befehlshaber, der als Generalleutnant des Heeres in das Feld zog und einer von den Anführern des Vortrabes war, welche Stelle mit der Würde eines Marschalls von Frankreich übereinkommt. Abends unterhielt der Kaiser in seinem eigenen Gezelte die Großen und seine Hausbedienten mit einem Lustspiele, welches von einer Gesellschaft von Verschnittenen aufgeführt wurde.

Den achten wurden zween Tiger erlegt; der erstere von dem Kaiser, mit dem ersten Schusse, und der andere, welches

Digitized by Google

eine Tigerin war, von einem Jäger, der ihr seine halbe Pike durch das Auge tief in den Kopf hineinrennte. Nachdem die Jagd zu Ende war, so begab sich der Kaiser nebst seinen beiden Söhnen in kleinen Kähnen auf den Fluß Chikir, um die Hitze zu vermeiden.

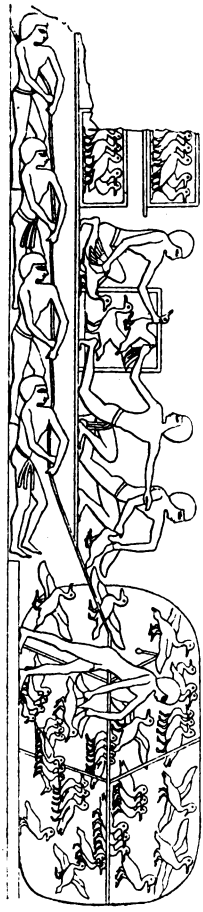


Fig. 217. Vogelfang im alten Reiche. Nach Erman.

Jagden der Inkafürsten des alten Peru.

(Nach Garcilasso.)

Allen Unterthanen des alten Inkareiches war es verboten, Wild zu töten, außer etwa einigem Geflügel, das für die Tafel des Inkastatthalters bestimmt war, was dann aber auch nicht anders geschehen durfte als auf ausdrücklichen Befehl. Es gingen die Inkafürsten auch selbst nur sehr selten auf die Jagd. Damit aber durch solche Nachsicht des Wildes nicht gar zu viel und dadurch den Feldern schädlich werden möchte, wurde jährlich zu einer gewissen Zeit in einer jeden Provinz eine allgemeine und feierliche Jagd angestellt, welche sie Chacu nannten. Der Inka bot dazu etwa 20—30000 Indianer auf, je nachdem er es für nötig erachtete, die Masse zu bestimmen, die ins freie Feld hinausgehen sollten.

Hierauf entfernten sich diese Treiber zur Rechten und Linken von einander und umstellten ein großes Stück Land von 20–30 Meilen, indem sie zu Grenzen des Ortes, den sie abtreiben sollten, die berühmtesten Flüsse und Berge nahmen, ohne daß es erlaubt war, etwas von demjenigen Landbezirke mitzunehmen, welcher auf das folgende Jahr bestimmt war.

Digitized by Google

Sie erhoben ein solches Geschrei, daß alle Tiere, die sie antrafen, eingeschüchtert wurden. Sie trieben sie nach denjenigen Orten, die als Sammelplatz für die beiden Haufen Jäger bestimmt waren, welcher Platz denn so umstellt war, daß kein Tier entwischen konnte. Dieses war ihnen sehr leicht, denn sie kannten die Gegend sehr wohl und waren somit fähig, die Tiere nur an solche Orte zu treiben, wo weder Gebirge noch Höhen ihnen bei der Jagd hinderlich fallen konnten. Sie kamen damit auch so leicht zu stande, daß die von einer so großen Anzahl eingeschlossenen Tiere sich ohne Widerstand fangen ließen.

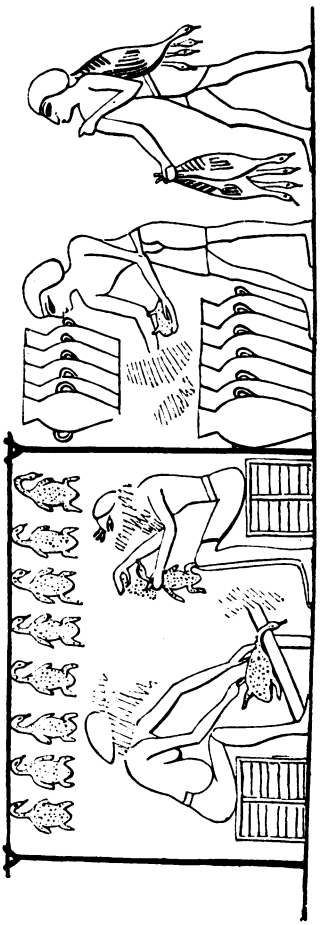


Fig. 218. Gänse werden gerupft u. s. w. und in großen Töpfen eingesäuert. Nach Wilkinson.

Sie reinigten bei diesen Jagden das Gefilde von allem, was sie an Löwen, Bären, Füchsen, Luchsen — letztere Ozcollo genannt, deren es zwei- bis dreierlei Arten daselbst gab — und anderen dergleichen Tieren antrafen, die ihnen bei ihrer Jaad beschwerlich fallen konnten.

Auf diese Art fing man zuweilen wohl auf 40 000 Stück von dem Rotwildbret, als Rehe, Damhirsche, Gemsen und anderes dergleichen, die man Huanacu nennet, welche ein rotes Haar haben, ohne die wilden Ziegen zu rechnen, die Cunas genannt, die ein ungemein feines und

Digitized by Google

zartes Haar haben. Alle diese Tiere fingen sie mit der Hand und töteten nur die ältesten davon. Sie ließen alle Weibchen leben und gaben auch denjenigen Böcken die Freiheit wieder, die ihnen am tüchtigsten schienen, die Wildbahn wieder zu bevölkern. Die andern aber alle töteten sie und teilten das Wildbret unter sich. Huanacus und wilde Ziegen töteten sie sehr wenig; sie ließen sie wieder laufen, nachdem ihnen die Haare abgeschnitten waren. Diese Haare stellten die

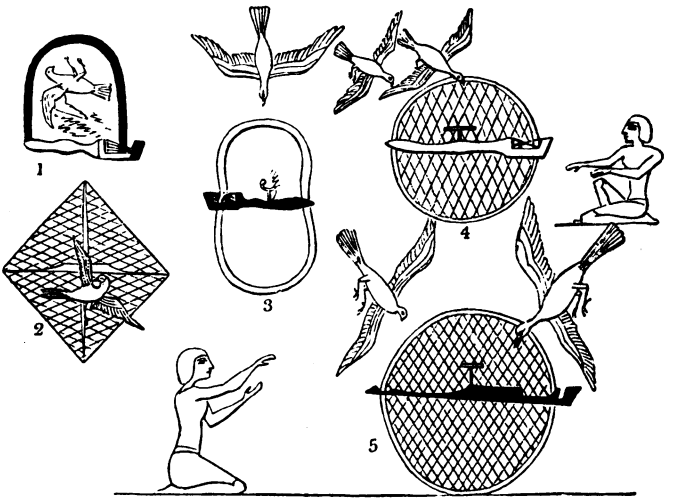


Fig. 219. Vogelfallen für Zugvögel. Nach Wilkinson.

feinste Wolle dar, die man nur finden konnte. Sie hielten mit ihren Quipu (das sind Knotenverzeichnisse oder Schnürbündel, welche fast einer Schriftsprache und Aktenfascikeln gleich kamen) ordentliche Verzeichnisse über die wilden Tiere, gerade so, als wenn es zahme wären. Darauf waren Männchen und Weibchen für sich aufgezählt. Sie merkten auf diese Weise genau, wie viel schädliche und nützliche Tiere getötet worden waren, damit sie bei der zukünftigen Jagd wissen konnten, wie stark sich die Tiere vermehrt hätten.

Digitized by Google

Diese Jagd geschah in jedem Gehege alle vier Jahre einmal, damit das Wild Zeit hätte jagbar zu werden und die Haare der Ziegen besser wüchsen, um sie mit mehr Nutzen abschneiden zu können, damit auf der anderen Seite das Wild aber auch nicht gar zu schüchtern würde, wie dies sicher eingetreten wäre, wenn man es jährlich gejagt hätte. Damit nun aber jährlich doch eine Jagd stattfinden könne, machten sie aus jeder Provinz vier Abteilungen und jagten der Reihe nach in jedem Jahre nur eine derselben ab. Durch solche Weise erhielten sie die Wildbahn stets in gutem Stande und schafften den Einwohnern großen Nutzen. Die Inkastatthalter beobachteten in ihrer Provinz eben die Ordnung, wie der König selbst und wohnten den Jagden persönlich bei, teilten danach Wildbret und Wolle gleichmäßig unter das Volk und sorgten dafür, daß die Armen, Kranken und Alten nicht übergangen wurden.

Die Jagden der alten Ägypter.

(Nach Adolf Erman.)

In jener Zeit, mit welcher für uns die Kenntnis Ägyptens beginnt, war die Urbarmachung des Landes bereits weit fortgeschritten. Wo einst ein sumpfiger Tropenwald gestanden hatte, erstreckten sich jetzt unübersehbare Ackerfelder; immerhin waren tote Stromarme zurückgeblieben, Strecken Sumpfes und halb stagnierenden Wassers, die in alter Weise noch mit wuchernden Papyrusdickichten bestanden waren und die den Nilpferden, Krokodilen und unzähligen Wasservögeln eine Zuflucht boten.

Diese bildeten das Hauptjagdgebiet der vornehmen Ägypter. Es sind die so oft erwähnten „Hinterwasser", die „Vogelteiche des Vergnügens". Sie spielten im ägyptischen Leben dieselbe Rolle, die in unserem Volksleben der Wald einnimmt. Zwischen den wogenden, zierlichen Kronen der Papyrusbüsche auf leichtem Nachen zu rudern, die Lotosblumen zu pflücken, die wilden Vögel aufzuscheuchen und mit dem Wurfholze zu erbeuten, mit der Harpune die großen Nilfische zu erstechen oder gar ein

Digitized by Google

Flußpferd zu erlegen, — das waren vielleicht die herrlichsten Freuden, die der alte Ägypter kannte. Man braucht nur einen Blick auf die Bilder solcher Fahrten zu werfen, die uns aus allen Epochen erhalten sind, um zu erkennen, mit welcher Liebe man diese Wildnisse betrachtete und wieviel Poesie man in ihnen zu finden wußte.

Da ragen die weit über mannshohen Papyrusstauden in elegantestem Wuchse auf; „ihre Wurzeln baden", wie ein Botaniker sagt, „in lauwarmem Wasser und ihre federbusch-

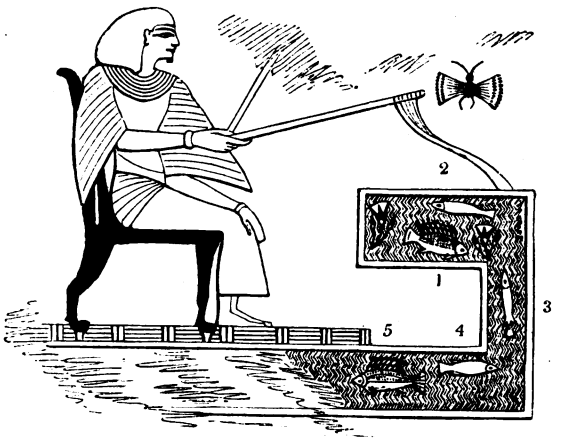


Fig. 220. Vornehmer Ägypter im Garten angelnd. Nach Wilkinson.

artigen Kronen wiegen sich auf den schlanken Stengeln." Zusammen mit Rohr- und anderen Wasserpflanzen bilden sie ein undurchdringliches Dickicht, einen schwimmenden Wald. Darüber schwärmen, wie noch heute im Delta, wolkenartig Millionen von Sumpfvögeln. Die Brutzeit geht gerade zu Ende. Einige Vögel sitzen noch auf ihren Nestern, die auf vom Wind gebeugten Papyrusstengeln gebaut haben. Die meisten fliegen schon aus, um die Nahrung für die Jungen zu suchen. Der eine jagt den großen Schmetterlingen nach, die um die Kronen der Papyrus flattern, der andere stößt auch wohl mit dem

Digitized by Google

Schnabel auf eine Blüte herab, in der er einen Käfer entdeckt haben mag. Unterdessen droht aber den Jungen Gefahr; kleine Raubtiere, das Wiesel und der Ichneumon, dringen in das Dickicht ein und erklettern behend die Stengel der Stauden. Der kleine Raubgeselle auf Abbildung 212 Nr. 7 hat denn auch schon ein armes Vöglein beim Kragen.

In einem leichten Nachen, der aus Papyrusstengeln zusammengebunden ist, fährt der vornehme Ägypter in die flachen Wasserflächen dieser Sümpfe hinein. Oft unternimmt er solche

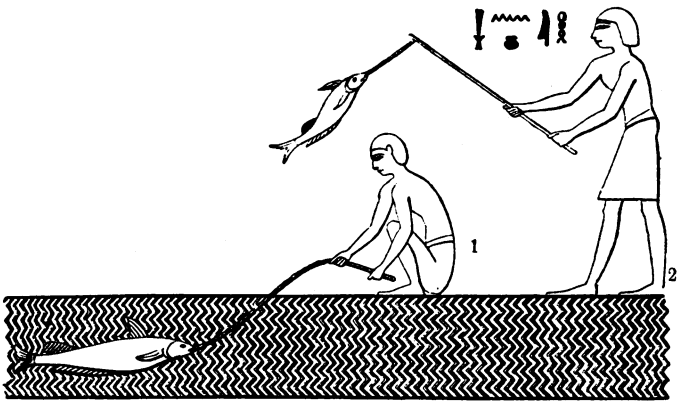


Fig. 221. Fischer mit der Angel. Nach Wilkinson.

Jagdzüge in Gesellschaft seiner Frau und Kinder, die sich Lotosblumen pflücken und ihm die erbeuteten Vögel halten. (Siehe z. B. auf Fig. 212 die Nrn. 5, 2 ꝛc.) Lautlos gleitet der Kahn an dem Dickicht entlang, so nahe daran, daß die Kinder spielend hineingreifen können. Der Jäger steht aufrecht im Boote und schwingt in der Rechten sein Wurfholz. Mit gewaltiger Wucht saust es durch die Luft, und am Hals getroffen stürzt einer der Vögel ins Wasser. Dieses Wurfholz ist eine ebenso einfache als wirksame Waffe, ein kleines, dünnes Brett aus hartem Holz, das in bestimmter Weise gekrümmt ist. Geworfen, trifft es sein Ziel mit großer Kraft, kehrt dann in elegantem Bogen zurück

Digitized by Google

und fällt vor den Füßen des Schützen nieder. (Vergl. Kap. 26 in meiner Weltgeschichte des Krieges.)

Der Ertrag einer solchen Jagd konnte selbstverständlich nicht sehr groß sein; man betrieb sie, wie gesagt, auch nur noch als Sport, während man die Menge der Wasservögel, deren der ägyptische Haushalt bedurfte, in einer zwar weniger eleganten, aber ungleich einträglicheren Art erbeutete. Es geschah dies mittels eines großen Vogelnetzes, dessen Handhabung ebenso wie die Bilder der Wurfholzjagd oftmals in den Gräbern dargestellt ist.

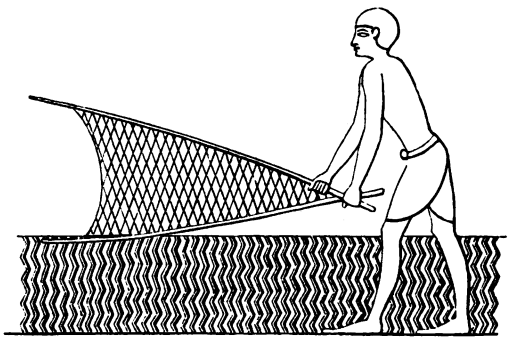


Fig. 222. Fischer mit dem Scherennetz. Nach Wilkinson.

Auf einer kleinen Wasserfläche, die von niedrigem Röhricht umgeben ist, wird das Netz (siehe Fig. 215 und 216) aufgespannt, das, nach den Darstellungen zu urteilen, oft 3—4 m lang und $1^1/_2$ m breit ist. Es ist aus Strickwerk hergestellt. Wenn es geöffnet ist, werden die Seitenwände wohl zurückgeschlagen und unter Wasserpflanzen versteckt; um es zu schließen, muß man kräftig an einem Strick ziehen, der über das Netz fortläuft und hinter ihm an einem Pflock in der Erde befestigt ist. (Siehe Fig. 214 bis 217!)

Wie man die Vögel in das ausgespannte Netz lockte, ob durch Futter oder durch einen Lockvogel, weiß auch Erman nicht zu sagen, denn die Denkmäler schildern immer erst den Moment, wo das Netz zugezogen wird. Da halten 3 oder 4 Kerle, die sich zu dieser Sumpfarbeit jedes unnützen Kleidungsstückes entledigt haben, das lange Seil gefaßt und warten mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Kommando zum Ziehen.

Digitized by Google

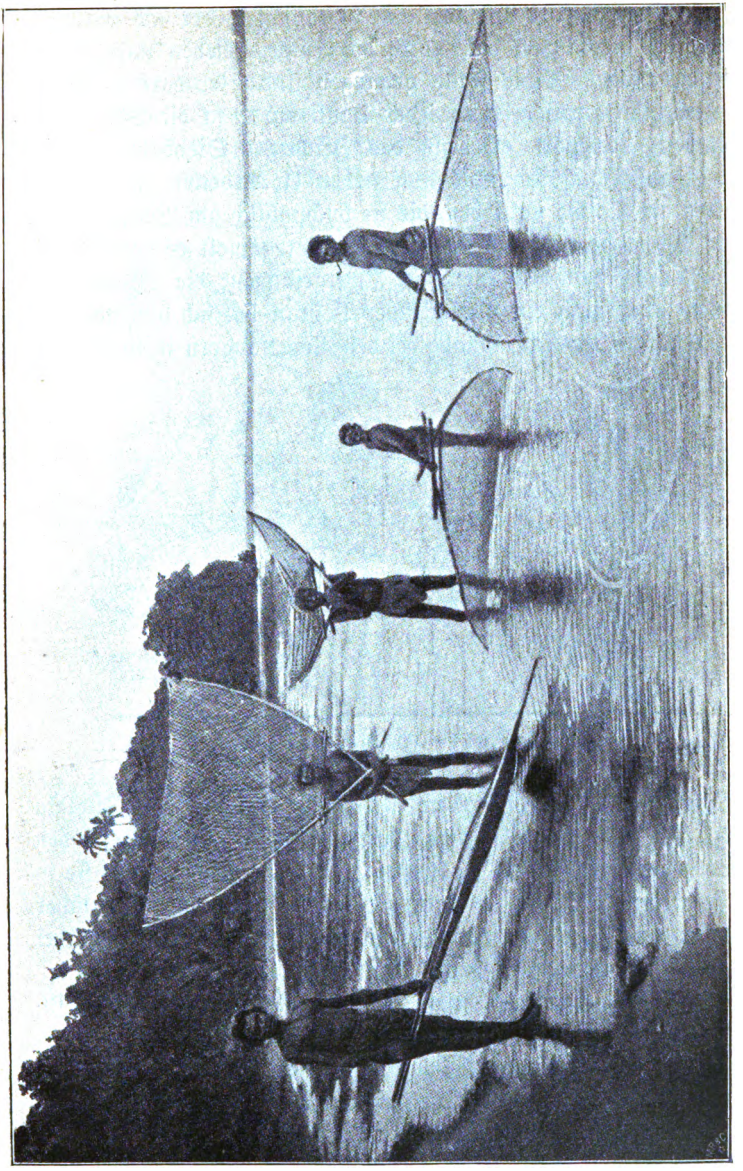


Fig. 223. Papua auf Neuguinea mit dem Scherennetz. Nach Photographie von Biro.

Digitized by Google

(Siehe Fig. 214.) Und jetzt hat der Meister, der sich bis dicht zum Netze geschlichen hat, durch die Büsche gesehen und gehört, daß die Vögel in die Falle gegangen sind. Er darf es seinen Leuten nicht zurufen, denn jeder Laut würde ja die Vögel verscheuchen, so giebt er denn das Zeichen. (Siehe die Gestalt Nr. 11 auf Fig. 214.) Und nun ziehen die Arbeiter aus Leibeskräften am Seile; sie ziehen, bis sie buchstäblich am Boden liegen. Ihre Mühe belohnt sich, denn im Netze wimmelt es von Vögeln und 30—40 große Wasservögel sind gefangen; die meisten sind Gänse, aber auch ein unglücklicher Pelikan hat sich hineinverirrt. Er hat wenig Aussicht, Gnade bei den Vogelfängern zu finden, der

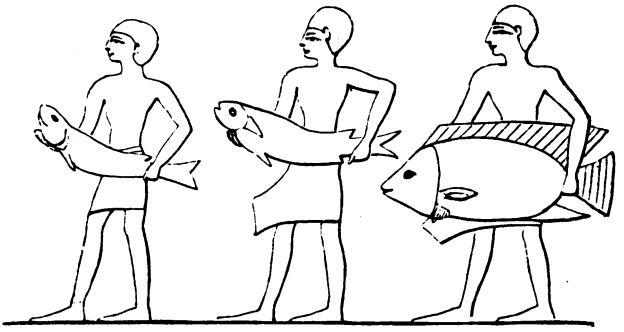


Fig. 224. Beute der Nilfischer. Nach Wilkinson.

jetzt in das Netz hineinsteigt und Vogel für Vogel an den Flügeln packt und ihn seinen Leuten hinreicht. Der eine scheint den Vögeln dann die Flügel zu knicken, die andern beiden setzen sie in große viereckige Bauer, — natürlich nicht, ohne sie mit ägyptischer Ordnungsliebe zu sortieren; „die in den Kasten?" — fragt dabei der eine den andern. (Vergl. Fig. 217.)

Die Bauer werden dann an Tragen nach Hause geschafft, wo man die fettesten Gänse mit Stolz dem Hausherrn zeigt. Auch Lotosblumen zum Schmuck des Hauses und zu Kränzen bringt man bei dieser Gelegenheit aus den Sümpfen mit. — Wie gesagt, war diese Art des Vogelfanges, für die es auf

Digitized by Google

manchen Gütern der 5. und 6. Dynastie einen besonderen Beamten, den Obervogelfänger, gab, kein bloßer Sport; sie beschaffte vielmehr für die Leute ihre Lieblingsnahrung, den Gänsebraten. Man betrieb diese Jagd offenbar mit Konsequenz, und ein Bild des neuen Reiches (Fig. 218) scheint sogar darzustellen, wie man den Überschuß des Ertrages in großen Krügen

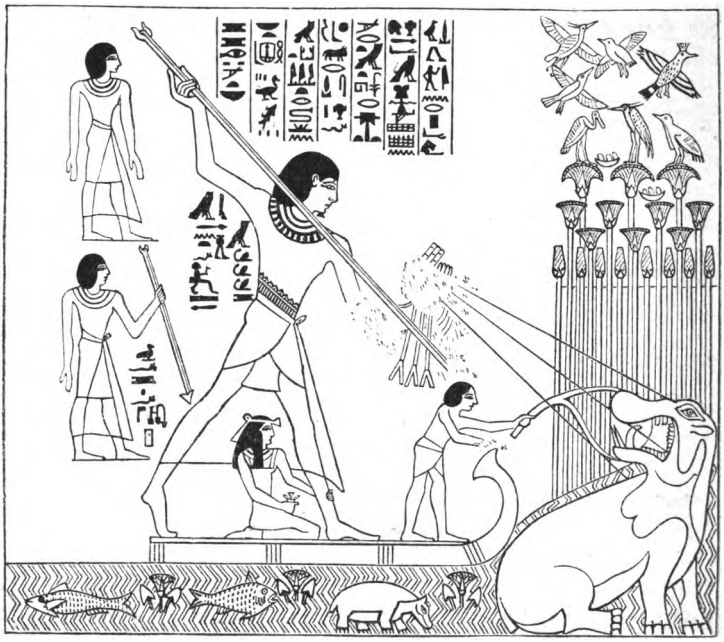


Fig. 225. Altägyptische Nilpferdjagd. Nach Wilkinson.

einsalzt. Wer aber anstatt der prosaischen Gänse die zierlichen Zugvögel „die Vögel Arabiens", die mit Myrrhen gesalbt über Ägypten flatterten, fangen wollte, der bediente sich kleiner Schlagnetze, bei denen ein Wurm als Köter diente. (Siehe Fig. 219.)

Nicht minder populär als der Vogelfang ist in Ägypten zu allen Zeiten das Fischen gewesen; laden doch die ruhigen, fischreichen Fluten des Nils seine Anwohner zu diesem leichten

Digitized by Google

Fange ein. Die primitivste Art desselben, das Stechen der Fische (siehe Fig. 212 Nr. 8), ward wiederum wohl nur noch als Sport von den Vornehmeren betrieben. Man bediente sich dazu eines dünnen Speeres von fast 3 m Länge, an dem vorn 2 lange Spitzen mit doppelten Widerhaken angebunden waren. Wer geübt genug war, stach damit 2 Fische zugleich, einen mit jeder Spitze. Auch das Angeln galt noch als passende Belustigung der Herren, die es im Garten, am künstlichen Fischteiche vom

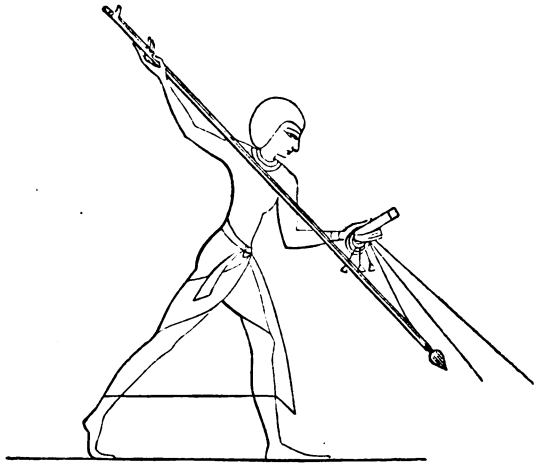


Fig. 226. Wie die Harpune gehandhabt wurde. Nach Wilkinson.

Sessel und Teppich aus betrieben. (Siehe Fig. 220.) Indes verschmähten auch die gewerbsmäßigen Fischer die Angel nicht. (Siehe Fig. 221.) In der Regel aber betrieben diese die Fischerei auf eine einträglichere Art, mit der Reuse oder mit dem großen Schleppnetz. (Siehe Fig. 213.) Dieses letztere wird ganz in der bei uns gebräuchlichen Weise durch Schwimmer an seiner oberen Kante und Gewichte an der unteren bandartig im Wasser aufgerichtet. An langen Stricken ziehen es dann 2—8 Fischer durch das Wasser aufs Trockene. (Die Verwendung eines Scherennetzes, Fig. 222, entspricht ganz genau denselben

Digitized by Google

Sitten und Geräten bei andern Völkern. (Siehe zum Vergl. Fig. 223.)

Neben den harmlosen Vögeln und Fischen hausten aber in den Sümpfen noch 2 von den Riesen der Tierwelt, deren Fang mit bedeutender Gefahr verknüpft war: Nilpferd und Krokodil. Beide betrachtete man mit scheuer Ehrfurcht, die sich in manchen Gegenden bis zu religiöser Verehrung steigerte. Insbesondere sah man in dem Nilpferd, dessen wütendes, sinnloses Toben und dessen „überaus streitsüchtiges und unruhiges Naturell" ja bekannt genug ist, die Verkörperung alles Rohen und Wilden. Heute sind beide Tiere aus Ägypten hinausgedrängt. Früher waren sie hier eben so häufig, wie im tropischen Afrika. Die Bilder aus dem alten Reiche zeigen sie uns oft genug, das Krokodil, wie es den schwimmenden Kühen auflauert, das Nilpferd, wie es in blinder Wut das Steuerruder eines Schiffes attakiert, oder wie es gar ein Krokodil mit seinen gewaltigen

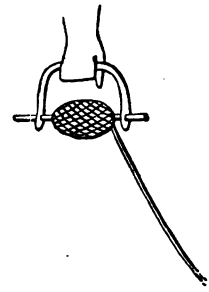


Fig. 227.
Die Tauwinde der Nilpferdjäger. Nach Wilkinson.

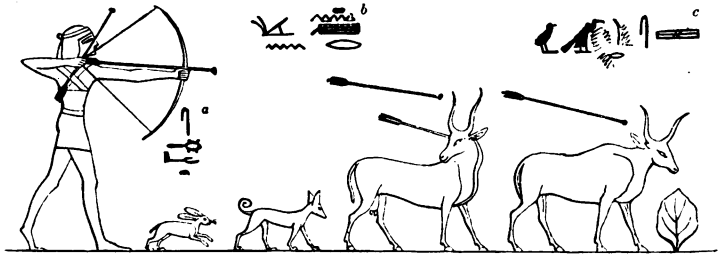


Fig. 228. Jäger mit seinem Hund auf der Ochsenjagd. Nach Wilkinson.

Zähnen packt. Während bei der Krokodilsjagd entschieden religiöse Bedenken obwalteten, lag bei der Nilpferdjagd nichts Derartiges vor, und die Vornehmen aller Zeiten lassen sie gern in ihren Gräbern darstellen; dies um so mehr, als es doch ein gefährliches Unternehmen war, auf dessen gute Durchführung man

Digitized by Google

stolz sein konnte. Man scheint die Jagd nur im Wasser vom Nachen aus gewagt zu haben; als Waffe diente eine Harpune,

Fig. 229. Jäger mit Wild und Hunden heimkehrend. Nach Wilkinson.

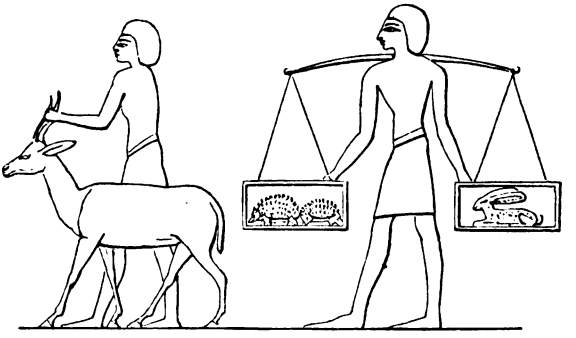


Fig. 230.
Jäger mit gefangenen Tieren: Antilope, Stachelschwein, Hase heimkehrend. Nach Wilkinson.

deren Schaft sich wohl von der Spitze loslöste, sobald dieselbe getroffen hatte. Wollte das verwundete Tier in die Tiefe gehen, so gewährte dies ihm der Jäger durch Nachlassen des Seiles

Digitized by Google

der Harpune; er entging so der Gefahr, mit seinem Nachen umgerissen zu werden. Das Nilpferd mußte ja doch bald wieder auftauchen, um Atem zu schöpfen, dann konnte er es wieder verwunden. Ganz ähnlich wie bei unserer heutigen Walfischjagd ward so das gewaltige Tier allmählich durch immer wiederholte Angriffe entkräftet, bis man ihm dann zu guterletzt eine Schlinge um den plumpen Kopf warf und es ans Ufer zog. (Siehe Fig. 225—227.) — — — — — — — — — — —

Bekanntlich bestand aber Ägypten nicht nur aus Wassergegenden, wenn auch im Wohnen am Wasser gerade das Charakteristische und Bedeutsame im Wesen der alten ägyptischen Kultur gelegen hat. Vielmehr erstreckte sich am Rande des Kulturbodens weites Hochplateau, teils Wüste, teils Steppe, jedenfalls ein Boden für weite Jagd, wie man sie sich günstiger kaum denken kann. Nicht nur unten im Flußbecken, sondern auch hier oben in der Steppe und an den Wadis hat der alte Ägypter seine Jagd betrieben. Allerdings war diese Jagd nicht so edel und nicht so vornehm. Die Hochlandjagd hat ja ihren Hauptreiz erst seit der Kultureroberung des Pferdes. Der tatarische Kaiser ritt wohl hinaus zur Jagd, der babylonische König (siehe Fig. 232—235) desgleichen, der altägyptische dagegen nicht. Hier wurden von den Steppen verschiedene Nahrungsmittel gebracht, für die Volksernährung Ausschlag gebende Wildarten nicht. Wohl hatte man seine Freude am Einfangen und Aufziehen junger Gazellen. Die massenhaften Hetzjagden aber, die das südliche Afrika in so reichem Maße kannte, die waren in

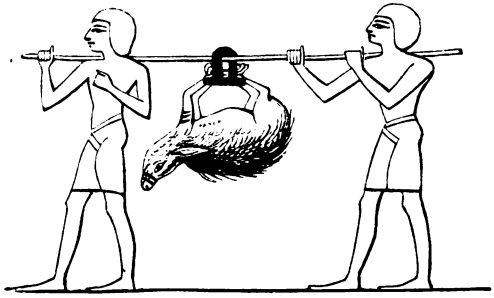


Fig. 231. Jäger mit einem in einer Falle gefangenen Tiere heimkehrend. Nach Wilkinson.

Digitized by Google

Ägypten unbekannt. (Über die Gazellen- und Büffeljagd der alten Ägypter siehe Fig. 288 ff.)

Vergegenwärtigen wir uns das entwicklungsgeschichtliche Bild, welches mit den kurzen Umrißlinien einiger Beispiele hier aufgeführt worden ist. Wir sahen im Anfang das Volk, welches lediglich auf die Jagd angewiesen ist. Ohne die Ergebnisse der Jagd war es dem Hunger geopfert. Am Ende aber haben wir

Fig. 232. König Sardanapal auf der Jagd. Babylonisches Relief nach Delitzsch.

den Staat der Ackerbauer, welcher für seine Bevölkerung im Gänsebraten nur noch einen Leckerbissen hat. Da sehen wir die ganze Entwicklung, sehen wie der Mensch selbständig ward, unabhängig von der Tierwelt, denn auf die Pflanzen hat er einen beständigen Einfluß, an ihrem langsamen Aufwachsen lernt er Genügsamkeit, Zeit messen, Zeit sparen und wägen. Vom Tiere lernt er nur wagen. Die Pflanze hat den Menschen später mehr erzogen, wie das Tier. Im Kampfe mit dem Tiere hat er aber die Kraft gewonnen, die ihm später die Herrschaft über die Pflanzen gesichert hat.

Digitized by Google

Bei dem letzten Satze muß ich verweilen. Die Jagd des Ursprunges, sowohl die Nahrungsjagd, wie der Tierkampf um des Daseins willen, hat der Mensch nicht begonnen und glücklich beendet mit körperlichem Übergewicht oder mit körperlicher Bevorzugung von der Natur Gnaden; das Tier hat der Mensch überwunden mit der Kapazität. Der Kampf mit dem Tiere ist es gewesen, der dem Menschen den Geist geschärft hat, in derselben Weise, wie einem guten Fechter infolge der Übung die Armmuskeln wachsen. Der Kampf mit der übrigen Natur war ein gleich-

Fig. 233. König Sardanapal jagt den Löwen vom Pferde aus. Nach Delitzsch.

mäßiger, der Kampf mit dem Tiere ein stets wechselnder, in den tollsten Szenen, in der größten Unregelmäßigkeit sich abspielender. Die unbesiegbaren Gesetze der großen Natur, dies Gleichmäßige einer zermalmenden Mühle, deren beide Steine Sommer und Winter wohl geeignet waren, das kleine bißchen Mensch zu Staub zu zerreiben, die hatte keine große erzieherische Gewalt. Kein Sturm, keine Feuersnot, kein Frost, haben den Menschen vom Tiere zum Menschen erweckt. Das waren vielleicht Kuren, zeitliche Förderungsmittel, das war aber keine Schule.

Digitized by Google

Denke man sich aber in die Lage hinein! Den großen, starken, geschwinden, fast überall und in jedem Punkte übermächtigen Gesellen der Schöpfung gegenüber: dem Bären, den großen Ungeheueren mit undurchdringlicher Haut, der tückischen Schlange, dem flinken Pferde ꝛc. ꝛc., diesen gegenüber war der Mensch fast machtlos. Die waren seine großen Lehrer. Man mache sich klar, was das heißt! — daß die großen Lehrer der Menschheit die Tiere gewesen sind!!!

Fig. 234. König Sardanapal jagt den Löwen vom Wagen aus. Nach Delitzsch.

So — und nun vergegenwärtige man sich noch einmal das Bild des Daseins in den untersten Schichten der Kultur und dann das in den obersten Lagen derselben. Dieses Verhältnis kann man nicht besser schildern, kann man nicht besser ausmalen, als wenn man, wie ich es hier versucht habe, die einzelnen Formen der Jagd neben einander stellt, mit ihrer Hilfe sich das Bild der Abhängigkeit des Menschen vom Tiere oder des Tieres vom Menschen klar zu machen.

Digitized by Google

Wo ich jetzt diese allgemeinen Züge leicht skizziert habe, da kann es nicht schwierig sein, sich ein Bild davon zu machen, was die Epoche der animalistischen Weltanschauung für den Menschen bedeutet hat. Ich habe es nun an verschiedenen Beispielen klar zu stellen versucht. Ob ich mich deutlich genug ausgesprochen habe, weiß ich immerhin noch nicht, und da mir sehr viel daran liegt, die Nachwirkungen dieser ältesten Epoche der Menschheit

Fig. 235. König Sardanapal jagt den Löwen zu Fuß. Nach Delitzsch.

meinen Lesern recht deutlich vor Augen zu führen, so wollen wir es mit noch einem Stücke wagen, so will ich in dem nächsten Kapitel der Feindschaft und Freundschaft mit dem Tiere noch verschiedene Abschnitte widmen. Hier aber möchte ich auf noch eins hinweisen, möchte nämlich in wenigen Strichen noch die Erfindungskunst dieser Zeit skizzieren. Wir wollen den Wildfallen noch einige Hinweise angedeihen lassen.

Digitized by Google

Eine Reihe der wichtigsten Fischfallen beginne ich mit einer Methode, welche die Bewohner des Ubangi und Kongo zu üben pflegen. Seitlich ihres Bootes ist ein weit hinaus reichendes Brett oder auch ein über einen Rahmen gespanntes langes

Fig. 236. Fischfang auf dem Ubangi mit dem Brett. Nach Skizze.

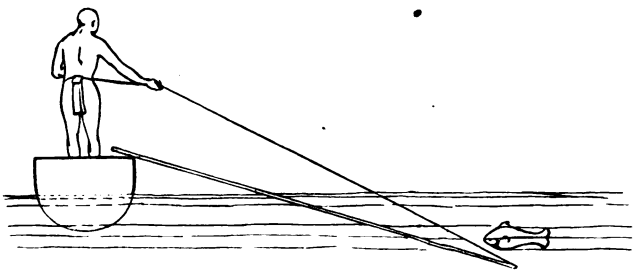


Fig. 237. Fischfang auf dem Ubangi. Der Fisch kommt auf das Brett.

Flechtwerk angebracht. Während des Fahrens lassen die Fischer die äußere Kante des Brettes durch das Wasser schleifen. (Siehe Fig. 236.) Sobald sie aber merken, daß sich ein Fisch dem Boote nähert und sich über dem Brette befindet (siehe Fig. 237), ziehen sie allsogleich das Brett in die Höhe und nun rutscht das Fischlein ganz gemütlich in das Boot. (Siehe Fig. 238.)

Digitized by Google

Eine ganz ähnliche Art zu fischen hatten übrigens die alten Chinesen. Nach einer alten Kupfertafel ist die Fig. 239 gezeichnet. Die Erläuterung zu derselben lautet: „Auf eine besondere Art, Fische zu fangen, haben sie schmale Boote, an deren jede Seite sie von einem Ende zum andern ein zwei Fuß breites Brett nageln. Dieses Brett ist mit sehr weißem, glänzendem Firnis nach japanischer Art überzogen und senkt sich schief ganz gelinde, bis es fast das Wasser berührt. Sie brauchen es bei Nachtzeit und wenden es gegen den Mond, damit dessen zurückprallende Strahlen seinen Glanz vermehren. Die Fische ver-

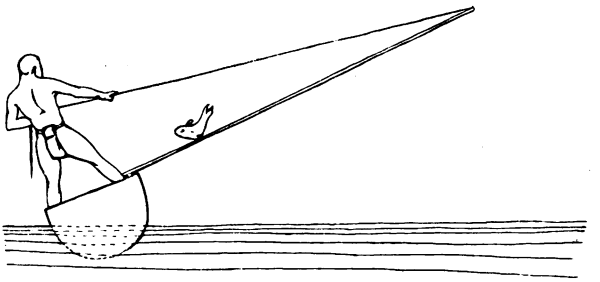


Fig. 238.

Fischfang auf dem Ubangi mit dem Brett. Der Fisch wird in das Boot geholt. Nach Skizze.

kennen es also, indem sie spielen und sehen es für Wasser an, daß sie oft nach demselben zuspringen und auf dasselbe oder in das Boot hineinfallen."

Einer weiteren Verbreitung als derart wunderliche Fischmethoden, erfreuen sich die Reusen. Bekanntlich stellen sie in ihrer Vollendung einen Korb dar, in welchen durch die kleine Öffnung sehr leicht hineinzukommen, aber ebenso schwer wieder herauszukommen ist, da die trichterförmige Gestaltung dem Fische, der natürlich an der Außenseite die Öffnung sucht, die Thatsache verheimlicht wird, daß der Ausgang in der Mitte zu suchen sei. Älter als die Fischreuse ist das Fischwehr, welches viele Naturvölker der Breite nach durch ganze Ströme gezogen haben. Eine

Digitized by Google

Fig. 239.
Fiſchfang der alten Chineſen. Siehe die vorhergehenden Abbildungen. Nach altem Kupfer.

Digitized by Google

Verbindung von Fischwehr und Fischreuse ist auf Fig. 242 dargestellt. Durch das Wehr wird dem Fisch fast das ganze Flußbett versperrt. Nur einige wenige Ausgänge sind gelassen und die — führen direkt in die Reuse.

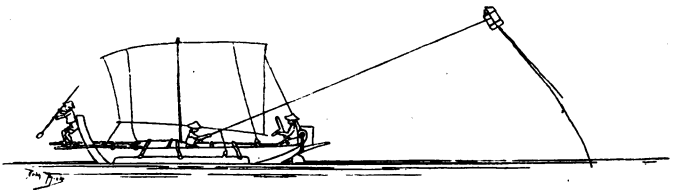


Fig. 240. Fischfang mit dem Drachen. Bandameer. Nach Jacobsen.

Diesen einfachen Vorrichtungen vermögen wir wahrscheinlich die rechte Bewunderung nicht zu widmen. Interessanter wird der Gegenstand erst, wenn wir die automatischen Fanggeräte betrachten. Die einfachste antomatische Fischfalle hat der Battak auf Sumatra. Ein langer Bambusstab als Angelrute ist in das Ufer gesteckt. Aber der Köder schwimmt nicht frei herum, die Angelschnur flattert nicht frei im Winde und Wasser, sondern sie ist durch ein Stöckchen im Flußbette an den Boden festgehalten. Von diesem festgehaltenen Teile ab schwimmt allerdings der kurze Rest der Angelschnur mit dem Köder im Wasser hin und her. Nun kommt der Fisch. Er verschluckt den Köder und will schnell von dannen eilen. Indem er aber nun die Schnur mit sich nimmt, zieht er den befestigten Teil derselben von dem Stäbchen auf dem Boden des Strombettes weg, wodurch die lange gebogene Bambusstange mit einem Male veranlaßt wird,

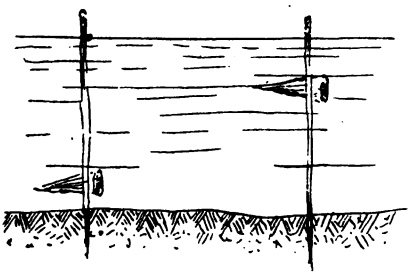


Fig. 241.
Fischfang mit einfachen Reusen im Lukenje. Nach Skizze.

Digitized by Google

die befreite Angelschnur, Köder und Fischlein in die Luft zu schnellen (siehe Fig. 246).

Eine verwandte Erscheinung, nämlich die gebogene Rute, diesmal angewandt auf die Reuse, sehen wir in Fig. 243 und 244

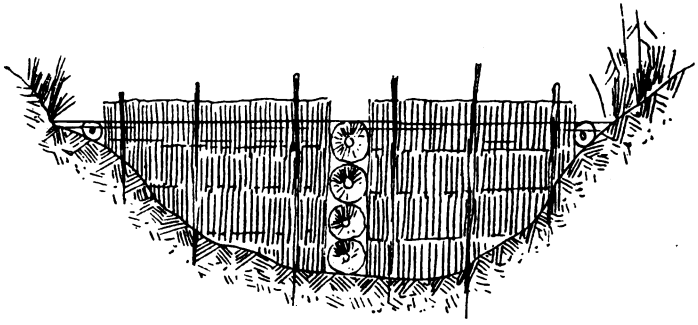


Fig. 242. Fischwehr und Reuse im Lukenje. Nach Skizze.

dargestellt. Ganz locker ist innen der Köder durch ein Querstäbchen an dem oberen Geflecht der Reuse von innen festgehakt. Der Köder hält vermittelst dieses Querstäbchens die gekrümmte Stange nieder, deren äußerste Spitze den Deckel der Reuse in dem Momente vor die Reuse selbst zieht, wenn die Krümmung durch das Querhölzchen freigegeben ist. Das thut nun der Fisch selbst. Wenn er wie auf Fig. 247 auf die Reuse zu und in dieselbe hineingeschlüpft ist, wenn er sich dann, freudig überrascht durch die Lockspeise, dem Köder nähert, den Köder hinterschnappt und durch eine leise

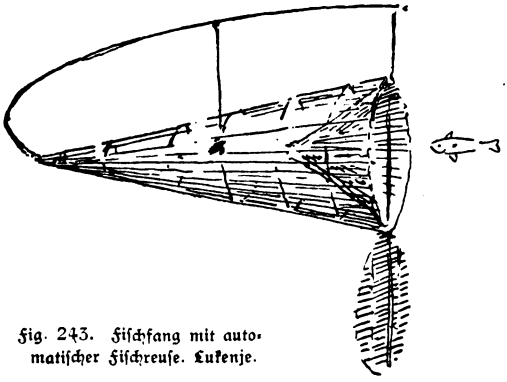


Fig. 243. Fischfang mit automatischer Fischreuse. Lukenje.

Digitized by Google

Bewegung das Querhölzchen aus dem Flechtwerk des Korbes gelöst hat, dann schnellt der gekrümmte Stab in die Höhe. Fischlein hat wohl seinen Köder, aber der Deckel der Reuse ist geschlossen (Fig. 244).

Diese natürliche Erfindungskunst hat aber noch weit einfachere und in ihrer Art geradezu großartige kleine automatische Fischfallen erfunden. Da ist z. B. Fig. 245, eine Holzschale, welche anscheinend ganz harmlos auf dem Kongo dahintreibt. Auch das ist eine listige Fischfalle, welche dem Fischer weiter keine Arbeit bereitet, als daß er etwa dann und wann nachsieht, daß sie sich nicht allzu weit entferne oder ob sie sich umgekehrt hat. In der Umkehrung liegt bei dieser Holzschale der Witz. Und das kommt so: Über die Schale hin ist fest und stramm eine Schnur gespannt. In der Mitte ist an dieselbe eine leichte

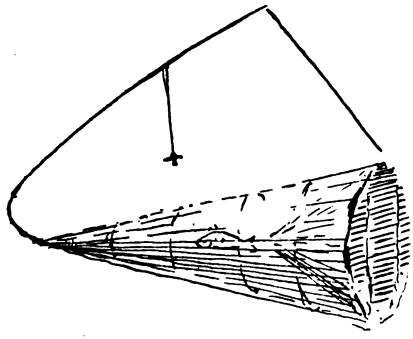


Fig. 244. Fischfang mit automatischer Fischreuse. Die Reuse ist geschlossen. Lukenje. Nach Skizze.

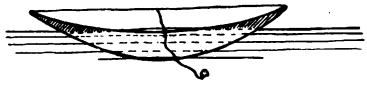


Fig. 245.
Automatische Fischfalle. Kongo. Zum Fange bereit. Nach Skizze.

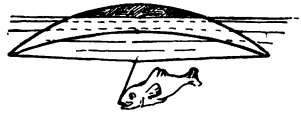


Fig. 246.
Automatische Fischfalle. Kongo. Nach dem Fang. Nach Skizze.

Schnur gebunden, welche über den Rand der Schale hinaus im freien Wasser tänzelt und an ihrem Ende den Fischen einen Köder offeriert. Der Fisch kommt, er schnappt den Köder auf, schluckt ihn hinter. Er will in die Tiefe schießen. Der Ruck hat zur Folge, daß die Schale sich umkehrt. Sie bleibt aber

Digitized by Google

als Schwimmer, nunmehr mit dem Boden aus dem Wasser ragend, ein Merkmal, wo der Fisch sich aufhält. Der Fisch ist gefangen (siehe Fig. 246).

In ähnlicher Weise hat der Mensch Fallen ersonnen, welche den Landtieren gelten. Auch hier ergeben sich einfache Methoden ganz von selbst. Die einfache Schlinge, welche sich zuzieht und welche bei uns noch beim Krametsvogelfang angewendet wird, ist sehr verbreitet. Es ist auch eine automatische Falle. Vor der Besprechung einiger weiterer selbstthätiger Tierfallen möchte

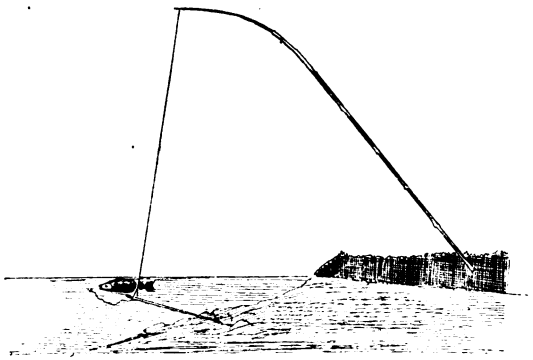


Fig. 247. Automatische Fischfalle der Battak. Nach Brenner.

ich aber noch auf einige sehr nahe liegende und uns nicht bekannte Fangvorrichtungen hinweisen.

Eine sehr einträgliche Netzjagd, mittels welcher man wilden Enten nachstellt, ist nach Netto eine japanische Erfindung der Neuzeit. Von einem mit Buschwerk und Bambus umgebenen See (siehe Fig. 249a) laufen verschiedene Gräben (b) aus, die in ihrer Richtung gebrochen sind, so daß man vom See aus nicht wahrnehmen kann, was am Ende der Gräben vorgeht. Das letzte Stück des Grabens ist mit einem erhöhten Damm versehen, um den neben dem Graben aufgestellten Jäger bis zum letzten Moment den Blicken der Enten im Graben zu verbergen. Am

Digitized by Google

Fig. 248. Chineſen, Vögel fangend. Nach altem Kupfer.

Digitized by Google

Kopfpunkt des Grabens befindet sich ein Verschlag mit einer feinen Beobachtungsöffnung, und eine ähnliche Einrichtung ist an einem Punkte des Seeufers getroffen, von dem aus man die ganze Wasserfläche beobachten kann, um zu sehen, ob überhaupt

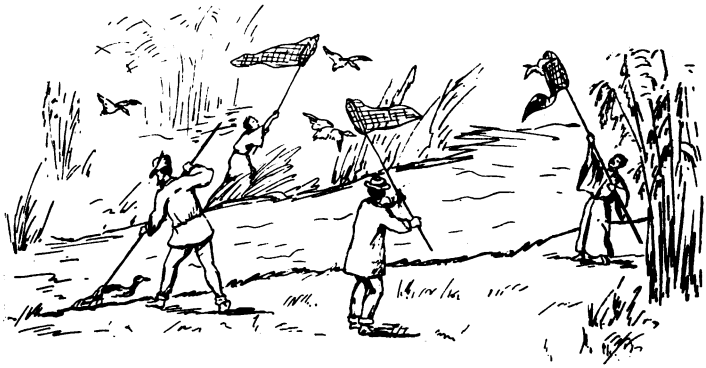


Fig. 249a. Japanisches Entenfangen mit dem Netz. Nach Netto.

Enten auf dem See sind. Ist dies der Fall, so streut man etwas Weizen in die Gräben nahe dem Kopfpunkte (c). Einige zahme Enten, die den See bevölkern, kommen sehr bald heran, um das Futter zu vertilgen und die wilden folgen ihnen langsam nach, wie man durch das Guckloch beobachten kann. Jetzt stellen sich die Jäger mit ihren an Bambusstangen befestigten Netzen zu zweit oder dritt an jeder Seite der Gräben hinter dem Damm auf — die Netze natürlich so haltend, daß sie den Enten verborgen bleiben —, und einer, der am nächsten dem See steht, taucht dann plötzlich sein Netz ins Wasser des Grabens. Die Enten steigen infolgedessen auf und zwar in der Richtung vom See weg und werden nun leicht mit den Netzen aus der Luft geholt (siehe Fig. 249b).

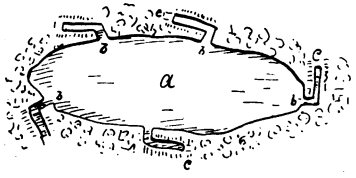


Fig. 249b.
Zu voriger Illustration gehörige Kartenskizze.

Digitized by Google

Fig 250. Wachtelfang auf Sumatra. Nach Brenner.

Digitized by Google

Die ganze Affaire geht so geräuschlos vor sich, daß die schnatternde Gesellschaft auf dem See gar nicht merkt, was sich wenige Schritte von ihr entfernt abspielt. — Für den Fall, daß eine Ente entrinnt, soll eigentlich ein Jagdfalke in Bereitschaft gehalten werden, um sie zu fassen, doch ist dies insofern bedenklich, als leicht der ganze Flug vom See vertrieben wird, wenn er

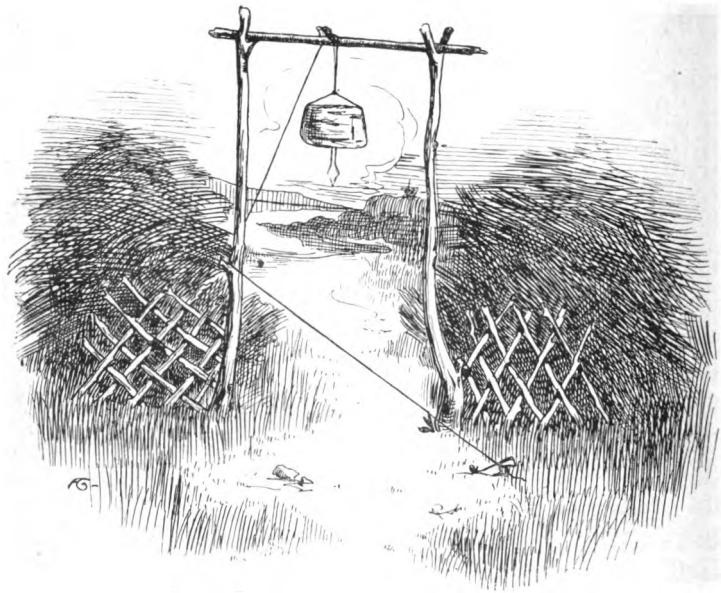


Fig. 251. Innerafrikanischer Elefantenfallblock. Nach Skizze.

den Falken bemerkt. Eine Telegraphenleitung, die von den einzelnen Grabenenden nach einer Jagdhütte führt, um die dort harrenden Luftschiffer zu alarmieren, sobald Enten im Graben sind, erleichtert das Verfahren. — Man sieht, wir stehen auf ganz modernem Boden. Aber die Thatsache, daß auch auf Sumatra in ähnlicher Weise die von Hunden aufgejagten Wachteln mit käfigartigen Netzen an langen Bambusstangen niedergeschlagen werden, beweist uns, daß das Prinzip dieser

Digitized by Google

Jagdform nicht so ganz neu ist, wie Netto es denken mag (siehe Fig. 250).

Von automatischen Jagdwaffen will ich hier zwei erwähnen: den Fallblock und den Selbstschuß. Eine andere Sorte von

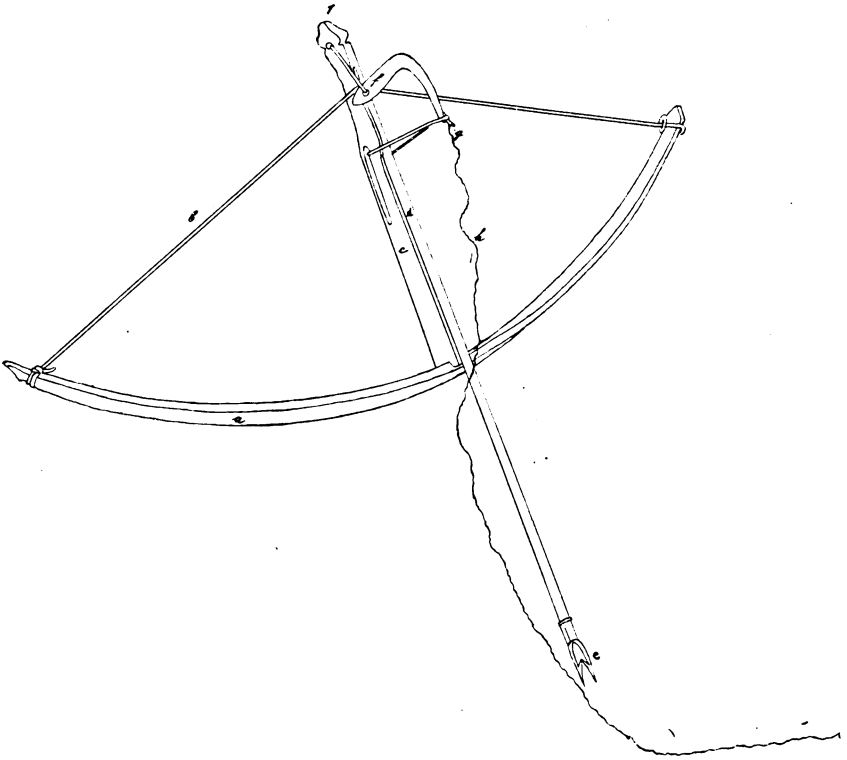


Fig. 252. Giljakischer Selbstschuß. Nach Schrenk. In ca. 1/9 der natürlichen Größe.

Jagdfallen, welche durch ein Brett repräsentiert werden, das im erwünschten Augenblicke von dem beutegierigen Tier beim Sprunge auf den Köder gelöst wird und den Räuber erschlägt, werden wohl die meisten meiner Leser kennen. Findet es bei uns doch als Ratten- und Mausefalle eine weite Verbreitung.

Digitized by Google

Einer großen Beliebtheit erfreut sich in Afrika der Fallblock. Er findet besonders bei der Jagd auf Elefanten, Nilpferde und andere Urwalddickhäuter Anwendung. Die Anlage ist eine sehr einfache. Der Pfad, auf welchem die Tiere zur Tränke zu gehen pflegen, wird nach Möglichkeit abgesperrt, so daß nur der notwendigste Raum für das Passieren des Wildes bleibt. Quer über diese Thüröffnung (siehe Fig. 251) wird eine Schnur gelegt, welche den Weg versperrt und welche der abendliche Gast wegzuräumen genötigt ist, wenn er diesen Weg weiter

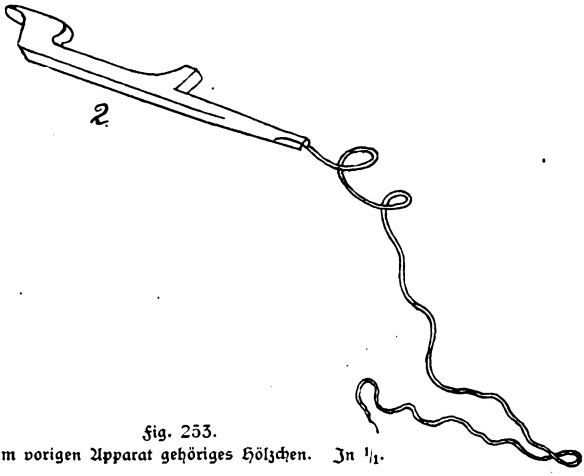


Fig. 253.
Zum vorigen Apparat gehöriges Hölzchen. In 1/1.

verfolgen will. Damit ist ihm aber auch das Ende bereitet. Der Strick läuft nämlich nicht nur über den Weg, sondern auch über einen Querbalken, welcher die Thüröffnung nach oben begrenzt. Während das untere Ende leicht im Boden befestigt ist, ist das obere Ende über den Querbalken der Thür geworfen, und hält dasselbe an seinem Ende einen Block, der auf diese Weise wie ein Damoklesschwert über jedem hängt, der die Thüre passieren will. Schiebt nun der Elefant oder das Nilpferd den Strick fort, so löst sich das Ende am Boden; der Fallblock, welcher nach unten in eine Lanzenspitze endet, wird dadurch

Digitized by Google

frei und saust mit furchtbarer Wucht dem Tiere in Kopf oder Rücken.

Den Selbstschuß, welcher im nördlichen Asien eine besonders ausgeprägte Rolle spielt, möchte ich an dem Beispiele der Giljaken vorführen. Es ist dies ein Bogen, der beim geringsten Anstoß von selbst einen Pfeil entsendet und folgende Beschaffenheit hat: Ein einfacher, hölzerner Bogen, wie bei der gleich zu besprechenden Klemmfalle (siehe Fig. 255), ist in seiner Mitte an ein Querholz (Fig. 252c) befestigt, auf welchen der abzusendende Pfeil (d) zu liegen kommt. Vermittelst einer im oberen Teil desselben angebrachten Ringschnur und eines ebenfalls an demselben befestigten, rechtwinklig gebogenen, aus einem Aststück geschnittenen Stöckchens (f) wird der Bogen gespannt und durch das letztere zugleich das obere Ende des vor der gespannten Sehne liegenden Pfeiles so stark gegen seine Unterlage angedrückt, daß er auch bei geneigter Stellung des ganzen Apparates nicht von derselben abgleiten kann. Endlich wird, wenn der Bogen gespannt ist, am oberen Ende des Spannstöckchens zwischen dasselbe und die Ringschnur ein kleines, mit einer langen und möglichst feinen Schnur versehenes Hölzchen (auf Fig. 252g und 253) mit seinem oberen, flach zugespitzten und geglätteten Ende eingeschoben. Es genügt nun ein kleiner Ruck an der Schnur dieses Hölzchens, um es abspringen zu lassen, worauf auch die Ringschnur vom Spannstöckchen abgleitet und infolgedessen der Pfeil abgeschossen wird.

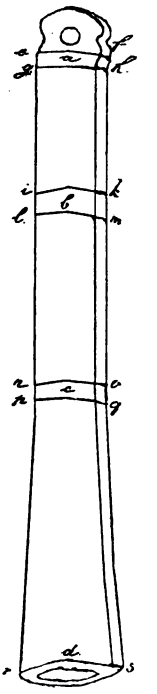


Fig. 254.
Zum vorigen Apparat gehöriger Zielstock 1/3.

Der Bogenselbstschuß wird auf einem Baumstamme oder auf einem eigens zu diesem Zwecke in den Schnee gesteckten Pfahl in einer mehr oder minder geneigten Lage aufgestellt und die oben erwähnte dünne Schnur in gespanntem Zustande quer über

Digitized by Google

die Stelle, wo sich eine Tierfährte befindet oder wo man erwarten darf, daß ein Tier des Weges daherkommen wird, gezogen. Die Hauptsache ist dabei, ihm die richtige Neigung zu geben, damit der Pfeil nicht über das Tier weg oder vor oder unter demselben in den Boden schieße. Die Neigung ist natür-

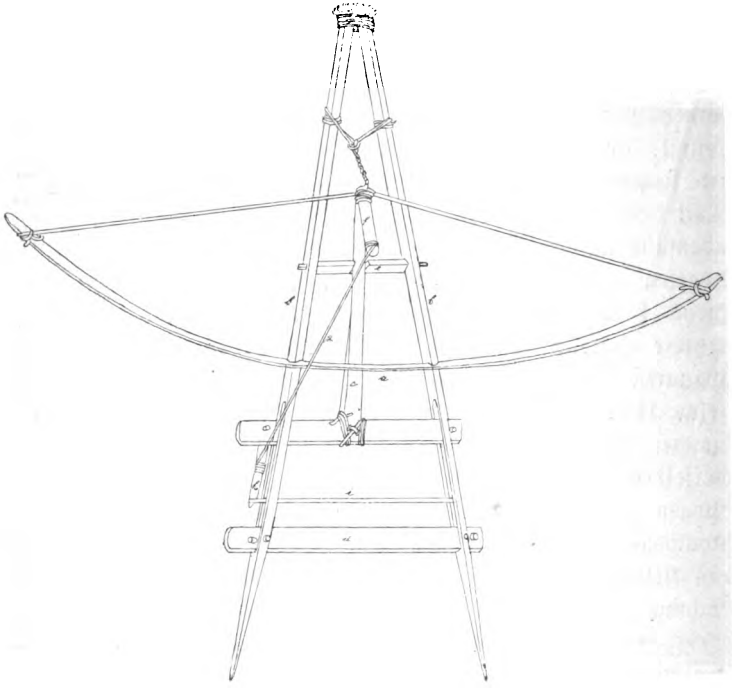


Fig. 255. Klemmfalle der Giljaken. In ca. 1/8.

lich verschieden, je nachdem, von welcher Art das erwartete Tier ist und je nach der Entfernung, in welcher der Selbstschuß von seinem mutmaßlichen Wege aufgestellt wird. Für eine jede Tierart muß daher beim Aufstellen des Selbstschusses und Richten des Pfeiles besonders gezielt werden, und dazu dient den Giljaken ein durch die Erfahrung richtig erkannter Zielstock (Fig. 254).

Digitized by Google

Dieser Stock wird beim Aufstellen des Selbstschusses auf den Punkt gestellt, wo das Tier erlegt werden soll, und der Pfeil, je nach der erwarteten Tierart, gegen einen auf demselben markierten Querstreifen gerichtet. Für Füchse auf die Höhe a, also zwischen e-f und g-h; für Hasen auf b, zwischen i-k und l-m; für Zobel auf c, zwischen n-o und p-q.

Die vordem erwähnte, in Fig. 255 abgebildete Klemmfalle der Giljaken hat folgende Beschaffenheit: Ein einfacher hölzerner Bogen (a) ist in entsprechende seitliche Einschnitte zweier gabelförmig zusammengestellter, oben miteinander verbundener Stäbe (b) gesetzt. Diese sind oberhalb des in einiger Entfernung von ihren unteren zugespitzten Enden sie verbindenden Querbrettchens (d) mit länglichen Ausschnitten versehen, in welchem der untere, aus einem eben solchen Querbrettchen bestehende Pfeil des oben mit der Bogensehne in Verbindung stehenden Holzstückes (c) steckt und sich je nach der Spannung des Bogens auf und ab bewegen läßt. Dieses Holzstück (c) wird von den Giljaken merkwürdigerweise nur Ku, d. h. Pfeil, genannt. Ein kleineres, an die Seitenstäbe wie an die Bogensehne befestigtes Stöckchen (f) dient dazu, den Bogen zu spannen, und ein anderes (h), das mit f durch das Schnürchen g verbunden ist, hat den Zweck, ihn im gespannten Zustande zu erhalten, was jedoch nur so lange möglich ist, als es sich selbst mit seinem unteren Ende an ein dünnes, in die Ausschnitte der Seitenstäbchen zwischen c und d gelegtes Stöckchen (i) stützt. Der geringste Druck auf i genügt, das Stöckchen h abspringen zu lassen, worauf die gespannte Bogensehne losschnellt und c nach d zu herunter schießt, alles dazwischen Befindliche einklemmend. Wir sehen also, daß c seinen Namen „Pfeil" nicht ganz umsonst verdient, wenn es auch richtig ist, daß dieser Pfeil nicht tötet, überhaupt keine Spitze hat, sondern nur die Eigenschaft besitzt, das Tier festzuklemmen. Um dieses Instrument aufzustellen, machen die Giljaken zuvor in einem Baumstamm unmittelbar über dem Schnee eine Höhlung, in welche sie etwas Jukola oder Seehundsspeck als Köder legen, und stecken darauf die Falle so vor der-

Digitized by Google

selben in den Schnee, daß das Tier nicht anders als über das Tritthölzchen i zum Köder gelangen kann und somit unfehlbar geklemmt werden muß.

Eine ähnliche Otterfalle der Ainо bringe ich in Fig. 256 (auseinandergelegt) und 257 (aufgestellt) zur Darstellung. Ich überlasse es den Lesern, sich die Verwendung derselben an der Hand der vorhergehenden Beschreibung klar zu machen.

Die hier vorgetragenen Aufzählungen kommen vielleicht manchem meiner verehrten Leser wenig interessant und etwas

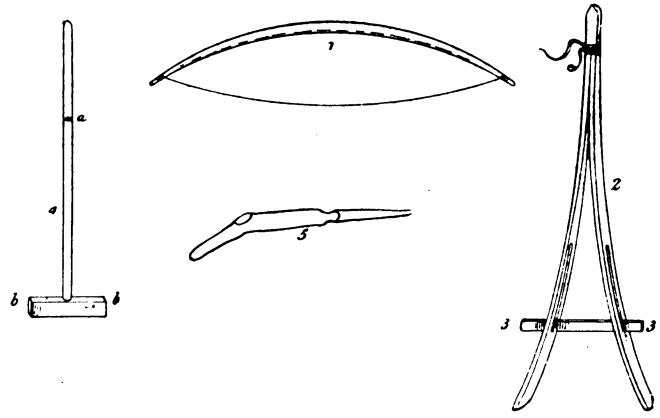


Fig. 256. Eine Otterfalle der Ainо. In Teile gelegt. Nach Batchelor.

langweilig vor. Sachte, sachte! Ich stelle es jedem anheim, hinaus zu gehen ins Freie oder sich einzuschließen in seine Studierstube. Ich garantiere, daß es leichter ist, eine philosophische Abhandlung über gute und schlechte Eigenschaften, über Geschichte, Litteratur, Mathematik zu schreiben, als eine solche Jagdfalle zu erfinden. Es sind gerade diese verschiedenartigen Instrumente, mit denen der Mensch sich zum Herrscher und Bändiger der Tierwelt gemacht hat, mit die größten Leistungen der Menschheit überhaupt. Und wenn es auch wahr ist, daß jenen ständig die Erfahrung zur Seite stand, — nachmachen können wir es ihnen

Digitized by Google

ja doch nicht, und jene ersten Schritte der Menschheit waren die schwersten, — just wie beim Kinde.

Und noch eins! Die Fallen sind nicht alle so im Nichts verschwunden. Noch heute ist eines dieser Instrumente gleichzeitig eine der verbreitetsten Waffen der Naturvölker. Ich meine den Bogen. Der Bogen ist eine solche Jagdwaffe einst gewesen.

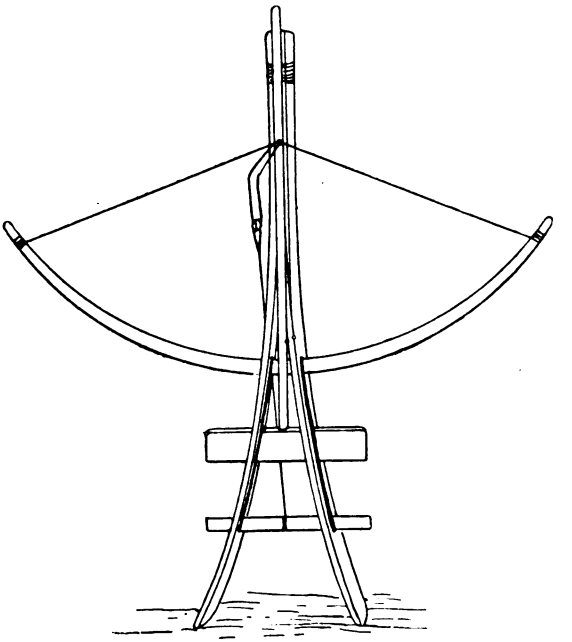


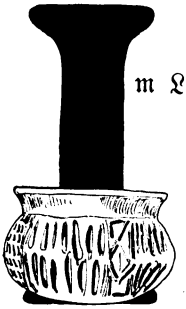
Fig. 257. Eine Otterfalle der Ainо. Aufgestellt. Nach Batchelor.

Ob der Bogen ehemals als Waffe des Menschen oder ob er als automatische, selbstthätige Tierfalle entstanden ist, das ist schwer zu entscheiden. Ich glaube allerdings das letztere. Ist dies aber der Fall, dann haben die automatischen Jagdfallen eine hochbedeutende Rolle in der Waffengeschichte der Menschheit gespielt. (Siehe Kap. 26 meiner Weltgeschichte des Krieges.)

Digitized by Google

Kapitel VI.

Tier und Mensch; die beiden Gegensätze.



Im Laufe alles Vorhergehenden habe ich mich bemüht, die Bedeutung des Tierlebens auch für die reifere Menschheit meinen Lesern verständlich zu machen. Ich habe dabei das Verfahren eingeschlagen, welches vielleicht eine höhere Anforderung stellt, dafür aber auch mehr zu bieten vermag Ich habe mich bemüht, Übergänge zu zeigen. Gegensätze zu malen ist einfacher, aber es entspricht etwas Derartiges nicht mehr den Tendenzen und dem Können unserer Wissenschaft. Es kommt ja allerdings noch vor, daß der eine oder andere Reisende glaubt, die Wissenschaft erschöpfend zu behandeln, indem er mehr in geschwollenen Redensarten und hochtrabenden Stichworten manipuliert, als wirkliche Erkentnisse zeitigt. Diese große Klasse der Halbgelehrtenwelt spielt aber für die Anschauung der Wissenschaft keine Rolle mehr. Für uns ist es schon klar, daß man es überhaupt vergessen wird, Völker isoliert und einzeln zu betrachten. Es wird die Zeit kommen, da man die Menschheit nur als vollendetes Ganze und jedes Volk höchstens als ein Glied des Ganzen betrachten wird. Alle jenen harmlosen Spielereien — wie sie heute ja noch ziemlich zahlreich vorkommen —, die schönen Redensarten von lokalen und zeitlich bedingten Erfindungen, von zeitlicher Begrenzung des Völkerlebens in Naturvölkertum und Kulturvölkertum und ähnliches mehr, — alle diese Spielereien werden von der Tagesordnung verschwinden. Die Zeit ist nicht mehr

Digitized by Google

fern, daß die Welt über alle unsere wunderlich kleinliche Anschauung in diesem Sinne lächeln wird. Es ist höchstens noch eine Generation vonnöten.

Den Übergang von dem Niederen in das Höhere so verfolgen zu können, ist eine erhebende Sache. Der Kulturmensch steht nicht mehr ähnlich dem deus ex machina da. Er ist eingereiht in das Gesamtbild der Entwicklung. Er steht vor uns — ich meine gerade in diesem Buche — als der Herrscher, der Sieger über die Tierwelt. Dieser Herrscher aber ist hervorgegangen aus seinesgleichen. Er ist in diesem Sinne — und man mag ihn sehr oft so mit Recht bezeichnen — ein Parvenü.

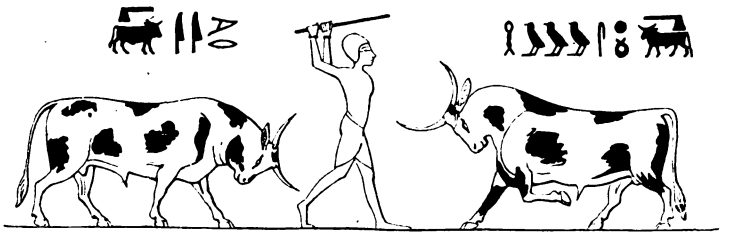


Fig. 258. Stierkampf bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson.

Bekanntlich zeichnet sich der Parvenü dadurch aus, daß er sich seiner Herkunft schämt und sie mit allerhand schönen Titeln zu übertünchen und in Vergessenheit zu bringen sucht. Die große Anzahl der Menschen, die heutzutage noch mit Händen und Beinen strampeln, nach rechts und links ausschlagen, „mordio" und „wehe" schreien, wenn man das berühmte Kapitel aus der Deszendentallehre erwähnt, das sind alles die Vertreter des menschlichen „Parvenütums".

Diese Leute gehen uns nichts an. Wir gehören zu denen, die in der Leistung der Vollendung, in der Schaffung eines vollendeten Zustandes, in der Schöpfung selbst mehr erblicken als in dem Abstammen vom Vollendeten, im Erbe des Reichtums, des Reichtums an geistiger oder materieller Kultur.

Digitized by Google

Der Mensch hat sich durchgerungen. Wie schwer dies Durchringen ward, das haben wir vielleicht gerade in diesem Bande sehr deutlich wahrnehmen können, denn der Mensch trägt in seiner Kultur bis heute noch die letzten Spuren dieses Ringens, trägt die letzten Klammern seiner vom Tiere abstammenden, zum Tiere immer wieder hinziehenden Existenz auch heute noch fort. Wollt ihr solche Klammer sehen, die Mensch und Tier noch bis in die höchsten Formen des Daseins hinein verbinden und zusammenhalten? Gleich, Herr, gleich! Wir werden sofort nach Madrid gehen, werden Zeugnis ablegen. Man braucht deswegen nicht zu weinen, weil der Mensch so lange, so schauerlich lange braucht, das eigentlich Bestialische abzulegen. Man muß sich trösten, — man darf sich vielleicht sogar freuen. Wenigstens eine kleine wissenschaftliche Freude ist es für uns, die letzten Reste eines Urzustandes, die letzten Spuren und Symptome der ungebundensten und tollsten Flegeljahre noch derart in der reiferen Menschheit wahrnehmen zu können.

Ich bin jetzt auch bei den Gegensätzen angelangt. Nur will ich die beiden Gegensätze der Entwicklung in der wahrhaft reiferen Menschheit nachweisen. Die beiden Gegensätze haben schon existiert, als der Mensch noch Tier war. Die beiden Gegensätze werden lebendig bleiben, so lange der Mensch über diese Erde wandert. Keine Religion, kein Staatsbefehl, kein Gebot von Gottes und der Menschen Gnaden kann des Menschen Werdegang derart beeinflussen, daß die Spuren seiner Herkunft verschwänden. Wir stehen vor ehernen Gesetzen des Daseins. Nicht der einzelne Mensch, nein, die ganze Menschheit und Kultur wird immer und ewig wieder zeigen, wes Ursprunges sie ist. Und wenn alle Tiere von der Erde verschwunden sind, wenn meinethalben auch nicht eine einzige Maus mehr da ist, die man in einen Zirkus sperren könnte, auch keine Fliege mehr, der man die Flügel ausreißen könnte, der Kampf des Menschen mit den Tieren um die Oberherrschaft wird doch noch weiter klingen, wird weiter und ferner fortwirken in der Sage, im Märchen, in der Dichtung. Und wenn man nirgends mehr mit einer Bestie

Digitized by Google

oder mit einem Insekt zu kämpfen vermag, wird man im Liede wenigstens den letzten Vernichtungstriumph, den letzten Jubelschrei ausstoßen, — denn der Mensch war Tier und hat sich in einem so wahnwitzigen Kampfe zur Herrschaft durchgerungen, daß die Menschheit bis zu ihrem Ende das Geschrei, die Wut und die Notschreie aus diesem fürchterlichen Existenzringen, aus diesem Ringen um die Herrschaft hören wird.

Es sind die Gegensätze der reiferen Menschheit. Auf der einen Seite das Gefühl des Triumphes des Herrschers und auf der anderen Seite eine freundliche, — sehr, sehr stille Erinnerung an einstige Genossenschaft. Diese Freundschaft, diese Genossenschaft wird just so wie die Feindschaft bis ans Ende der

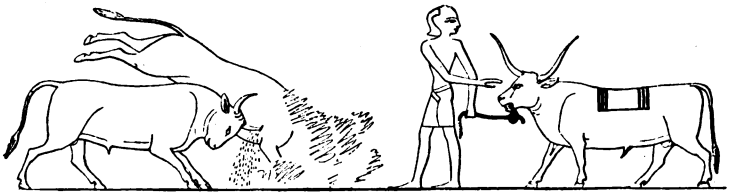


Fig. 259. Stierkampf bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson.

Menschheit nachklingen. Die Erinnerung an das Schwarze, an das Grausige der Vergangenheit würde sogar, wenn es nicht ausgeschlossen wäre, daß sie überhaupt ausstürbe, vor der Erinnerung an die Freundschaft verschwinden. So werden die beiden Gedanken aber stets und immerdar nebeneinander lebendig bleiben.

Die Erinnerung an einstige Zeiten der Genossenschaft, der Gleichartigkeit, die habe ich in den ersten Kapiteln dieses Buches zu würdigen gesucht. Der Mensch wird den Reineke Fuchs nicht vergessen. Er wird ihn ebenso treu im Herzen behalten, wie er alle anderen Kulturgüter der Vergangenheit hochzuschätzen gerade als das Menschenwürdige erkannt hat. Es ist eine wunderliche Überhebung, wenn heute die Menschen einer höheren Kultur immer noch lächelnd auf die Genossen der niederen Kultur herabblicken. Es spricht hieraus immer ein Mangel an

Digitized by Google

ethischem Feingefühl. Solchen Menschen fehlt stets irgend ein Stück von dem weiten, riesengroßen Begriff der Religion. Fasse mir die Religion auf als eine große Kirche, dann wirst du nicht anders können, als das Portal dir im animalistischen Kleide vorzustellen. Hänge ich diesem Gedanken nach, so bleibt mir das Ideal einer jeden Kirchenthür das romanische Portal, jenes Portal, welches die Evangelisten in Tiergestalt zur Schau trägt. Überhaupt der Heilige, der auf dem Tiere steht, welches ihn repräsentirt, der paßt an diese Stelle.

Man braucht darum nicht von der Religion auszugehen, um die animalistische Weltanschauungsepoche zu verstehen. Die

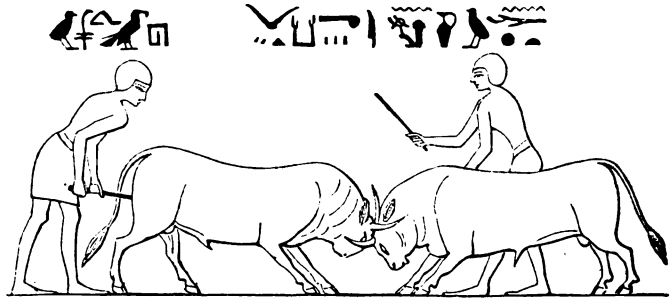


Fig. 260. Stierkampf bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson.

absolute Gleichheit, soll heißen Gleichschätzung von Tier und Mensch hat sich naturgemäß auf religiösem Boden am längsten und nachhaltigsten vor dem Untergange bewahrt. Aber das kommt nur daher, weil die Religion überhaupt eine heilige Bewahranstalt ist, in welcher der Mensch stets seine wertvollsten Dokumente und Traditionen niedergelegt hat. Den Menschen der animalistischen Epoche kennen wir nicht mehr so recht. Da, wo wir ihn vielleicht hätten noch sprechen können, da verstanden wir seine Zunge nicht. Verstehen können wir ihn nur noch, indem wir eben jene Dokumente durchstöbern, uns in eben jene Traditionen vertiefen, welche er in der großen Halle der religiösen Weltanschauung niedergelegt hat.

Digitized by Google

Wenn der Giljake am Wege hinter einem Baume steht und mit dem Bogen auf sein Wild zielt, wenn er dergestalt in ruhiger klarer Überlegung, zielbewußt und unbeirrt, höchstens einen Gedanken dem köstlichen, winkenden Mahle zuwendend, seinen Pfeil auf irgend ein Wild abdrückt, dann ist das schon der Herrscher der Tierwelt, der Mensch, der klugen Gedanken der annähernde Kulturmensch. Wenn derselbe Giljake dann aber dem aufgehängten Bärenfelle den Fisch vorsetzt, ihm freundlich zuredet, ihm vorhält, daß die Kröte ihn getötet habe, — die

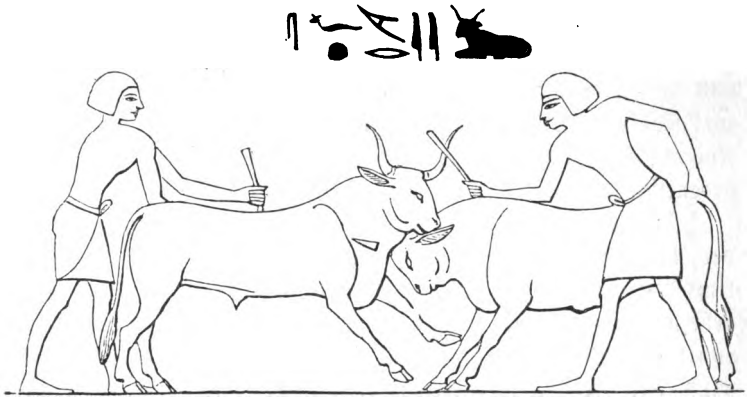


Fig. 261. Stierkampf bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson.

Kröte und nicht er, der Mensch, dann ist genau derselbe Giljake Naturmensch, ganz klar und deutlich erkennbarer Naturmensch.

Du kannst so an einem Beispiele sehen, daß der Mensch die Symptome der niederen und höheren Kulturepoche in einer Person und im Laufe weniger Tage, immer nebeneinander wirkend, repräsentieren kann. Dasselbe kann man nicht nur vom einzelnen Menschen, man kann es auch vom ganzen Volke sagen. Und es ist nicht nur wahrnehmbar bei den Naturvölkern, sondern ebenso bei den Kulturvölkern, — weshalb ich ja eben behaupte, das eine ginge in das andere über, das eine bilde mit dem andern zusammen eine untrennbare Einheit. An diesen Gedanken

Digitized by Google

anschließend, werde ich im Verfolg der beiden Gegensätze die Symptome stets im einzelnen Menschenleben und im ganzen Völkerdasein zu skizzieren versuchen.

Ich war aber von meiner Tierfreundschaft etwas abgekommen. Die Gleichschätzung mit dem Tiere hat sich in der Volksweisheit bis zu Goethe hinauf in großartigem Sinne immer wieder gezeigt und wird so auch immer wieder auftauchen. Ein großer Geist wie Goethe hat den Reineke Fuchs verstanden. Je weiter die Menschheit entfernt ist von ihrer Herkunft, desto mächtigere Anforderungen stellt das Verständnis für das „Woher" an die, welche den Entwicklungsweg verfolgen wollen. Es werden immer die bedeutendsten Menschen sein, welche die Menschheit, das Volk oder die Völker zu dem Verständnis der Tradition zurückführen deshalb ist mir Goethes Bearbeitung des Reineke Fuchs, Äsops Fabelsammlung und ähnliches mehr von so außerordentlichem Werte.

Die Tierfreundschaft, ausklingend in der Religion und in der Volksweisheit, habe ich nunmehr zur Genüge behandelt. Um den Gegensatz hier zu schildern, will ich das Zusammenarbeiten von Mensch und Tier als die Blüte und den Gipfelpunkt der Entwicklungsgeschichte des Menschen schildern. Man wird mir natürlich entgegenhalten, daß darin der kulturelle Gipfelpunkt nicht erblickt werden dürfe. Schon recht, es handelt sich nur immer darum, das Ziel des momentanen Weges zu verfolgen. Geht einer dem Entwicklungsgang der Industrie nach, dann wird er sicherlich eine andere Blüte entdecken müssen. Ich nehme es aber als selbstverständlich an, daß die Vegetarianer mich schwer angreifen werden. Ich werde mich bemühen, dies zu ertragen. Thatsache ist es, daß das Interesse für den Pflanzenwuchs später aufgegangen ist, als das Verständnis für die genossenschaftliche Tierwelt. Das deckt sich auch damit, daß das Pflanzenornament in der zweiten großen Kulturepoche der Menschheit kaum vorkommt, während das Tierornament und die Menschendarstellung in derselben fast alle Kunstfertigkeit in Anspruch nimmt. Erst die dritte, die asiatische Kulturepoche,

Digitized by Google

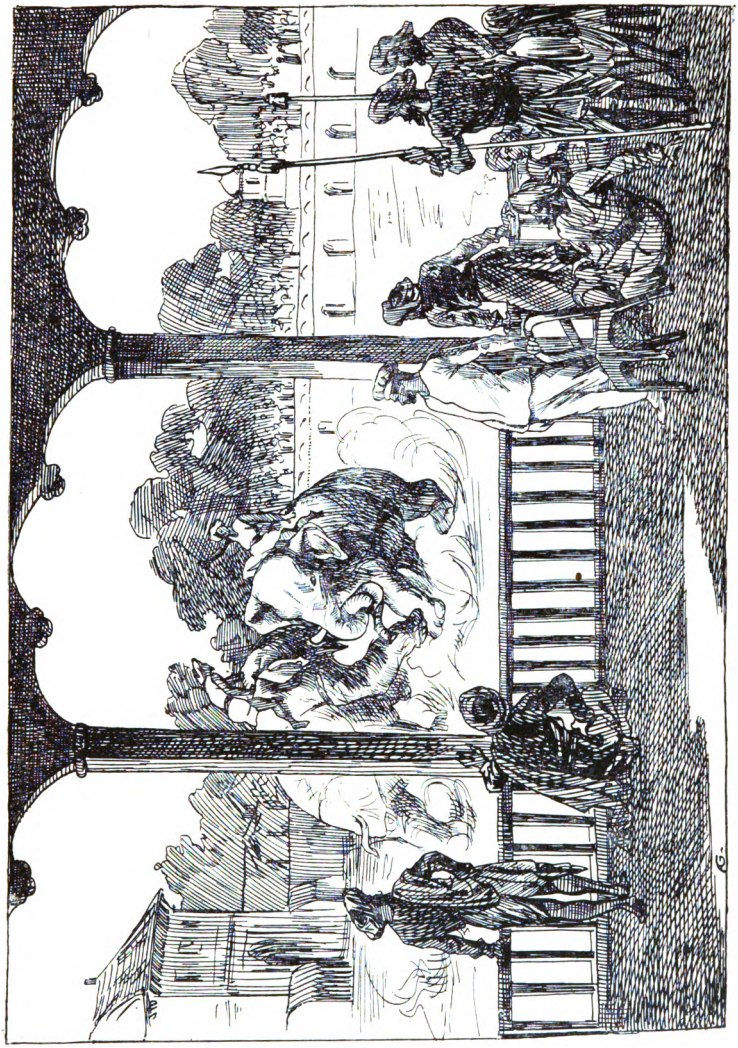


Fig. 262. Elefantenzweikampf in Indien. Nach Schlagintweit.

Digitized by Google

also unser weiterer Verwandtschaftskreis; hat die Pflanzenwelt weiter in den Vordergrund geschoben. Das Pflanzenornament gehört der Zeit des eigentlichen Ackerbaues erst an. Wenn man nun dazu nimmt, daß der Mensch thatsächlich auf eine Bevorzugung der Pflanzenstoffe direkt hinaus zielt, was ich absolut nicht zu leugnen vermag, so hat er doch bis jetzt immer noch ein größeres Verständnis für die Tier- als für die Pflanzenwelt an den

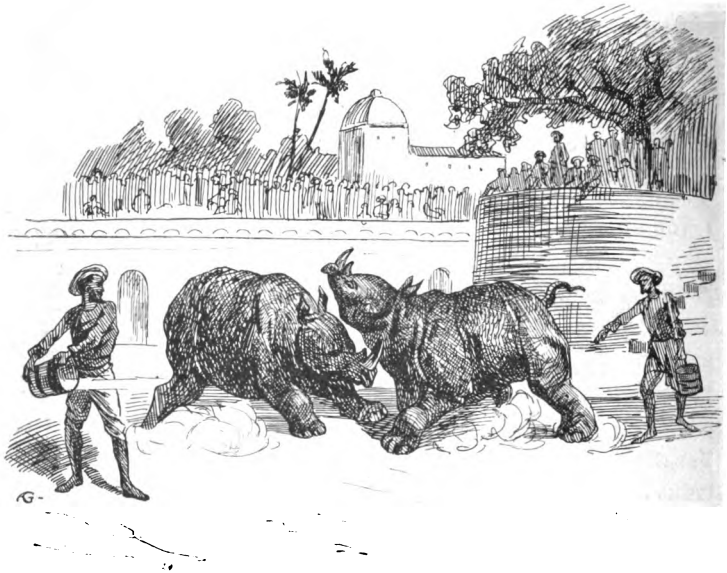


Fig. 263. Nashornzweikampf in Indien. Nach Schlagintweit.

Tag gelegt, und heute noch dokumentiert sich die schlichte wie die höhere Volksweisheit mehr im Verständnis einer „seelenvollen" Tierwelt, als in einer Begeisterung für die Pflanzennahrung.

1. Die Tierfeindschaft.

In seinem „Grünen Heinrich" schildert Gottfried Keller, wie er als Kind eine kleine Menagerie von Salamandern, Fröschen u. s. w. besessen und wie er diese Menagerie eines Tages auf-

Digitized by Google

gelöst habe. Ich kann die Szene nur aus dem Kopf schildern, da das Buch mir nicht zur Hand ist. Der kleine grüne Heinrich hat es aber so gemacht, daß er in dem Garten seiner Mutter ein großes Loch grub, seine Tiere da hineinthat und dann alles totstampfte.

Das ist eine Szene aus dem Kinderleben, welche einen ganz charakteristischen Zug wiedergiebt. Was macht ein Junge zunächst alles mit den Tieren! Flügel ausreißen, Beine abzupfen, anbinden und hüpfen lassen, das alles sind noch Kleinigkeiten. Aber Eidechsen den Bauch aufschlitzen, nachprüfen, ob das Viecherl Eier oder keine Eier im Leibe hat, Frösche an den Beinen aufhängen und mit Pfeilen nach ihnen schießen, — das sind schon solche Streiche, welche als besonders „roh" auffallen. Ich kenne einen Mann, der in der Jugendzeit derartige Streiche mit Vorliebe vollführte, ein Mensch, welcher unzählige Prügel deswegen bekommen hat, sich aber doch von diesem eigentümlichen Sporte nicht trennen konnte. Genau der gleiche Mensch kann heute aus Zartgefühl keine Fliege fangen, kann es nicht sehen, daß ein Junge Schmetterlinge greift, lamentiert über jede abgerissene Blume. Und das ist nicht etwa sentimentale Einbildung, sondern thatsächlich kann derselbe Mann, welcher in der Jugend mit Behagen Eidechsen den Magen aufschnitt, heute eine drohende Übelkeit nicht mehr verhindern, wenn er sieht, wie ein Fisch totgeschlagen wird.

Berührt man ein derartiges Kapitel, so ist es Sitte, auf die allgemeine Roheit der Kinder hinzuweisen, diese Roheit als etwas Abnormes hinzustellen, im besten Falle von späterer Verweichlichung zu reden ꝛc. Das stimmt alles nicht. In Wahrheit verlebt eigentlich jeder einzelne Mensch noch einmal die Geschichte, — wir können sogar sagen: die geistige Kulturgeschichte der ganzen Menschheit. An den Kindern können wir vieles sehen, können wir vieles wiedererkennen, was für die ältesten Epochen der Menschheit charakteristisch gewesen ist.

Hierzu gehört vielleicht gerade die brutale Vernichtungswut, welche sich heute, in Anbetracht, daß es Kinder sind, natürlich

Digitized by Google

fast nur bei ganz kleinen Tierchen äußern kann. Es kann uns jede Fliege, der ein Kind die Flügel und die Beine ausgerissen hat, daran erinnern, wie der Mensch einst im harten Kampfe um das Dasein und um seine Nahrung den Tieren das Leben abgerungen hat. Es muß eine große Wollust gewesen sein, die den Menschen dann dazu brachte, das Wild zu zerfleischen, als Rache für die Wut des Kampfes und für die gespannte Aufregung das Blut aus dem Leibe zu saugen.

Hat sich derartig eine Reminiscenz in der kindlichen Mordlust erhalten, so sehen wir auf der anderen Seite noch in jedem Volksleben eine Epoche, in welcher er mit unglaublichem Behagen die Vernichtung der Tiere als Sport und zum Vergnügen benutzt. Wenn Achilles den Hektor um die Mauern Trojas schleifte, so dürfen wir darin ein Austoben und Nachklingen des Rachgefühles erkennen, welches aus der animalistischen Kulturepoche stammt. Das spielt aber keine Rolle gegenüber den Arenakämpfen, die nicht nur am römischen Hofe sich einer großen Beliebtheit erfreuten. Man könnte da allerhand aufzählen: die südostasiatische Sitte der Hahnenkämpfe, den indischen Brauch der Elefanten- und Nashornkämpfe, Hundehetzen 2c. Das ist aber alles nicht so auffällig wie die Stierkämpfe, welche sich bei allen spanischen Völkern bis heute erhalten haben und immer noch die gleiche Anziehungskraft besitzen, trotzdem sie mehr als einmal verboten wurden. Vorgänger dieser Sitte waren die Gladiatoren, welche mit den wilden Tieren in der Arena vor dem Kaiser ringen mußten. Wie bei den alten Griechen und Römern werden heute noch diese Belustigungen des Publikums in spanischen Ländern in besonderen Amphitheatern von Privatunternehmern oder auch auf öffentliche Kosten abgehalten. — Die Fechter (Toreros), werden hierbei eingeteilt in Picadores, welche zu Pferde, mit der Lanze bewaffnet, den Stier reizen und ermüden, in Banderilleros, welche mit Widerhaken versehene Stäbe in die Schulter des Tieres stoßen, in Capeadores, die ihn mit Bändern und Schärpen scheu machen, und endlich in Espadas, die Matadores, die ihn mit dem Schwerte

Digitized by Google

durchstechen. Ist das Tier noch nicht tot, so giebt ihm der Cachetero den Gnadenstoß.

Wir gehen nach Spanien, wir folgen dem Theodor Simons zum Stierkampfe nach Madrid. Wir verleben die ganzen Tage mit, sehen das Volk sich um die Anschläge an den Mauern drängen, hören die Billetverkäufer durch die Straßen schreien; wir sind zuletzt froh, wenn wir ein Billet, das eigentlich Mk. 1.50 kostet, für Mk. 8.— ergattern. Und dann wallen wir mit hinaus in die Arena; wir drängen uns durch die Menschenmassen, die von allen Seiten zum Feste herangekommen sind; wir geben uns Mühe, nicht überritten zu werden, und kommen dann ja wohl auch in der glühenden Sommerhitze zu dem riesigen blendenden Krater, genannt Arena.

Da oben sitzen die schönen Damen, kokettieren und lassen sich bewundern. Das Flirten spielt sich in Spanien etwas anders ab als im Banne der nordischen Wintersaison.

Es ist dann natürlich ein großer Tag, dem wir beiwohnen. Frascuelo, einer der berühmten Espadas, ist vom Krankenlager erstanden. Vier kräftige junge Stiere, stammend aus den berühmtesten Züchtungen und geschmückt mit den Farben der lieblichsten Prinzessinnen des spanischen Hofes, werden in der Arena erscheinen.

Ein liebliches süßes Hauchen südlicher Grazie! Wo das Auge in der Arena hinschaut: Grazie, glückliche, strahlende Augen, zierliche Tändelei! Ja, ja, das ist alles so reizend, alles so lustig und so himmlisch und so überaus selig, just, als wäre heute ein Blumenkorso, ein Fest der ersten Baumblüte! Aber holla, mein Lieber, da irren wir uns denn doch! Wo wollt Ihr hin mit solchen Gedanken! Wir befinden uns hier in der reiferen Menschheit, zusammengefaßt von Leo Frobenius, und zwar in einem Kapitel, das die grausigsten Erinnerungstrophäen aus dem halbtierischen Menschenleben oder dem halbmenschlichen Tierleben zur Darstellung bringt. Vegetarische Genüsse kann ich hier noch nicht bieten. Vielmehr wird hier der Mensch zum mordenden Raubtier und das Tier zum sterbenden Helden. Die

Digitized by Google

Rollen sind getauscht, der Mensch hat sich wieder versenkt in die ursprünglichsten Empfindungen und nur die lockende Schönheitspracht, das zierliche, liebliche, graziöse Dreinschauen des Hofstaates könnte uns einen Moment darüber hinwegtäuschen, daß heute in der Arena zu Madrid wieder ein schauerliches Erinnerungsfest gefeiert wird, welches ein Drama zur Darstellung bringt, in dessen Verlauf Mensch und Tier die Rolle wechseln. Denn das Tier wird zum Helden!

Aber die Menschenwürde ist gewahrt! Denn der Erlös eben des „außergewöhnlichen Stierkampfes" ist „zum Besten des Provinzialhospitals der Residenz". Es ist immer etwas Erhebendes um die Menschenwürde, und in diesem Schauspiele der reiferen Menschheit kann es uns nicht schwer fallen, die Zusammengehörigkeit der zerfetzten Leiber auf der Arena und der siechen Menschen im Hospital in Beziehung zu bringen.

Bevor wir aber unseren Platz einnehmen, noch ein düsterer Blick. Wir betreten den Stall der Arena, jenen Ort, der die tapferen Streitrosse der menschlichen Raubtiere birgt. Ich folge hier wörtlich dem Meister Simons:

182 Pferde zählt heute der Stall der Arena — Todesvorhof möchten wir ihn bezeichnender nennen — in welchen wir eintreten: Tiere, die, dem gewaltsamen Untergange geweiht, sich ablösen und Platz machen, denn gewöhnlich fällt der vierte Teil der Insassen einer einzigen Corrida zum Opfer.

Aus diesem Grunde kann auch die Caballeriza der Plaza kein Prachtbau, kein Muster der Ordnung und Reinlichkeit genannt werden. Myriaden von Fliegen quälen die armen Vierfüßler, welche, ruhelos mit ihrem enthaarten Schweife und mit dem Hinterfuße schlagend, die lästigen Folterer abzuwehren suchen. Kein Stroh bietet eine Lagerstätte, kein Striegel, keine Bürste Linderung. Geächteten gleich, um die sich niemand mehr kümmert, fristen sie ihr kurz gemessenes Dasein mit kargem Futter.

Pferde kann man diese ausgehungerten, elenden Tiere nicht mehr heißen. Schindmähren vielmehr, welche alle Stufen des Pferdedaseins durchgemacht haben, die mit jedem Gebrechen be-

Digitized by Google

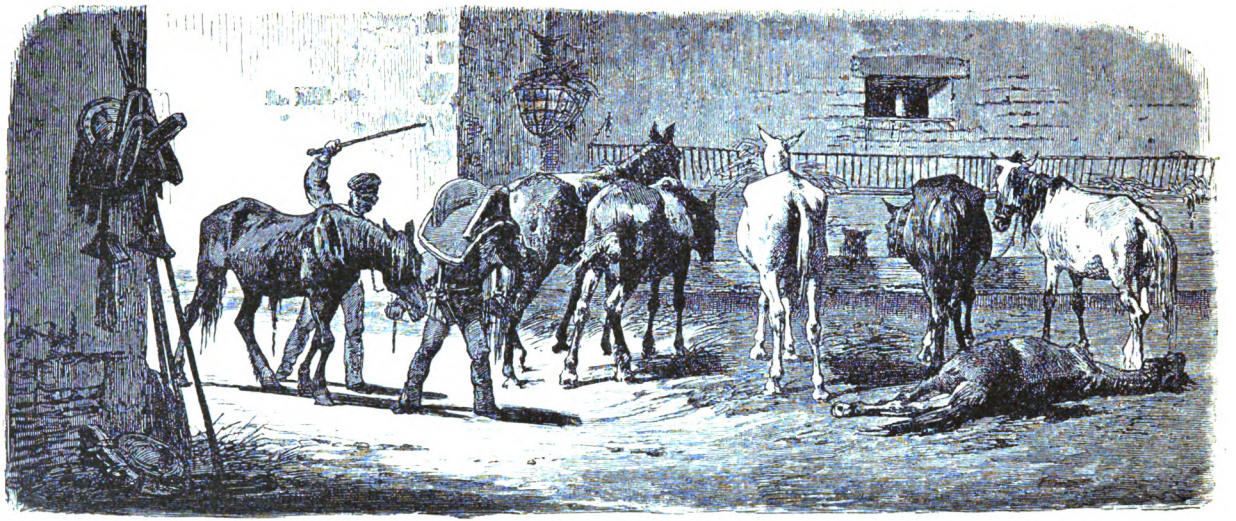


Fig. 264. Der Stall für verwundete Pferde in der Arena. Nach Simons-Wagner.

Digitized by Google

haftet sind, welches der Veterinärkodex kennt, und nur noch so viel Lebenskraft besitzen, um den Spaniern zur kurzen Aufregung zu dienen, — um sich angesichts des Volkes zerfleischen zu lassen. Man möchte vermuten, daß sie ihr klägliches Schicksal ahnen, so traurig stehen diese Rosinanten auf ihren geknickten Beinen und senken Kopf und Ohren.

Nebenan führt eine Thür zur Infirmerie, zum Hospitale. Wer auch nur einen Tropfen Gefühl für Tierespein, Schmerz und Qual in sich trägt, der gehe an diesem Raume geschlossenen Auges vorüber. Auf dem Pflaster lang ausgestreckt, in Pfützen von Blut und Unrat wälzen sich hier im Schmerz stöhnende, halb tote Geschöpfe, welche schon einmal der Arena Schrecken gefühlt, gekostet haben; einige mit gespaltenem Bauche, andere mit zerrissener Brust, mit zerfleischter Flanke, noch andere mit eklen, brandigen Wunden, an denen Schmeißfliegen zu Tausenden hängen. Zu kräftig noch, um an ihren Wunden zu verenden, sollen sie noch einmal den Sand betreten, sobald oder wenn überhaupt ihr Zustand es ihnen erlaubt, wieder auf vier Füßen stehen zu können.

Welch einen Gegensatz bilden diese bedauernswerten Pferdegestalten zu den jungen, wohlgenährten Büffeln, welche der Trieb gestern aus Andalusien brachte, Stiere, die nie ein Stall beherbergte, welche, in den Pampas der Sierra urwüchsig, von keinem Joch gebeugt, wild wie Wölfe, feurig wie Hirsche aufgewachsen, in ihrer trotzigen Kraft des Daseins Frische im Übermaße bieten. Doch auch sie werden unter der Hand des wohlgeübten, listigen Menschen fallen. Schon stehen sie reihenweise hintereinander in den beiden Torils, den engen, völlig dunklen, in den Kampfplatz mündenden Käfigen und genießen vom Mittag bis zum Abend regungslos, wie es der eng zugemessene Raum gebietet, die kurze Spanne Ruhe, die dem Todesstoße vorangeht.

Doch nun in die Arena! Zunächst ist es da unten noch sehr lebendig, allerhand Neugierige wollen die Opfer betrachten, wollen Bekannte begrüßen und dergleichen mehr. Inzwischen

Digitized by Google

Fig. 265. Stürzender Picador. Nach Simons-Wagner.

Digitized by Google

hat sich der Hof eingefunden, es entsteht eine allgemeine Bewegung. Das Haus mit all seinen Insassen ist nun bereit, das aufregende Schauspiel anzusehen und zu genießen.

Es schweigt die mittelmäßige Musik der Musikbande. Ein Priester mit dem Viatikum, sowie ein Chirurg für alle Fälle, die eintreten könnten, ferner Träger aus dem Hospitale mit ihren Bahren haben sich in der Ambulanz des Hauses eingefunden. Der ganze Apparat beweist die Größe der Gefahr, sowie den Ernst der Lage für die Kämpfer.

Das Gesumme legt sich allmählich, und ruhiger wird das hocherregte Publikum.

Noch ist der Kampfplatz mit Unberufenen angefüllt, welche hin- und herlaufen, um die schon hundertmal gesehenen, stets wiederkehrenden Vorbereitungen, Pferde und Kämpfer ganz gewohnheitsmäßig draußen im Vorhofe zu mustern. Eine leichte Handbewegung des Alkalden, und zwei Alguacils zu Pferde, mit Baretts, Sammetmänteln, Krause und Reiterstiefeln altspanisch angethan, auf prächtig aufgezäumten Andalusiern reitend, säubern den Platz, die Menge vor sich hertreibend. Ihr Erscheinen wird von den Anwesenden freudig begrüßt. Man bereitet sich vor, alles nimmt seinen Platz ein, die Menge ist aufs äußerste gespannt.

Fanfaren und Becken tönen in den Raum hinab; das Thor im Südwest öffnet sich; die Parade nimmt ihren Einzug. Alle Augen haben ein Ziel, und in diesem Moment würde die schönste Dame Madrids vergeblich nach einem Blicke ihres Verehrers haschen.

In prächtigen Kapriolen bäumen sich die Pferde der anführenden Alguacils, welche mit ihren Federbaretts in der Rechten die Gesellschaft begrüßen und den Zug der Kämpfer langsam zur Loge der Stadtobrigkeit begleiten. Sie erinnern an die alten Kampfvögte der römischen Arena, welche die Gladiatorenbande zur Schlachtbank führten, und an den grausigen Zuruf: „Ave, Caesar, morituri te salutant!“ Doch nicht wie jene Armen, in schlichtem Harnisch und in Beinschienen, präsen-

Digitized by Google

Fig. 266. Überspringen der Tablas. Nach Simons-Wagner.

Digitized by Google

tieren sich unsere modernen Bestiarii; — hier ist Glanz, hier Gold und Seide, sowie blickbethörender Flimmer mit Grandezza gepaart, die bestechende Zugabe; die grausame Schlächterei hat sich gleich einer Metze in ein prächtiges, die Augen bethörendes Gewand gehüllt, sie erscheint geschminkt, verbrämt und aufgeputzt wie jene. Kaum merkt man in den Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen der Toreros den Pferdefuß, welcher satanisch das Publikum im Banne hält. „Ave, Caesar" schreit hier die Kämpferschar nicht nach oben; die Zuschauermenge ruft es nach unten, ruft es ihrem Lieblinge zu, dem Frascuelo, dem glücklichsten der Espadas, welcher zwischen seinen beiden Genossen und dem Meister des Stierkampfes: Francisco Ariona Reyes und Manuel Hermosilla, langsam und gemessenen Schrittes und vornehm wie ein Cäsar grüßend, in seinen gelben, mit Stickereien übersäten Prunkmantel gehüllt, gravitätisch in erster Reihe einherschreitet.

„Viva, Frascuelo, viva!"

Das Jauchzen der erregten Menge will kein Ende nehmen. Hüte, Handschuhe, Orangen, Fächer fliegen ihm von allen Seiten zu. Sein Empfang gleicht dem eines Triumphators, eines Eroberers, eines Helden, der sich um den Staat besondere Verdienste erworben hat. Mit leichter Handbewegung dankt Frascuelo den Bänken, den Logen, den schönen Damen, welche dem Tageslöwen zuwinken, — mit Ehrfurcht verneigt er sich vor dem Hofe und dem Alkalden.

„Frascuelo" bleibt heute die Parole des Hauses. Schwarze Seidenquasten und Troddeln heben sich vorteilhaft von dem hellblauen Atlasgrunde seines Kamisols und seiner Kniehose ab. Unterwams und Hemd zieren reiche Schnuren und Bordüren, Stickerei und Spitzen. Eine himmelblaue Schärpe umwindet seine Hüften in reichen Falten, Seidenstrümpfe und Schnallenschuhe vollenden das kokette Kostüm des Andalusiers.

In zweiter Linie der Parade erscheint der vierte Espada.

Trotz der Gefahren, denen insbesondere Picadores und Espadas ausgesetzt sind, welche nicht wie die Capeadores, Mantel-

Digitized by Google

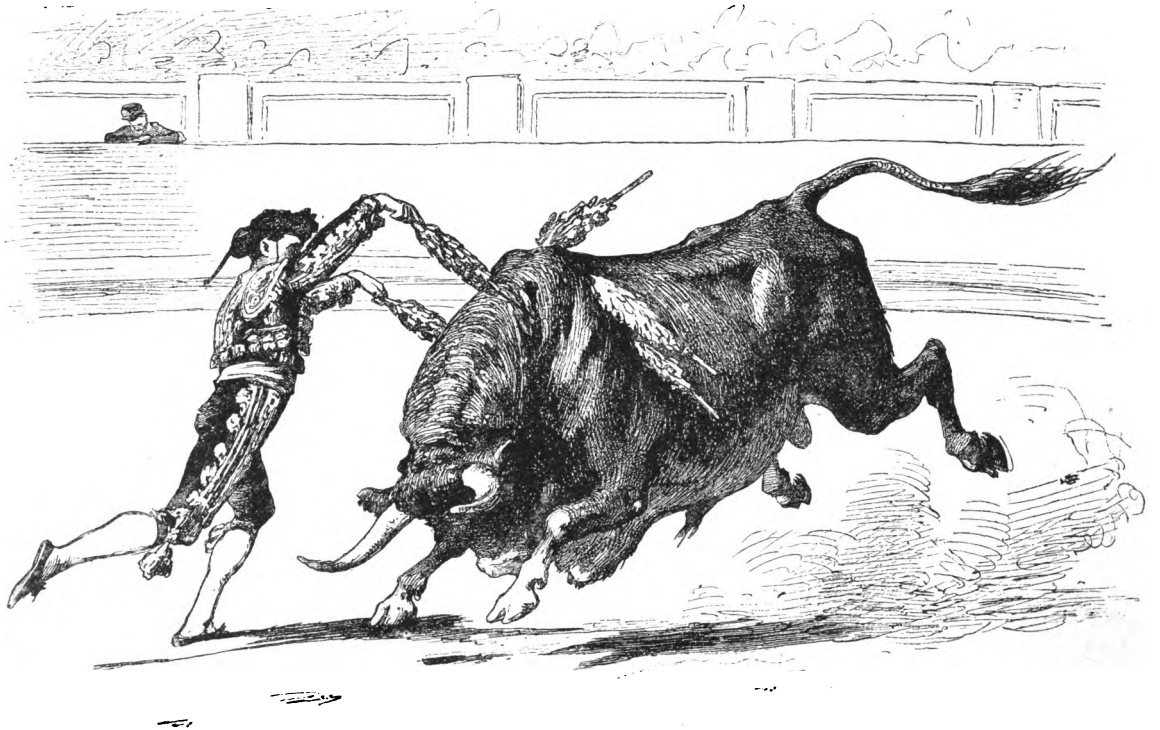


Fig. 267. Das Setzen der Banderillen. Nach Simons-Wagner.

Digitized by Google

werfer, über die Schranken fliehen, sondern vielmehr den furchtbaren Gegner herausfordern und mit der Lanze oder dem Degen in der Faust bekämpfen, entstehen, leichtere Verletzungen ausgenommen, selten Unglücksfälle. Im Durchschnitt ist immer nur ein namhafter Fall alle zehn Jahre zu verzeichnen. Die ungemeine Gewandtheit, Übung und Geschicklichkeit der Toreros, ihre Bekanntschaft ferner mit allen Unarten und Tücken des gehörnten Gegners, sowie der Umstand, daß das Tier eher die Farbe als den Menschen anspringt, helfen in fast allen, auch in den verzweifeltsten Fällen. Für einen guten Beobachter ist es nicht schwer, zu erkennen, daß das Vorspiel mit den Farben, ferner das der Banderilleros, sowie Hitze, Durst und Erregung das Tier vor dem Todesstoß stark ermatten. Seine letzten Anstrengungen können nur dem Erkennen der Todesgefahr und der Notwehr zugeschrieben werden.

Hinter den Espadas präsentieren sich in der langsam einherschreitenden Parade die Banderilleros, dann die Capeadores in ihrem glitzernden Kostüm.

Hoch zu Roß folgen ihnen die Picadores, mit der Lanze in der Rechten, ausnehmend kräftige Männer, wie sie dieser schwere Dienst verlangt. Sie schließen mit ihren Helfern, den Chulos, diesen interessanten Kämpferaufzug, dem zur Belebung der Scene noch zwei Maultiergespanne nachtraben, welche dazu bestimmt sind, später die Tierkadaver aus der Arena zu schleifen.

Ein Schlüssel an goldener Schnur, aus dem Palco des Alkalden von schöner Hand dem diensthuenden Alguacil in den Sand hinabgeworfen, soll nun nach der Parade den Toril, den Stall des ersten Stieres, öffnen. Gesperrt sind die Schranken. Die Quadrille zerstreut sich im Raume. Die Picadores stellen sich mit ihren Pferden der Königsloge gegenüber auf und die Seidenmäntel um den Arm geschlungen, stehen die Capeadores im ganzen Platz verteilt. Kein Auge im ganzen Zirkus hat in diesem fast feierlichen Momente eine andere Richtung als die

Digitized by Google

Fig. 268 Alte spanische Methode, den Stier zu Pferde zu erstechen. Diese und die folgenden Illustrationen nach Kupferstichen von Goya.

Digitized by Google

nach dem Toril. Kein Laut, kein Schrei, kein Ruf läßt sich vernehmen. Es herrscht erwartungsvolle Ruhe. Da öffnet ein rotgekleideter Pförtner des Stalles Thor.

In seiner ganzen Majestät, im Bewußtsein seiner Kraft, geschmückt mit Schleife und Kokarde, die ihm am linken Schulterfelle baumeln, im blendenden Glanze einer spanischen Junisonne, tritt in kurzem Trabe Careto, der wilde Stier der Pampas von Aleas, in die Schranken, stutzt, bleibt am Eingange des Kampfplatzes stehen und mustert befremdet das Haus.

Kaum erblickt ihn die erwartungsvolle Menge, so steigt die Begeisterung für ihn auch gleich aufs höchste, denn im Zuschauerraume bricht sich beim Anblicke dieses prächtigen, gehörnten Vierfüßlers ein Freudenschrei Bahn, welcher das Mark durchdringt und mächtig packend aller Anwesenden Blut erregt. Careto, der braune Andalusier, Careto, der Held des Tages, welcher nie in seiner Wildnis ein Menschenantlitz sah, der aus seiner Friede atmenden Prärie plötzlich in diese mehr als unangenehme Umgebung und Szenerie hineingestoßen, aus der Nacht des Torils in den blendenden Glanz der Sonne tritt, wenn auch nicht Furcht, doch großes Unbehagen fühlt, — Careto stutzt. Ein kleines Kind wäre in diesem Augenblicke fast im stande, ihn geduldig und fromm zum Stalle zurückzuführen, so übermächtig wirkt auf das junge Tier augenscheinlich das Toben, der betäubende Lärm, das Schreien und Pfeifen.

Careto steht und dreht den Kopf nach rechts, nach links, nach unten und oben und scharrt den Boden mit den Hinterfüßen auf. Sein Schweif pendelt, seine Ohren lauern, die Nüstern sind gebläht, das Maul spinnt zähe Speichelfäden und das Haar seines sonst so glatten Felles sträubt sich aufwärts. Seine Augen funkeln dabei unheimlich; sie schießen wilde Blicke. Ein kurzes, dumpfes Brüllen entfährt in abgestoßenen Sätzen seiner Kehle, er senkt fast mechanisch und unwillkürlich sein Haupt zum Stoßen, um dem unbekannten Gegner die Spitze seines Gehörns zu bieten.

Digitized by Google

Fig. 269. Der tapfere Maure Gazul, der erste, welcher den Stier nach allen Regeln mit der Lanze angriff.

Digitized by Google

Jetzt scheint sein Blut stärker aufzuwallen. Der Schweif erhebt sich hoch nach oben, und in einem gewaltigen Satze, seine ganze Wildheit und Riesenkraft zusammenfassend, stürzt er grimmig auf den ersten Menschen los, welcher im kecken Anlaufe ihm den rot- und weißfarbigen, faltenreichen, seidenen Mantel ins Gesicht schleudert. Der Capeador jedoch, gelenkig wie eine Eidechse, weicht dem ungestümen Tiere in kurzen Seitenwendungen aus und schleift das Tuch auf dem Boden nach, welchem der Stier gesenkten Hauptes in Wut nachspringt.

Wiederum steht das Tier, wie zum Kampfe herausfordernd, majestätisch mit gesenktem Horne und schielt nach dem zweiten Angreifer, welcher von der anderen Seite kühn die Falten seines Mantels vor seinen Augen ausbreitet. Zwei Sprünge macht der Stier nach seinem Feinde hin. Doch dieser, des Gegners Unbehilflichkeit im Wenden benutzend, umkreist und neckt ihn unablässig mit den verhaßten Farben.

Prächtig sind die Sprünge und Bewegungen des mächtigen Büffels. Kraft und Übermut bekunden sich in jeder Muskelbewegung. Nicht ungraziös, wie man wähnen sollte, noch plump sind Haltung und Gang. Jeder Schritt, jeder Stoß bekundet Energie und Furchtlosigkeit, verbunden mit Gewalt. — Doch was vermögen diese gegen die List des geübten Mannes, der sich immer wieder dem mächtigen Feinde keck entgegenstellt und in flinken Wendungen sich dessen Wut zu entziehen weiß!

Bald stellen ihn Capeadores von allen Seiten. Es flattern die Tücher gleich großen Schmetterlingen von rechts und links ihm entgegen und kaum weiß das immer wilder werdende, bis auf das äußerste gereizte Tier, nach welcher Seite hin es seine Stöße, welche nur den leeren Raum treffen, wenden soll. Verfolgt es den einen seiner Peiniger, gleich lenkt ein anderer es mit wohlgezieltem Wurfe von der Bahn ab, und in schönem graziösem Spiele fliegen die Farben, welche seine Sehnerven so empfindlich zu berühren scheinen.

Dieses Vorspiel läßt die blasierten Spanier auf den Bänken meist kalt, denn noch keinen Tropfen Blut hat der Sand auf-

Digitized by Google

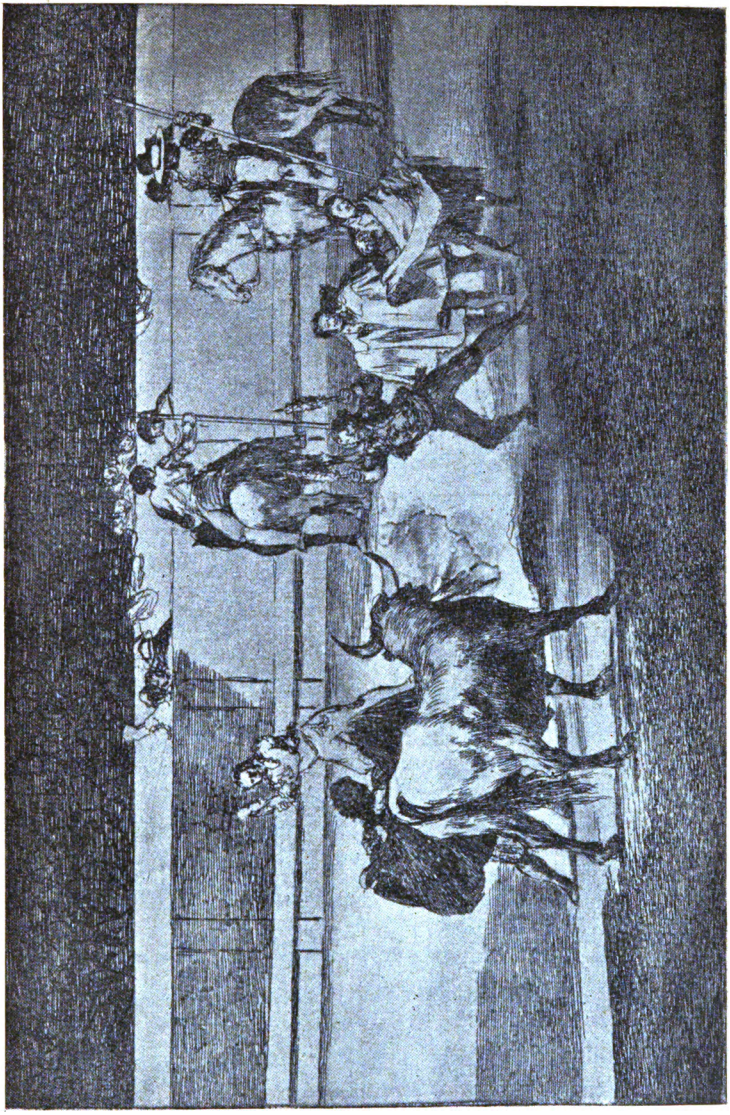


Fig. 270. Banderillensetzen.

Digitized by Google

gesogen. Die Capeadores kämpfen nur mit Seide, statt mit Waffen.

Der Stier ist endlich seiner vielen Peiniger müde. Seine Wut konzentriert sich auf einen und hart verfolgt er plötzlich jenen glitzernden jungen Burschen, welcher sein Tuch über den Boden nach sich schleift und der Brüstung zueilt. Schon ist das Tier dem jungen Manne hart auf der Ferse. Noch ein Sprung, und fast schon berührt das Horn seinen Körper, doch ein Satz auf die Tablas, eine gewandte Volte über die Bretter, der Bursche ist gerettet. Krachend bohrt sich des Büffels Horn statt ins Fleisch ins Holz ein. Er prallt zurück, und Schaum und Geifer entquillen seinen Nüstern. Wild sucht sein Auge nach dem Manne, welcher sich seiner Wut so schnell und plötzlich entzogen hat. Zornig blickend, das Haupt geneigt, sendet er mit seinem Horne Stoß auf Stoß gegen die roten Planken, welche ihn von seinem Feinde trennen. An der Holzbrüstung läuft er auf und ab, eine Öffnung zum Durchbrechen suchend, doch umsonst, immer wieder umwedeln sein Gesicht die farbigen Seidentücher, die er mit zornigem Fuß abzuwehren, zu vernichten sucht. Gegen andere Mantelwerfer wendet er nun seine Wut, die, zu hart von ihm bedrängt, hier die Schranken überspringen, um an einer anderen Stelle gleich wieder in den Kampfplatz einzutreten und ihr gefährliches Spiel wieder von neuem zu beginnen.

Etwas ermüdet läßt der Stier mit der Verfolgung nach. Schnell ist sein Atem, und weißer Schaum bedeckt sein Fell in großen Flocken. Sonnenbrand, Staub und Hitze erschweren ihm die Arbeit und unwillig, sowie auf das höchste erregt, sucht er die Mitte des Planes zu erreichen.

Doch die Hetze erleidet keine Unterbrechung. Andere, ernstere Kämpfer sind im Anzuge: Picadores verlangt das Volk mit Ungestüm.

Ein Wink des Alkalden und kühn stellt sich Francisco Calderon mit seinem Pferde dem Stier auf doppelte Lanzenlänge entgegen, ihm seines Schaftes Spitze bietend. Der Stier stutzt

Digitized by Google

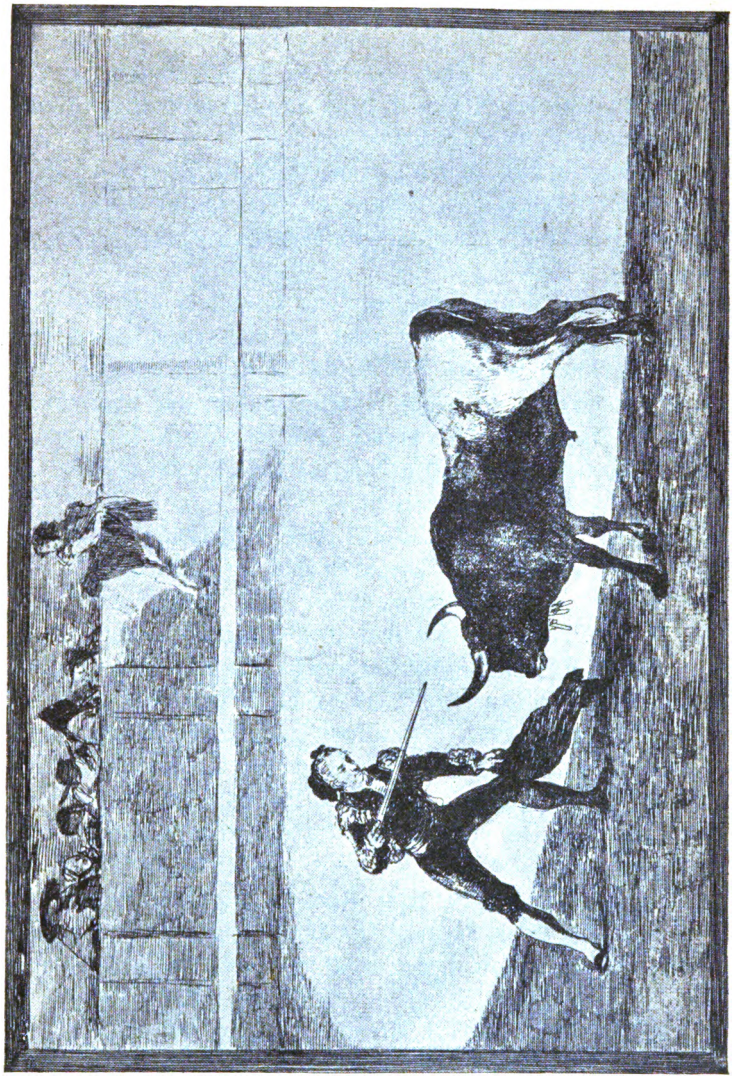


Fig. 271. Petro Romero, einen Stier tötend.

Digitized by Google

beim Anblick dieses neuen, mächtigeren Feindes, tritt dann einige Schritte zurück, um einen Anlauf nehmen zu können, — doch er zögert. Große Aufregung herrscht unter den Zuschauern. Das erste Blut wird alsbald fließen; die Aufmerksamkeit steigert sich mit Zunahme der Gefahr und fast lautlos verfolgt das Haus die Kampfesszene, welche sich nun abspielt.

Geblendet ist das Auge des armen, hilflosen Pferdes, welches seinen fürchterlichen Gegner dennoch zu ahnen scheint, denn große Mühe hat Calderon, der Picador, dem Stiere die Front zu bieten.

Dieser neigt sein Gehörn. — Jetzt springt er an. Ein allgemeiner Schrei der Zuschauer reizt ihn noch mehr. Doch bevor er mit seinem Gehörn des Rosses Flanke erreicht hat, sitzt ein fester Lanzenstich in seiner rechten Schulter, und abgedrängt setzt er am ersten Picador vorbei, der, durch den entsetzlichen Anprall fast aus dem Sattel gehoben, einen Moment strauchelnd, sein Pferd schnell zur Seite biegt.

Dröhnender Applaus belohnt das Reiterstück, denn das Publikum ist gerecht gegen Menschen wie gegen Tiere.

Ein zweiter Picador, der Riese Juan Trigo, wirft nun schnell seinen Schimmel dem wütenden Stiere entgegen. Doch ehe er noch von seiner Lanze Gebrauch machen kann, sitzt das rechte Horn des Wiederkäuers bis an die Wurzel in der Brust des Rosses, und ein dicker Blutstrom entquillt sofort der klaffenden Wunde. Das Pferd bäumt sich im Schmerz hoch auf, es wiehert seinen letzten Seufzer, und sich mit dem Reiter überstürzend, verendet es nach einigen krampfhaften Zuckungen auf dem Platze.

Dem Picador helfen seine Knechte sofort wieder auf die Beine, und vom Sturz betäubt, verläßt er, sich auf zwei Chulos stützend, den Kampfplatz, seinen Gaul in einer Blutlache tot auf dem Platze lassend.

Der Anblick des ersten Blutes erregt im Publikum einen Sinnestaumel, der sich von Bank zu Bank fortpflanzt, und schließlich mit lautem Geschrei, Pfeifen und Tücher-, sowie Hüte-

Digitized by Google

Fig. 272. Hunde auf einen Stier losgelassen.

Digitized by Google

schwenken kund giebt und Luft macht. Doch nur für einen Augenblick, denn schon steht ein dritter Picador dem vor Anstrengung zitternden Tiere gegenüber. Aus dem Stich unten an seiner rechten Schulter rieselt rotes Blut am dunkeln Felle herab, und blutige Zickzacklinien im Sande bezeichnen den Weg des gehörnten Kämpfers.

Plötzlich kracht die hölzerne Planke drüben, es erzittert das Gebälk, welches den Kampfplatz umfaßt. Ein Knäul von Menschen und Tieren leitet aller Blicke auf sich und auf die grauenhafte Szene, welche sich nun zum dritten Male zwischen Stier und Picador, diesmal dem tapferen Chuchi, dem Liebling der Sportswelt, abspielt. Man springt auf die Sitze, um besser sehen zu können. Das Geschrei, das Rudern mit Stöcken und mit den Armen bekundet die Wichtigkeit, die Gefahr des Augenblicks. Aus dem Gewühl ragt des Picadors Oberkörper auf gebäumtem Rosse hoch empor, während unter ihm der wilde Andalusier mit seinem Gehörn mächtig arbeitet.

Noch entzieht sich der Ausgang des Kampfes den angestrengten Blicken, denn der Körper des Stieres deckt die ganze Szene. Doch im nächsten Augenblick sinkt der Reiter im Bogen abwärts, über des Pferdes Rücken. Von allen Seiten eilen Toreros herbei, um den Picador der augenscheinlichen Gefahr zu entziehen, eben da sein Roß, mit zerrissenem Bauche und heraushängendem Gekröse dem Gewirr sich entwinden, die Flucht zu ergreifen sucht. Nach wenigen Schritten stürzt das arme gequälte Tier zu Boden, um nochmals im letzten Todeszucken sich zu erheben und endlich ganz zusammenbrechend im Sande zu verenden.

Der Stier in seiner Wut hat sich dem betäubt am Boden liegenden Reiter zugewandt. Die Gefahr ist für den Picador, den sein steifer Anzug ganz unbehilflich macht, groß, doch schnell springen zwei tollkühne Capeadores hinzu, und den Stier mit beiden Händen beim Schweife fassend und zu einer Volte zwingend, befreien sie unter brausendem Zurufe und Zujauchzen des Publikums ihren hart bedrängten und gefährdeten Kameraden,

Digitized by Google

Fig. 273. Die Kühnheit Juanito Apinanis.

Digitized by Google

den seine Knechte, indem sie ihn schnell über die Barriere hinwegheben, nun in Sicherheit bringen.

Zwei tote Pferde liegen erst im Sande, das ist zu wenig für aufgeregte Spanier. Man rast, man schreit nach neuer Augenweide. Die Loge des Alkalden wird mit Zurufen bestürmt; Stöcke, Schirme, Hüte, Fächer helfen mit, den Alkaden für ein Picadorenpaar freigiebig zu stimmen. Bitten, schöne Worte und zuletzt Beschimpfungen des Vorsitzenden erreichen ihren Zweck. Er winkt das Zeichen hinüber und neue Reiter, die Sobresalientes der Picadores, stellen sich zur Fortsetzung des Kampfes. Der Wut des Stieres fallen wiederum zwei Pferde zum Opfer, deren Kadaver das rasende Tier zuletzt mit seinen Hörnern in Stücke zerreißt und mit den Hufen zu fast unförmlichen Massen verarbeitet. Ströme von eigenem und fremdem Blute rieseln dem Büffel von Fell und Horn herab, doch seine Ausdauer, seine Kraft ist noch nicht erschöpft. Noch immer, wenn auch zerfetzt und blutig, hängt die Kokarde mit den Bändern der Prinzessin von Asturien, der Schwester des Königs, an des Stieres linker Schulter. Es folgt nun das Wettspiel und die Ehre des Tages. Man nähert sich kühn, doch zugleich behutsam dem Stiere, um die Trophäe ohne Waffe, mit der Hand zu erobern. Man spielt mit dem rasenden Tiere wie mit einer Ziege, umkreist, neckt und überlistet es. Doch jeden Versuch, ihm auch nur auf Armeslänge nahe zu kommen, beantwortet es mit einem Satze und furchtbaren Stößen.

Der Sohn der Pampas scheint nicht geneigt zu sein, das kostbare Kleinod ohne Kampf zu lassen. Einem schmucken Torero gelingt es endlich, den Stier in schnellem Laufe streifend, die Schleife mit der Hand vom Felle abzureißen und sich mit Mühe und Not durch einen Sprung über die Barriere dem Verfolger zu entziehen. Beifall von allen Seiten belohnt diese kühne That.

Unterthänigst legt der junge Ritter die blutigen Bänder seiner hohen Dame zu Füßen. Ein holdes Lächeln, eine zierliche Fächerbewegung und ein Etui mit Schmuck, für welchen

Digitized by Google

Fig. 274. Karl V. in Valadolid, einen Stier niederstechend.

Digitized by Google

die Stierkämpfer sehr empfänglich sind, belohnen den jungen Mann, den seine Kameraden still beneiden.

Stärker bluten die Wunden des jungen Stieres, die Schulterschwarte hängt spannenlang am Fell herab, und tief furchende, blutige Striemen zeigen den Weg der Lanzenspitzen an der rechten Schulter an. Das arme Tier streckt die Nüstern in die Luft und stößt ein klägliches Schmerzgebrüll aus. Seine Beine zittern, krampfhaft wedelt der Schweif um die Lenden, Nase und Mund bluten heftig.

Doch das unumstößliche Programm fordert weitere Quälereien.

Über die Barrieren setzen mit des Alkalden Erlaubnis drei Banderilleros, Männer, die dem Stiere die Pfeile in die Schulter setzen, tollkühne Wagehälse, deren Leben an einer nicht vorhergesehenen Bewegung ihres Gegners, an einem Faden hängt, denn der Stier kämpft jetzt in dem Bewußtsein der Todesgefahr. Er spielt nicht mehr wie im Anfange, sondern er verteidigt sich in Raserei uud bestialischer Wildheit. Seine Zunge ist verbissen und blutet; seine Augen stehen aus ihren Höhlen heraus, heftig schnaufend scharrt er mit seinen Hufen im Sande. Wehe dem Menschen, den sein Gehörn erfaßt.

In jeder Faust ein langes Eisen mit Widerhaken, mit Federschmuck, mit Schleifen, Bändern, Blumen geziert, erscheinen die neuen Gladiadoren. Sie reizen den unbeweglich im Plane stehenden Stier mit Worten und Zeichen, ihre Pfeile hoch erhoben vor sich haltend. Der Stier wird endlich ihrer ansichtig und will sich auf sie stürzen. Doch die Männer kommen ihm schnell zuvor. Sie laufen ihrem fürchterlichen Gegner kühn entgegen, und ehe das Tier sie erfaßt, sitzen ihm links und rechts die verzierten Eisen in beiden Schultern. Sie fliehen, — ihnen nach der wütende Büffel. Der am meisten Bedrängte erreicht mit Mühe und Not die Tablas, überspringt sie auch mit größter Leichtigkeit und fällt jenseits im Gange nieder. Wie ein Löwe seiner Beute setzt jedoch der Stier, von Schmerz und Wut außer sich, gleichfalls über die mannshohe Einfriedigung dem jungen Manne

Digitized by Google

Fig. 275. Mariano Coballos, ein Indianer beim Stiergefecht.

Digitized by Google

nach. Der laute Schrei der Menge läßt den Banderillero die Größe der Gefahr schnell erkennen, und begünstigt durch den engen Raum, der das Tier in seinen Bewegungen hemmt, voltigiert er in den Kampfplatz zurück, bevor noch der Stier ihn mit seinem Horne erreichen kann.

Die Zuschauer, von ihrer Angst um den Banderillero befreit, brechen in Händeklatschen aus, und mit Stöcken, Schirmen und Fußtritten von der Barrera, den zunächst liegenden Sitzreihen aus, wird dem Stier der Rückweg durch eins der schnell geöffneten Thore gewiesen.

Wie ein riesiger Blumenkranz hängen und baumeln die sechs bunten Eisen um den Hals des Vierfüßlers, und bei jeder Kopfbewegung schmerzend, sind sie wohl dazu angethan, die Wut desselben zu erhöhen.

Eine halbe Stunde währt schon des Stieres Pein und Marter, der ungleiche Kampf zwischen Urkraft und List, zwischen Selbstverteidigung und Berechnung. Der Stier sehnt sich augenscheinlich nach seinem Stalle zurück und sucht nach einem Ausgang aus dem für ihn verhängnisvollen Platze. — Doch ein Geschrei der Menge in tausendfachem Wiederhalle zieht ihn von neuem nach der Mitte des Planes hin, aus dem kein Ausweg vor dem Tode möglich ist.

Wem gilt das Schreien, wohin zeigen die Finger?

Frascuelo, der glänzende Espada, hat vor der Loge des Ayuntamintento seinen Degen und sein rotes Tuch mit Grazie dankend in Empfang genommen. Mit diesen einfachen Waffen tritt er in die Arena ein, Mantel und Kopfbedeckung seinem Diener überlassend. Er geht langsam und doch kühn dahin, zum schrecklichen Spiele um Tod und Leben. Eine dünne Stahlklinge von toledanischer Arbeit, biegsam und scharf wie ein Dolch, kann er dem Ur bieten, weiter nichts. Kein Harnisch, kein Panzerhemd schützt seine Brust vor Stößen, vor Spießung mit dem Horne. Seide nur umhüllt die elastischen Formen des Körpers, bunter Flimmer statt der Eisenschienen die starken Arme. In Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen, wie bei einer Parade,

Digitized by Google

tritt er dem Tiere entgegen, welches mit seiner Stirne Mauern zu zerbrechen imstande wäre und blickt ihm mit seinen stechenden Augen keck ins Angesicht.

Man spricht von Löwen, Panthern und Tigerkatzen, die des Menschen Auge zu bannen vermag, die dessen Blick nicht ertragen können und vor demselben furchtsam und erschreckt zurückfahren, ihm feige auszuweichen suchen. Nicht minder scheint der Stier verblüfft, verlegen, jetzt, da Frascuelo fast Stirn an Stirn vor ihm steht, ja selbst ohne Waffen ihn einige Schritte weichen macht. Es scheint, als ob das Tier das Bewußtsein seiner Kraft vor diesem Manne auf Augenblicke verloren. Wie Mauern stehen nun Stier und Mensch einander unbeweglich gegenüber. Ein Zucken, eine unbedeutende Bewegung vielleicht, und einer von beiden ist verloren. Der Vorteil scheint auf der Seite des rohen, urwüchsigen, gewaltigen Stieres; den Menschen jedoch unterstützt und schützt die List, die kalte Überlegung.

Still, fast atemlos verhält sich die Zuschauermenge. Tausende von Augen hält die kritische Situation gefesselt, gespannt. Die Haupterregung konzentriert sich in dieser letzten furchtbaren Szene, in welcher dem vergötterten Frascuelo die höchste Gefahr droht. Welch ein Ereignis wäre imstande, eines Spaniers Auge von diesem Schauspiel abzuleiten?

Sein scharlachrotes Tuch breitet der Espada nun ruhig aus, ohne sein Auge von dem des Tieres abzuwenden und hält es ihm plötzlich vor. Die verhaßte Farbe reizt den Stier gewaltig. Er hält nicht mehr Stand — den Kopf fast bis zu Boden neigend, springt er dieselbe an und dicht an der Brust des Mannes vorbei, der sich kaum vom Fleck bewegt, stößt er ins Tuch, ins Leere. Und nun beginnt das Spiel, die Neckerei, das Locken nach rechts und nach links, das Drehen im Kreise, denn immer der fatalen Farbe nach geht der Stier, indem er unablässig mit dem Horn das Tuch und nur das Tuch bearbeitet, bis es stückweise der Hand des Espada entfällt.

„Muorte, muorte!!" — tönt es endlich von allen Bänken.

„Tod, Tod!!" — das Volk will Blut sehen.

Digitized by Google

Langsam und mit Bedacht erhebt nun Frascuelo seinen Degen und hält ihn in der Höhe des Genickes seines Opfers zwischen den Hörnern des Tieres mit fester Hand horizontal hin. Nicht zittern darf er, noch zucken. Die Spitze des Degens muß den richtigen Fleck zwischen den Halswirbeln treffen, der nicht viel größer als eine Silbermünze ist. Ein Stich daneben tötet nicht, sondern erhöht für ihn nur hundertfältig die Gefahr.

Die Spannung im Zuschauerraum steigt bis aufs höchste. Eine Sekunde nur, ein Atemzug noch, und es fällt der Stoß, der Genickfang.

Ein Ruck des Stieres, ein Angstschrei, ein Blitzen des Degens in der Hand Frascuelos, ein Stoß folgen sich mit Gedankenschnelle. Der Stich sitzt jedoch nicht, er hat nur den Knochenwirbel getroffen. Die Klinge biegt sich und springt elastisch weit in den Plan ab.

Entsetzlicher Moment!

Der Stier schüttelt sich und brüllt in Wut. Frascuelo ist entwaffnet. Er springt einige Schritte zur Seite, denn er hat von niemand Hilfe zu erwarten, so sagen es die Gesetze des Stierkampfes.

Das rote Scharlachtuch wird ihm jedoch zum zweitenmal zum treuen Helfer in der Not. Dasselbe wieder und wieder dem wildanspringenden Tiere vorhaltend, weiß er es zu der Stelle hinzuleiten, wo sein Toledodegen im Sande liegt. Schon bückt er sich, um seine Waffe wieder aufzunehmen, doch mit Raserei anspringend, als errate er seine Absicht, vereitelt der Stier seine Bemühung. Wohl dreimal muß Frascuelo das Wagnis des Degensuchens wiederholen. Da endlich fühlt er die Waffe wieder in seiner Rechten, und zum zweiten Male die Klinge erhebend, senkt er die totbringende Spitze mit kurzer, fast unmerklicher Handbewegung seinem Opfer diesmal zwischen die Halswirbel ein.

Der Stier sinkt, wie vom Blitz getroffen, auf die Knie nieder, brüllt seinen dumpfen, letzten Schmerzenslaut, schwankt

Digitized by Google

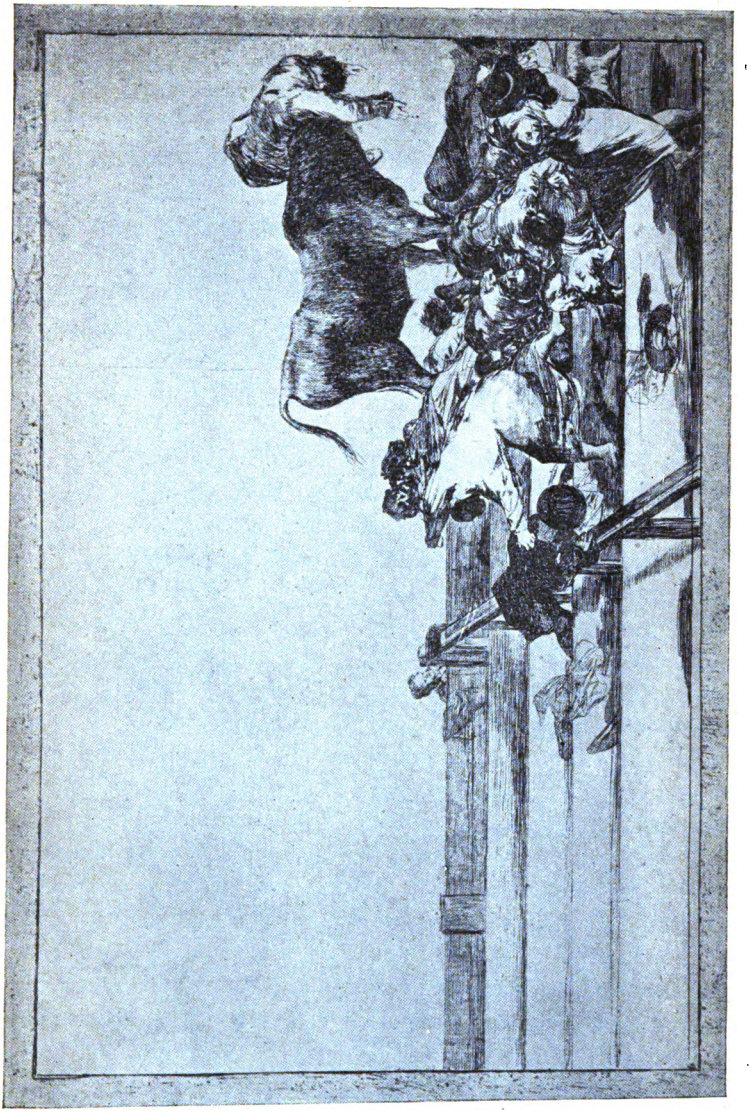


Fig. 276. Ein Unglück beim Stierkampf, das mit dem Tode des Alcalden geendet hat.

Digitized by Google

noch einmal mit dem Haupte nach rechts und links und sinkt dann sterbend zu den Füßen des Siegers langsam nieder.

Frascuelo hat ihm den Lebensnerv durchschnitten. Applaus, Bravos, Ströme des Beifalls ergießen sich von den Stufen des Amphitheaters auf den Tageshelden nieder, der mit seinem blutigen Degen dankend unter Trompetenklängen den Kampfplatz verläßt.

Unter den heiteren Weisen des Orchesters schleifen dann lustig galoppierende Maultierdreigespanne die vielen Tierkadaver in den Vorhof hinaus, und ein Morator vertilgt durch Ausstreuen von Sand die Blutspuren. Zu neuen Kampfesszenen rüsten sich Zuschauer und Toreros!

Bald wiederholt sich das Spiel mit frischen Kämpfern.

Ich habe wenig hinzuzufügen. Ich halte es auch nicht für nötig, die Parallelerscheinungen bei andern Völkern aufzuführen. So grauenvoll deutlich, wie die vorliegende Thatsache, kann keine Kritik reden. Wir müssen uns darauf beschränken, die Entwicklung zu verstehen und diese Entwicklung ist es ja auch, welche uns hier nur fesseln kann. Der Stierkampf in Spanien ist eine ethnologische Thatsache der reiferen Menschheit, deren Urgeschichte bis in die früheste Menschheit hineinreicht. Die Freude am Blute, das Jauchzen über das zusammenbrechende Leben, das Feiern der Tapferkeit der Toreros, das ist der Nachklang aus der Heldenzeit, und diese Heldenzeit selbst ist wieder weiter nichts, als eine Feierung der Triumphatoren des Daseinkampfes, nur ist sie in soziale und ethische Formen gebracht.

Das Bild selbst!

Ich habe in dem vorhergehenden Kapitel in Fig. 211 ein Gemälde wiedergegeben, welches uns den Büffel zeigt, wie er, umgeben von den Prairiewölfen, langsam seine Kraft einbüßt und verkommt. Das Bild des Bisons, des Repräsentanten gewaltiger Körperkraft, könnte hier ebenso gut abgebildet werden. Die fürchterliche Erfindungskunst, welche die Spanier an den

Digitized by Google

Fig. 277. Wie Martincho die Banderillas setzte.

Digitized by Google

Tag gelegt haben, erinnert nur allzu sehr an die Künste eines Mückenschwarmes, der ein in die Sümpfe geratenes großes Tier im Schlafe ums Leben bringt. Wie Wölfe und Hyänen stürzen sich in der Arena die Menschen auf den Koloß. Nur ihre Pfiffigkeit, die Schläue und raffiniert ausgedachten Schelmenstreiche verleihen ihnen den Sieg.

Es ist ein etwas grau gemaltes Spiegelbild des ursprünglichen Daseinskampfes der Menschheit, des Wettringens um Raum, Nahrung und Herrschaft. Es ist ein Spiegelbild, aufgefangen im Glase der reiferen Menschheit.

2. Die Tierfreundschaft.

Die Feindschaft, welche sich austobt, führt öfter denn einmal zur Freundschaft. Außerdem ist der Begriff der Tierwelt nicht als summarische Einheit aufzufassen. Es hat unter den Tieren immer Freunde und Feinde gegeben. Es ist darum wohl berechtigt, sowohl von einer Feindschaft, wie von einer Freundschaft zu reden, die auch heute noch im Herzen der Menschen nachklingt. Es wäre aber eine unberechtigte Forderung, wollte einer die Tiere selbst bezeichnen, auf welche sich diese Feindschaft oder Freundschaft bezieht. Die Wut, die uns heutzutage packt, wenn nächtlicherweile eine Mücke bald das rechte Ohr, bald die linke Seite, bald die Nase brummend bedroht und so am Schlafe hindert, diese Wut hat die Urmenschheit auch gekannt. Sie hat sich aber bei den ältesten Menschen sicher weniger gegen „die Mücke" gerichtet, als etwa gegen ein kleines Wölflein oder dergleichen, das nächtlicher Weile immer wieder heulend und störend an das Lagerfeuer heranschlich. Wir schlagen heute nach unserer Mücke; der Mensch warf einst einen Holzklotz oder einen Stein hinter dem Wölflein her.

Just ebenso ist es mit der Tierfreundschaft. Von einem Seidenspitz hat der Urmensch natürlich nichts gewußt. Ob seine Liebe sich gerade auf einen Mops bezog, möchte ich doch sehr

Digitized by Google

bezweifeln. Nein, die ersten Freunde des Menschen haben ganz anders dreingeschaut und das möchte ich hier zeigen.

Wir können nämlich in der Menschheit zurückblicken so weit wir wollen. Einen Freund hat jeder Mann gehabt. Vielleicht wundert man sich darüber, daß ich den männlichen Freund so betone. Es scheint mir aber fast thatsächlich so, als ob gerade die Männer der niederen Welt mehr derartige tierische Koseobjekte besessen hätten als die Frauen. Ich will hier auch sogleich eine Angabe festlegen, welche die ursprünglichste Freundschaft mit den Tieren nach der Kulturgeschichte hin begrenzt. Je kleiner nämlich und je beweglicher im Herumziehen die Genossenschaft ist, desto deutlicher treten die Spuren der ursprünglichsten Tierfreundschaft auf. Ich will hierfür einige Beispiele geben:

Auf der Insel Sumatra zieht ein kleines Volk familienweise und unstet umher, die Kubus. Von ihnen wird gesagt, daß sie bisweilen einige Vögel in Gefangenschaft hielten und gewöhnlich von einem mittelgroßen Hunde begleitet würden. Die Vögel, die mehrfach als Genossen der Kubus erwähnt werden, haben absolut keinen speziellen Nutzen, sie dienen lediglich einer primitiven Geselligkeit.

Von den Indianern Brasiliens ist viel derartiges erzählt worden. Bei den Coroados am Xipoto fanden Spix und Martius mancherlei Papageien, einige Arten von Waldhühnern; Schildkröten schienen sogar mit zur Familie gerechnet zu werden. Die Indianer trennten sich sehr schwer von diesen kleinen Genossen. An einer anderen Stelle werden ganze Serien von Tieren erwähnt, welche sich in den Zelten wie Freunde und Genossen benahmen. „Oft findet man in den Hütten des Indianers ebenso viele gezähmte Affen als Menschen. Die kleineren Arten sind gleichsam die Schoßhündchen der Indianerinnen, bei denen sie auch während kühler Nächte, wie kleine Kätzchen schnurrend, Zuflucht suchen."

Auf ozeanischen Inseln begegnet uns ähnliches. Die Vorliebe der Naurukanaken für Fregattvögel und eine Schnepfen-

Digitized by Google

art, die, in Mengen gezähmt, bei den Häusern auf eigens dazu errichteten Gerüsten gehalten werden, mag hier besonders betont werden. Eine Hütte ohne diese Vögel hat Senfft auf dieser ganzen Insel nicht bemerkt, sie gehören noch mehr zu jedem Haushalte, als bei uns der Kanarienvogel oder das Rotkehlchen.

Unsere Fig. 278 mag daran erinnern, daß diese Vorliebe für Vögel in unserem Dompfaffenkäfig und in der Vorliebe für einen Papagei oder Kanarienvogel, der dann und wann auch sogar einmal bei geschlossenem Fenster dem Käfig entlassen wird und fröhlich im Zimmer umher flattert, hie und da den Rein-

Fig. 278. Chinesen mit Vögeln spazieren gehend. Nach Hesse-Wartegg.

lichkeitssinn der Hausfrau auf die Probe stellend, nicht gipfelt. In mancher chinesischen Stadt kann man an warmen Sommerabenden die Welt des Gelehrtentumes, der Litteratur, Kaufleute und Stutzer auf den Wällen promenieren sehen mit den Augen herumflanierend oder auch in ein Buch vertieft, in der Hand oder auf der Schulter aber einen kleinen Käfig, in welchem ein Singvogel oder eine Wachtel herumhüpft. Es ist richtig, wenn ein Reisender sagt, das, was das Schoßhündchen bei uns sei, seien die Vögel bei den Chinesen.

Damit haben wir mehr oder weniger Tiere erwähnt, welche der Mensch eingefangen hat. Wir dürfen nicht vergessen, daß

Digitized by Google

es auch solche giebt, welche sich dem Menschen aufdrängten. Und giebt es auch nicht viele, so ist doch ein klassisches Tier zu nennen: der Hund. Die Freundschaft des Menschen mit dem Hunde hat wohl der Hund selbst angebändelt. Als ein frecher kleiner Räuber zog er hinter den Menschen her, an den Lagerplätzen liegen gelassene Knochen aufsuchend und auch sonst häßliche Abfälle aufstöbernd. Der Hund war kein Kostverächter. Zu feige, um großen Widerstand zu leisten, ward er kein besonders ernstlicher Feind des Menschen. Immer näher kam er an das Lagerfeuer, ein gutmütiger Geselle warf ihm einen Knochen hin. Die Freundschaft war eingefädelt.

Man mag vielleicht entgegnen, daß der Mensch den Hund zu Jagdzwecken zu sich herangezogen habe. Damit würden wir aber dazu kommen, den ursprünglichen Menschen eine große, zweckbewußt durchgeführte Handlung zuzuschreiben, welche als eine Erziehungsthat in Wirklichkeit nicht denkbar ist. Gerade beim Hunde, glaube ich, liegt der Fall so, wie ich ihn eben geschildert habe, während bei anderen Tieren die Verhältnisse einen andern Weg gegangen sind.

Um dies zu erhärten, brauche ich z. B. nur einen Bericht wiederzugeben über die Art, wie die Hunde in den Indianerdörfern sich benehmen, eine Art, die unserem Berichterstatter gar traurig erschien, denn er stimmt ein Lied des Jammers an, klagend, wie ihn die Hunde verfolgt hätten:

Die Wilden haben deren stets eine große Menge, welche ihnen unaufhörlich folgen und ungemein ergeben sind. Sie schmeicheln nicht sehr, weil man sie nicht liebkost; sie sind aber kühn und sehr gut zur Jagd. Man richtet sie beizeiten zu den verschiedenen Jagden ab. Die Sorge für ihr Fressen beschäftigt ihre Herren niemals. Sie leben nur von dem, was sie finden können; sie sind auch beständig mager und haben so wenig Haare, daß ihre Blöße sie die Kälte sehr empfinden läßt. Wenn sie nicht an das Feuer kommen können, wo sie nicht alle Raum haben würden, wenn auch niemand in der Hütte wäre, so legen sie sich auf das erste Bette, welches sie antreffen, und

Digitized by Google

man wacht oftmals des Nachts davon auf, daß man von einem Haufen Hunde fast ganz erstickt ist. Man bemüht sich vergebens, sie wegzujagen, sie kommen sogleich wieder. Ihre Unverschämtheit fängt am Tage wieder an. Sie sehen keine Speise zum Vorschein kommen, wovon sie nicht ihr Teil haben wollen. Ein armer Missionar, welcher halb beim Feuer liegt und wider den Rauch kämpft, der ihm kaum erlaubt, sein Brevier zu lesen, ist den Anfällen einer Menge Hunde ausgesetzt, welche vor ihm hin und wieder laufen und nach einem Stück Fleisch rennen, welches sie erblickt haben. Reicht man ihnen etwas zu essen, so hat er Mühe, sich wider diejenigen zu verteidigen, die ihn von vorn angreifen, und wenn er seine Portion in Sicherheit zu haben meint, so kommt einer von hinten, der ihm die Hälfte davon wegschnappt oder es in die Asche fallen läßt.

Ich glaube, hieraus spricht ein gewichtiges Stück Entwicklungsgeschichte. Ich schließe wenigstens hieraus, daß die Feuer-Hütten- und Dorfgenossenschaft mit den Hunden sich auf die Weise eingefunden hat, daß der Mensch dem Hunde erlaubte, dem Feuer immer näher zu kommen.

Wie gesagt, war es wohl bei anderen Tieren ganz anders. Auch hier aber haben wir einige Anhaltspunkte. In Fig. 119 ist eine japanische Zeichnung abgebildet, welche darstellt, wie ein Ainoweib einen jungen Bären nährt. Und gelegentlich der Schilderung amerikanischer Büffeljagden nach Catlin haben wir gesehen, wie die jungen Kälber mit nach Hause genommen werden, auf welche Weise die Indianer ihr Vertrauen zu gewinnen wissen. Damit ist wohl der Weg der Tierfreundschaft nach einer anderen Richtung geboten. Wir hören auch, daß die Indianer junge Vögel aus dem Neste, junge Affen von der Mutter wegfangen, um sie mit nach Hause zu nehmen und hier aufzufüttern.

Einen ausgesprochenen Zweck hat diese erste Zähmung und Anfreundung nicht gehabt, denn es sind zumeist unbrauchbare und wenig nützliche Tiere, welche so in der Gefangenschaft aufgezogen werden. Diese Tiere werden auch zunächst nicht ge-

Digitized by Google

schlachtet, werden nicht gegessen, ihre Milch wird nicht genossen, ihre Eier werden nicht angerührt, — es sind absolut platonische Freunde, diese ersten Tiere.

Erst sehr in zweiter Linie mag eine thatsächliche Verwendung der Tiere stattgefunden haben, eine Ausnutzung zur Jagd, bei der Arbeit, zum Ziehen 2c., in der Viehzucht. Auf der Jagd hat der Mensch die Tiere nicht so kennen gelernt, daß er sich hätte klar darüber werden können, wobei, in welcher Richtung, zu welchem Zwecke man das eine oder andere der Tiere ausnutzen könne. Die Tierfreundschaft muß der Tierzucht vorangegangen sein. Und das ergiebt sich aus sehr vielen einzelnen Zügen. Wenn z. B. noch heute eine große Völkermenge wohl eine umfangreiche Rinderzucht betreibt, niemals aber Milch trinkt, so beweist das, daß das Tier sicherlich nicht des Zweckes halber zuerst gezüchtet wurde, denn sonst würde der Mensch sich bemüht haben, die Ausnutzung möglichst weit und umfassend zu gestalten, er würde sicherlich auch die Milchfrage in den Vordergrund gestellt haben. Ich nehme also an, daß der Mensch zuerst aus reiner Freude an der Kameradschaft, an der Hausgenossenschaft diese Tiere als Junge eingefangen, sie aufgepäppelt, großgezogen und dann immer näher kennen gelernt hat. Bei der Anbahnung der ersten Ausnutzung mag mancherlei Zufall resp. nebensächliche Erscheinung den Menschen zu allerhand Entdeckungen geführt

Fig. 279. Chinesische Jagd auf Fische mit Hilfe von Vögeln. Nach Colquhoun.

Digitized by Google

haben. Der primitive Tierzüchter mag manchmal verblüfft dagestanden haben, wenn sein Zögling plötzlich, dem Instinkte nachgebend, irgend eine räuberische That vollführte, wenn er z. B. aufstieg in die Lüfte, einen Reiher zu töten, wenn er in das Wasser stieß, einen Fisch heraufzuholen, wenn er in die Bäume kletterte und die Früchte herabwarf, wenn er davonsprang und mit einem Hasen wiederkehrte. Diese Beute: Reiher, Fisch, Frucht, Hase waren zunächst sicherlich nicht für den Herrn bestimmt; sie galten vielmehr einem eigenen Frühstück. So dachte das Tier, ganz anders der Herr. Oho, meinte dieser, das könnte man ja ausnutzen! Dann mag der Herr die Beute mit dem Tiere geteilt haben. Ich werde im folgenden eine ganze Reihe von Beispielen bringen, die ich auf derartig primitive Züchtungsversuche, hervorgegangen aus rein platonischer Tierfreundschaft, zurückführe.

Schon die alten chinesischen Berichte haben die verschiedensten Arten des Fischfanges geschildert. Eine ganz hervorragende Stellung nahm jedenfalls der Fischfang mittels Raben ein. Alte Nachrichten sagen: Außer daß die Fischer bei großen Fischereien Netze und bei kleinen Angeln gebrauchen, bedienen sie sich auch in verschiedenen Provinzen einer Art von Raben, die sie dazu ebenso wie die Hunde zur Hasenjagd abrichten. Mit aufgehender Sonne sieht man auf den Flüssen eine Menge Boote, an deren Vorderteilen verschiedene solcher Vögel sitzen. Wenn man ihnen zum Zeichen das Wasser mit einem Ruder schlägt, so fliegen sie in den Fluß, einer hier, der andere da, tauchen unter und führen die Fische, in der Mitte angefaßt, in die Höhe, worauf sie solche in die Barke bringen. Der Fischer nimmt den Vogel, hält ihm seinen Kopf niederwärts und streicht ihm alsdann den Hals mit der Hand, damit er die kleinen Fische, die er verschlungen hatte, wieder von sich giebt. Ein Ring, am unteren Teile des Halses, hatte verhindert, daß solche nicht weiter hinabgingen. Nachdem das Fischen vorbei ist, nehmen sie diesen Ring ab und geben dem Vogel zu fressen. Ist der Fisch für einen Vogel zu groß, dann stehen sie einander bei; einer faßt den Kopf, der andere

Digitized by Google

den Schwanz, und so bringen sie ihn in ihres Herren Boot. — An anderer Stelle wird gesagt: Ist der Fisch für den Vogel zu groß, daß er ihn nicht heraufbringen kann, so macht er ein Geräusch im Wasser, damit ihm der Schiffer zu Hilfe komme. Wenn sie für ihren Eigentümer genug gefischt haben, so wird ihnen der Ring abgenommen, und sie haben Erlaubnis, nun für sich zu fischen. Im Falle sie keine Lust haben, unterzutauchen,

Fig. 280. Chinesischer Fischereivogel. Nach altem Kupfer.

werden sie durch Schläge dazu gebracht. Die Fischer bezahlen dem Kaiser für den Gebrauch dieser Vögel, welche bei den Chinesen sehr viel gelten, eine jährliche Steuer. Einer von denen, die wohl abgerichtet sind, wird oftmals für 50 Tael Silber verkauft, welches an 150 Gulden beträgt. Die Holländer wollten ein paar von einem alten Fischer kaufen, von dem sie einige Karpfen bekamen. Er wollte sie ihnen aber nicht verkaufen, weil sie zur Unterstützung seiner Familie dienten. Er konnte

Digitized by Google

ihnen nicht sagen, woher diese Vögel kämen, oder wo sie abgerichtet würden, und meldete ihnen nur, daß sie ihm von seinen Vorfahren gelassen worden und sehr selten brüteten.

Colquhoun schreibt von seinen Erfahrungen mit den Vögeln:

Die Fischer waren äußerst höflich und zuvorkommend und erklärten sich auf unsere Bitte sofort bereit, uns das Verfahren beim Fischen mit den Vögeln zu zeigen. Auf Befehl des Vor-

Fig. 281. Falkner in Turkestan. Nach Photographie.

mannes löste jeder zwei der Vögel von der Kette, die nun sämtlich paarweise unaufgefordert sich auf den Rand eines der Kanoes setzten, wo sie ein lautes Geschrei, eine Art Krächzen hören ließen, das Hunger anzudeuten schien. Es war ein freßgieriger Schrei, wenn man so sagen darf; vielleicht veranlaßte sie teilweise aber auch ein starker Bindfaden, der ihnen um den Hals gebunden war, um sie am Verschlucken der Fische zu verhindern, das Gekrächze auszustoßen. In wenigen Minuten waren alle

Digitized by Google

30 Fischer in den Kanoes, welche in höchst primitiver Weise aus drei dünnen Planken, die mit Rohr zusammengefügt und vorn und hinten mit einem Querstück versehen, hergestellt waren. Jeder Fischer hatte zwei Vögel bei sich. Auf ein gegebenes Zeichen stießen sie ab und begannen gegen den Strom aufzuarbeiten, wobei sie einen langen Bambusstock als Riemen benutzten und ihre Bewegungen mit lautem Schreien begleiteten.

Dann springen die Flußraben ins Wasser, während die Fischer Netze über Bord werfen, mit denen sie den Fluß absperren. Die Vögel tauchen mittlerweile unter, holen die Beute

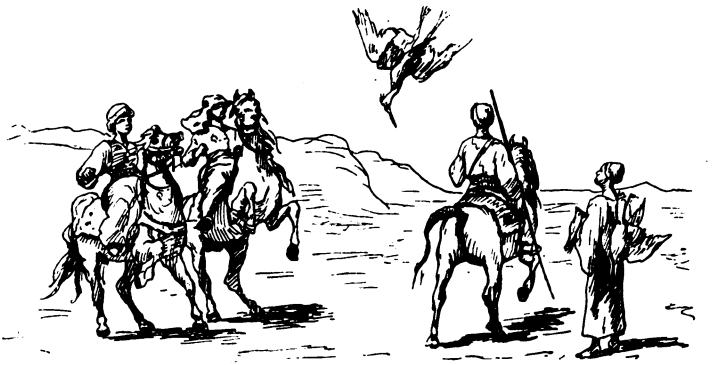


Fig. 282. Reiherbeize in Ägypten. Nach Ebers.

herauf und bringen sie den Fischern. Leider wurden bei dem Zuge, dem wir zusahen und der etwa zehn Minuten dauerte, keine Fische gefangen, wahrscheinlich, weil, wie die Leute erzählten, es nicht die richtige Tageszeit — es war 8 Uhr morgens — war. In einzelnen Gegenden Chinas sollen die Vögel so klug und so vorzüglich abgerichtet sein, daß sie ohne den Halsring losgelassen werden und doch die Fische abliefern. Sie scheinen die Stimme ihres Herrn zu kennen und kehren auf dessen Ruf sofort zurück. Fängt einer derselben einen Fisch, der für ihn allein zu schwer ist, so soll ein zweiter ihm zu Hilfe kommen. Nach jedem Fange erhalten sie zur Belohnung etwas

Digitized by Google

Futter, entweder einen Fisch oder ein Stück Bohnenkuchen. (Siehe Fig. 279 und 280.)

Ein Beispiel dieser Art genügt. Ich brauche nicht mit gleicher Ausführlichkeit auf die Reiherbeizen, die Verwendung von Falken und Steinadlern zur Jagd hinzuweisen. Wir werden hier genau dieselbe Erscheinung haben. Ursprünglich aus Nestküken aufgezogen, waren die Tiere erst nur Hausgenossen. Eines Tages leitete der Instinkt sie zu der Jagdart ihres Schlages, und des Menschen zweite Thätigkeit beruhte nur darin, solche Jagdform für sich auszunutzen. Dabei ergab es sich von selbst, daß die Jagdvögel nicht nur selbst jagten. Auch der Lockvogel ward so ohne weiteres entdeckt. Der Mensch kann mit Leichtigkeit gesehen haben, wie eine gefangene Taube z. B., auf einer Stange vor dem Hause sitzend, alsbald verschiedene wilde Genossinnen auf die in der Nähe stehenden Bäume lockte. Der Mensch griff zum Bogen, nutzte die Gelegenheit, schoß die herangelockten Tiere nieder. Er setzte darauf den Vogel in den Busch, verbarg sich selbst zwischen den Zweigen, wieder lockte die Taube ihre Genossinnen, — eine neue Jagdform, welche in der Südsee z. B. sehr verbreitet ist, war erobert.

Der Ausnutzung der Tierwelt ging also in ersten Zeiten ausgedehntere und eingehendere Bekanntschaft und Freundschaft voraus. Das ist bei uns heute noch ebenso. Ich erinnere nur an die Katzen und an die Brieftauben. Die Katze vertritt das zweite Stadium, jene Form, in welcher das Tier nur zum Freunde geworden ist, sich selbst überlassen ist und einen behaglichen Lebenswandel führt. Wenn wir Mäuse haben, schaffen wir uns eine Katze an, der Katze brauchen wir nur wenig Essen zu geben, und sie jagt die Mäuslein. Angenommen nun, wir wären ausgeprägte Liebhaber von Mäusebraten, dann würden wir den letzten Teil der Zucht wohl auch durchzuführen vermögen, wir würden es der Katze beibringen, die Mäuse zu apportieren und abzuliefern. Nach altem Schema wäre damit eine neue Jagd, ein neuer Braten eingeführt. In dem Momente, wo ich dieses schreibe, packt mich ein großes Interesse für

Digitized by Google

den Fall. Wahrhaftig, Mäusebraten muß ganz gut schmecken. Die Tiere nähren sich sehr redlich von Brot und sauberem Speck, dann und wann vielleicht vom Tapetenkleister, aber so schlimm ist die Nahrung auch nicht, — wahrhaftig, man sollte die Mäusespeise einführen, sie scheinen mir appetitlicher als Froschschenkel.

Fig. 283. Die Katze als Jagdtier bei der Vogeljagd. Altes Ägypten. Nach Wilkinson.

Man sieht, es ist dies ein sehr leicht zu verstehender Entwicklungsgang, der nur da hinauszielt, das auszunutzen und anzuwenden zu verstehen, was die Natur in der Tierwelt auf dem Präsentierteller bietet. Der Ägypter, der eine Katze zum Vogeljagen benutzte (siehe Fig. 283), Affen zum Ernten und Früchtesammeln (siehe Fig. 284), hat der tierischen Hausgenossenschaft noch näher gestanden als wir und konnte somit auch manches Experiment ausführen, welches sich den vorherbeschriebenen Ver-

Digitized by Google

suchen und Unternehmungen direkt anschloß. Wenn der indische Fürst Leoparden auf der Jagd benutzte, so will das alles auch nicht viel mehr heißen. Sicher ist jedenfalls, daß die ersten Epochen der reiferen Menschheit eine große Menge von Experimenten dieser Art gezeitigt haben, von denen viele allerdings nur eine vorübergehende Bedeutung gehabt haben. Erhalten hat sich das Allerwenigste. Dies Wenige aber ist immer weiter ausgebildet worden, immer verfeinert worden; die Zucht wurde vervollständigt, die Psychologie des Tieres wurde auf praktischem

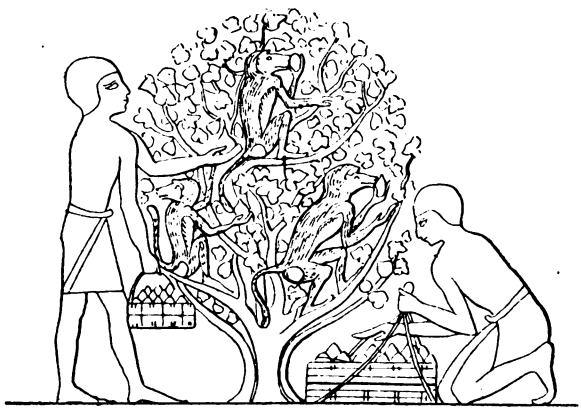


Fig. 284. Affen helfen bei der Feigenernte. Altes Ägypten. Nach Erman.

und theoretischem Wege studiert, Probleme der Rassenmischung drängten sich auf; so wurde aus der urwüchsigen Ausnutzung eine Kunst.

Mag diese Kunst auch noch so hoch entwickelt werden, sie reicht zurück bis in die frühesten Zeiten der Menschheit. Sie wird fortgeführt werden bis zum Aussterben des letzten Tieres.

Und immer wird die ursprüngliche Regung wieder durchdringen. Der Jäger, welcher gar einsam mit wenig menschlichen Hausgenossen und mehreren Hunden, dazu wohl einem gefangenen Fuchse, einigen Vögeln und dergleichen lebt, der wird

Digitized by Google

uns immer wieder erfreuen und erfrischen, wenn er in gutherzigem Jägerlatein allerhand aus dem Leben von der Klugheit der Tiere zu erzählen weiß. Wir mögen oft lachen; es ist sehr viel Wahres daran. Dieses Leben mit der Tierwelt hat außerdem eine Folge, die wir den einzelnen Ständen und gerade dem Jäger oftmals anzumerken vermögen. Jeder, der einige wirkliche, echte Jäger — ich meine natürlich nicht Sonntagsjäger — kennt, wolle sich einmal die Frage vorlegen, ob diese Leute nicht eine ganze Reihe von Charaktereigentümlichkeiten haben, deren Entwicklung vielleicht auf den ständigen Verkehr mit der Tierwelt zurückgeführt werden kann.

Und doch liegt die höchste Kunst noch nicht beim dressierten Hunde.

Nicht nur die jägerischen Eigenschaften der Tiere hat der Mensch auszunutzen verstanden. Er hat auch andere Eigenschaften erkannt und zu verwenden gewußt. Wir kommen an eines der wichtigsten Kapitel der Kulturgeschichte, die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Fahrwerkzeuge. Ehe der Mensch die Tiere zum Fahrdienste, also zum Ziehen benutzte, war die Transportform eine recht kümmerliche. Auf dem Wasser hatte man es ja ziemlich weit gebracht (siehe das entsprechende Kapitel über die Entwicklungsgeschichte der Schiffahrt im dritten Buche meiner Weltgeschichte des Krieges), auf dem Lande kannte man aber wenig mehr als den Transport auf den Schultern, resp. auf der Tragbahre (siehe Fig. 285). Jedenfalls ist so viel sicher, daß der Mensch direkt oder indirekt Transporteur resp. Träger war (siehe auch Fig. 296 und 297). Mit der Ausnutzung der Tierwelt änderte sich dieses von Grund auf. Die Tierwelt hat den Menschen zur Erfindung des Schlittens und des Wagens gedrängt.

Fig. 285. Frau aus Palästina, ein Kind auf den Schultern tragend. Nach Mason.

Wie der Schlitten erfunden wurde?

Ich glaube, die Sache war sehr einfach. Man hatte viel-

Digitized by Google

leicht einen Hund an ein Brett festgebunden, damit er nicht entwischen könne. Der Hund zog an, schleifte im Schnee das Brett mit. Der Mensch sprang schnell auf das Brett, um es so zu beschweren und festzuhalten. Und heisa! von dannen sauste die erste Schlittenfahrt, der nur noch der Zügel fehlte. Die große Entdeckung war gemacht. Es bedurfte nur geringer Umformungen.

Wir können es nicht beweisen, aber es ist anzunehmen, daß die Hunde die ersten Zugtiere in diesem Sinne waren. Ich habe aber diesen Fall nicht genügend untersucht; auch das Renntier könnte in Frage kommen. Von anderen Tieren glaube ich das nicht, da sie nicht eigentlich Hausfreunde und gleichzeitig ihrem natürlichen angeborenen Schrittmaße zufolge als Schlittenzugtier geeignet waren. Es ist übrigens, da ich mich bei den Tieren aufhalte und die Beziehung des Menschen zu den Tieren in diesem Werke das Grundthema bildet, nicht meine Sache, mich auf die Entwickelungsgeschichte des Schlittens oder des Wagens einzulassen. Jedenfalls ist der Gedanke sehr naheliegend, daß, nachdem einmal der Schlitten auf winterlichen Eisgegenden erfunden war, der Wagen resp. das Walzenrad in sommerlichen Gegenden nicht zu spät folgte. Daß der Begriff des Schlittens oder das wesentliche Hilfsmittel des Tieres der Menschheit nicht unbekannt war, geht aus der Art und Weise hervor, in welcher die alten Assyrer, Ägypter und wohl auch die alten amerikanischen Kulturvölker ihre großen Steinblöcke „schleiften". Daß das Walzenrad nicht unbekannt war, geht

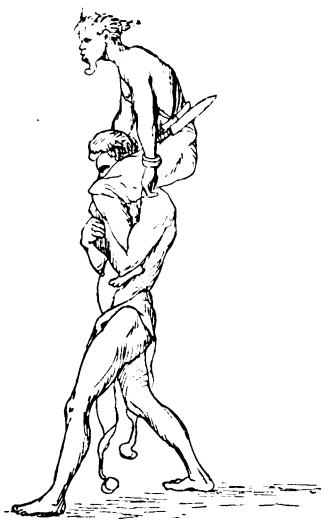


Fig. 286. Ein Vornehmer auf den Schultern seines Sklaven. Lunda. Nach Pogge.

Digitized by Google

aus der Methode hervor, in welcher die alten Schiffbauer primitivster Sorte ihre Boote auf Rollen aus dem Wasser aufs Land und vom Lande in das Wasser zurückrollen ließen.

In welcher Reihenfolge nun die verschiedenen Tiere das Ziehen lernten und ausführen mußten, kommt hier verhältnismäßig wenig in Betracht. Es steht fest, daß von den vielen Tieren (Hund, Kamel, Renntier, Ochse, Esel, Pferd, Elefant 2c.), welche den Zugstrang der Schlitten und Wagen gezogen haben, nur sehr wenige in dieser Arbeitsleistung sich bewährt und erhalten haben. Der Elefant mit seiner Riesenarbeitskraft ist

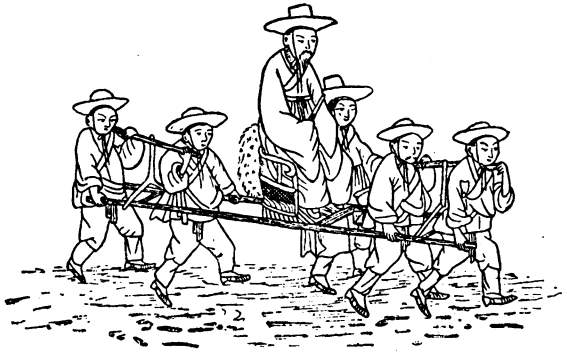


Fig. 287. Koreanischer Vornehmer auf der Tragbahre. Nach Zeichnung.

durch die geringe Menge seiner Vertreter und seiner klimatischen Bedürfnisse begrenzt. Der Hund hat sich mehr vor dem Schlitten als eigentlich vor dem Wagen bewährt; das Kamel hat einen nicht gerade sehr angenehmen Tritt, und der Ochse ist einerseits zu plump und schwer, anderseits entweder zu langsam oder zu schnell. Bleibt als wichtigstes Zugtier das Pferd übrig. Und das Pferd übernahm noch eine weitere Thätigkeit; es ließ sich ausbilden zum wichtigsten Reittiere des Menschen.

Die verschiedenen Tiere haben ihre verschiedenste Bedeutung angenommen, an jedem einzelnen hat der Mensch eine besondere Stärke herauszufinden gewußt, oder man kann es auch so sagen:

Digitized by Google

Fig. 288. Giljakischer Hundeschlitten. Ohne Zügel. Nach Schrenk.

Digitized by Google

jedes einzelne wußte dem Menschen eine besondere und eigenartige Kulturförderung aufzudrängen. Gelehrte, die, wie z. B. Heinrich Schurz, mehr das Geniale und Schöpferische, das Emporschnellende der menschlichen Kultur betonen, sagen, der Mensch habe es den Tieren abgelauscht, habe den Fortschritt den Tieren aufgezwungen. Ich dagegen werde immer mehr dazu neigen, das Triebartige der menschlichen Kultur zu betonen. Ich bezweifle es und werde es fürs erste immer bestreiten, daß es überhaupt möglich wäre, die Natur zu beobachten mit dem ausgesprochenen Zwecke, eine Förderung zu entdecken. Das ist sowohl für die Naturvölker wie fast sogar für uns unmöglich.

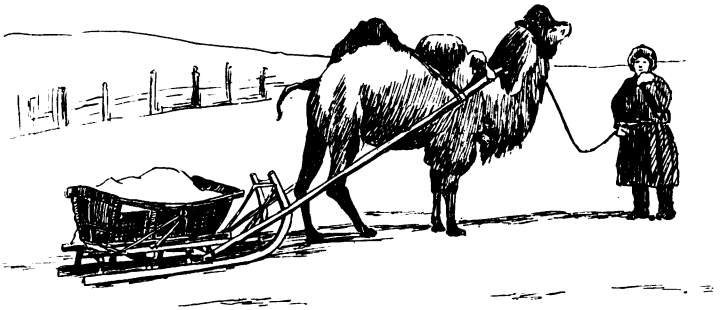


Fig. 289. Eisschlitten der Buriäten. Am Amur. Nach Photographie.

Wolle mal einer etwas erfinden und erfinde er es! Was der Mensch nicht beobachtet hat, das kann er nicht nachmachen, nicht erzielen. — Deshalb sage ich, die Tiere haben sich dem Menschen aufgedrängt. An anderen Orten spreche ich davon, daß die Natur, sei es das Pflanzenleben, sei es eine physikalische Eigenschaft, sei es was es für eine Naturerscheinung geben mag, dem Menschen sein Wesen lehrte. Sicher ist für mich, daß zuerst immer die Erfahrung war, die Erfahrung und die Beobachtung.

Ich stehe auf dem Standpunkte, zu behaupten, daß das einzige, was den ursprünglichen Menschen vor allen anderen Geschöpfen dieser Erde auszeichnete, ein schnelles und scharfes

Digitized by Google

Erfassen der Ausnutzungsfähigkeit gewesen ist, eine Fähigkeit, die ihn überall so bald erkennen ließ, in welcher Richtung eine von der Natur gegebene Thatsache oder Erscheinung ausnutzungsfähig sei. Der Mensch hat in diesem Falle eine außerordentliche Ähnlichkeit mit seinem Vetter, dem Affen. Eine bekannte Eigenschaft, deretwegen man ähnlich funktionierenden Menschenkindern das schöne Beiwort Affe beilegt, hat sicherlich dem ursprünglichen Menschen nicht gefehlt. Nur daß bei den Menschen das Talent sich mit klarem Bewußtsein der Nützlichkeit gepaart und entwickelt hat, während beim Tier, insbesondere beim Affen, langsam die Nachbildungskraft zur automatischen, geistlosen Thätigkeit herabsank. Die Nachahmungskunst des Affen ist aus derselben Quelle hervorgegangen wie die Schöpfungskraft des Menschen, nur daß wir beim ersteren eine traurige

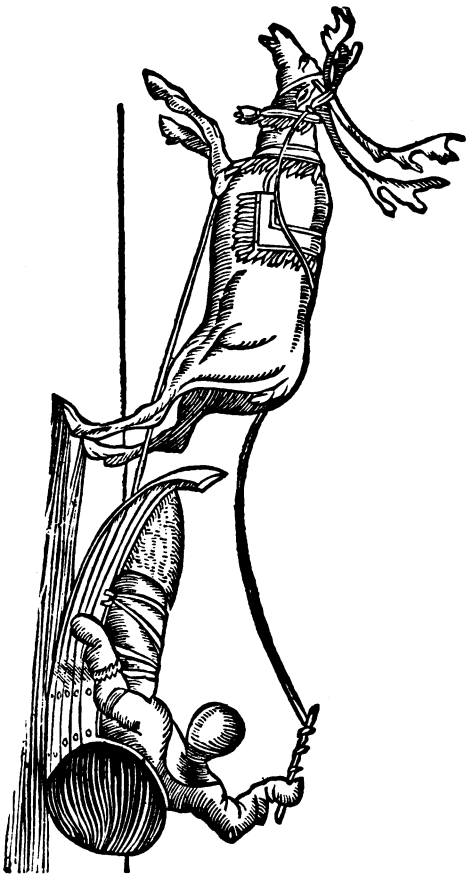


Fig. 290. Rentierschlitten der Lappländer. Nach dem alten Scheffer.

Digitized by Google

Verkümmerung, beim letzteren eine großartige Entwickelung beobachten können.

Fig. 291. Ochsenschlitten auf Madeira. Nach Photographie.

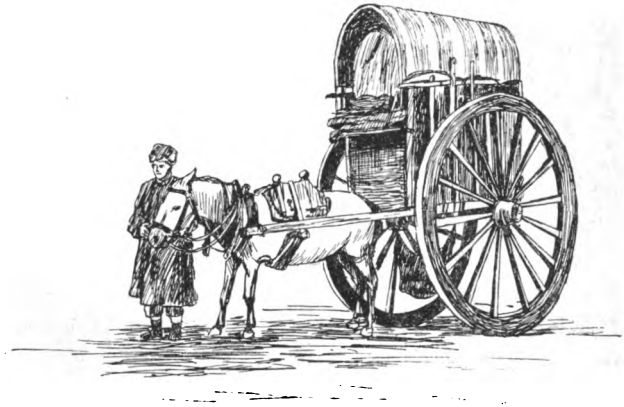


Fig. 292. Persischer Reisewagen; Baku. Nach Photographie.

Eine solche Meditation gehört wohl in ein Buch, welches das Verhältnis zwischen Mensch und Tier und die Entwickelung des Menschen bis in seine reiferen Epochen verfolgen soll.

Digitized by Google

Diese natürliche Betrachtung wird immer mehr Wert behalten als pompöse Konstruktionen, wie sie pietistische Menschen heute noch gerne ausführen. Wir können stolz sein, können uns über jede neue Erkenntnis freuen, wenn wir auch vielleicht zunächst nicht immer das Grandiose und Größere in der neuen Erkenntnis zu verstehen vermögen. Es wird mir ein Stolz sein, und ich werde es immer mit vollstem Ernste und größter Energie betonen, daß ich glaube: je tiefer wir die Quelle des Menschentums legen, desto großartiger muß sich das Bild seiner Schöpfung gestalten. Unser Streben muß

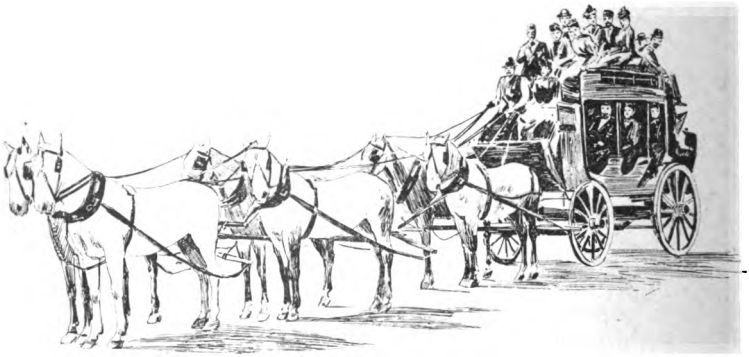


Fig. 293. Mailcoatch. Nach Photographie.

dahin gehen, die kulturelle Entwickelung des Menschen vom Tiere bis zu uns hinauf zu verstehen. Und es wird mir immer wieder Freude bereiten, in Anbetracht des Ernstes und der Schwierigkeit der Aufgabe, mich in der Mußestunde wieder einmal recht herzlich auslachen zu können, wenn etwa die Kölnische Volkszeitung und Genossen in tiefer Erregung der Welt wieder kund thun, daß Leo Frobenius, wie sie sich so scherzhaft ausdrücken, „für die Affentheorie Lanzen gebrochen" habe.

Lassen wir uns dadurch aber nicht von unserem Wege abbringen, und leben wir der Überzeugung weiter, daß die Wissenschaft auch ohne Erlaubnis der Kölnischen Volkszeitung sich

Digitized by Google

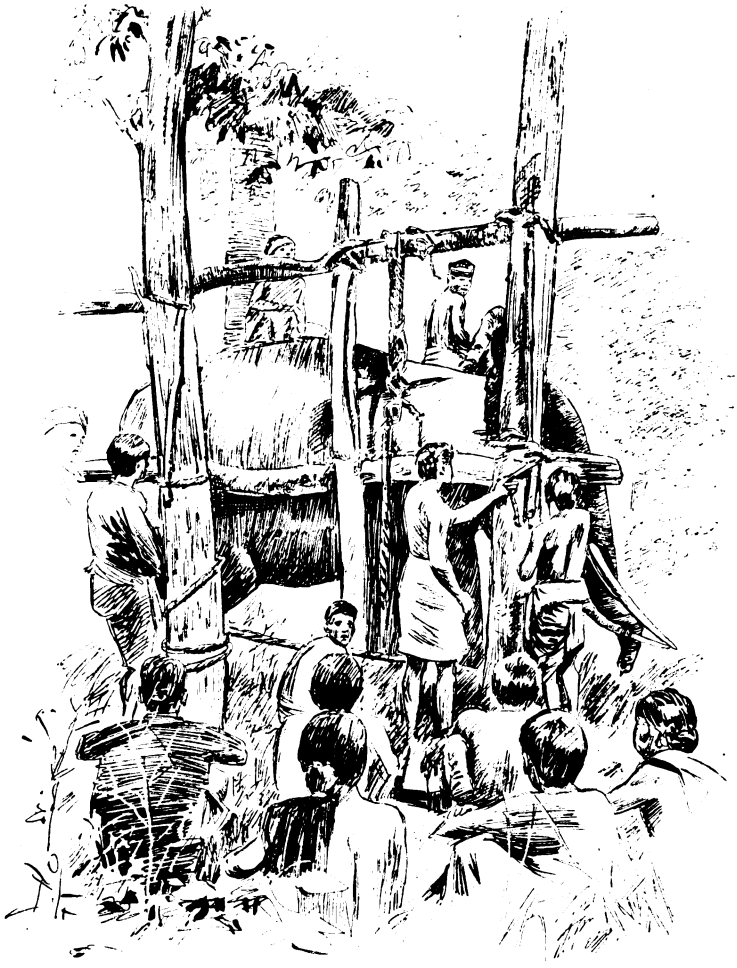


Fig. 294.
Indiſcher Elefant neu eingefangen zum Zähneabſchneiden gefeſſelt. Nach Photographie.

Digitized by Google

weiter entwickeln wird. Jeder Mensch, der ein Stück von der wahren Religion im Leibe hat, gleichgültig ob er Jude oder

Fig. 295. Indische Elefanten bei der Arbeit. Nach Photographie.

Fig. 296. Indischer Elefant, Baumstämme ziehend. Nach Ferraro.

Christ, Protestant oder Katholik ist, wird religiös bleiben können, unbeschadet der Affentheorie. Wir wissen heutzutage so

Digitized by Google

vieles von menschlichen Schwächen, welche sich in allen Arten aller Religionsgeschichten abgespielt haben, daß wir wohl sagen können, eine weitere Erkenntnis kann eher fördern als schaden. Wer an Gott glaubt, der kann höchstens an Ehrfurcht, Dankbarkeit, Hoffenskraft gewinnen, wenn er sieht, daß die gnädige Erhöhung des Menschen aus noch viel tieferen Stadien ihn hinaufzog, als man bis dahin geglaubt hat.

Und nun kommen wir zu der größten Leistung, welche tierische Kraft im Dienste des Menschen vollbracht hat. Viehzucht und Ackerbau, die beiden gewaltigen Stützen unserer Kultur, erheben sich als mächtige Leistungen, man möchte sagen als ewige gewaltige Faktoren aus der Freundschaft, der Bekanntschaft, der Tändelei mit dem Tierleben. Man hat früher so oftmals Stufen der Entwickelung in bestimmten Reihenfolgen aufstellen wollen: Jägerleben, Nomadentum, Ackerbau. Das hat sich längst als irrtümlich erwiesen, allein deswegen schon, weil ohne Viehzucht eigentlich kein Ackerbau und ohne Ackerbau keine Viehzucht möglich ist. Das will ich hier auch mit wenigen Worten besprechen.

Fig. 297. Indonesier mit dem Pflanzstock. Nach Jacobsen.

Die erste Stufe der Menschheit repräsentierte jedenfalls Jäger und Sammler. Man hat Larven und Käfer und Eier und Beeren und Früchte und Wurzeln gesammelt. Besonders den Frauen fiel solches zu. Der Mann ging auf die Jagd. Vom Sammeln der Wurzeln und Früchte kam man sehr leicht zum Anpflanzen. In ausgezeichneter Weise zeigt sich uns der

Digitized by Google

Übergang vom Sammler zum Pflanzer bei einem Volke, welches zwischen Lomami und Tschuapa im Innern Afrikas wohnt, bei den Botua. Ein Bekannter schrieb mir hierüber vor mehreren Jahren:

Die Botua achten beim Jagen und Umherziehen auf eine bestimmte Pflanze, deren Wurzel sie gerne essen. Sie ziehen sie deshalb, wo sie sie finden, aus dem Boden und bringen sie mit

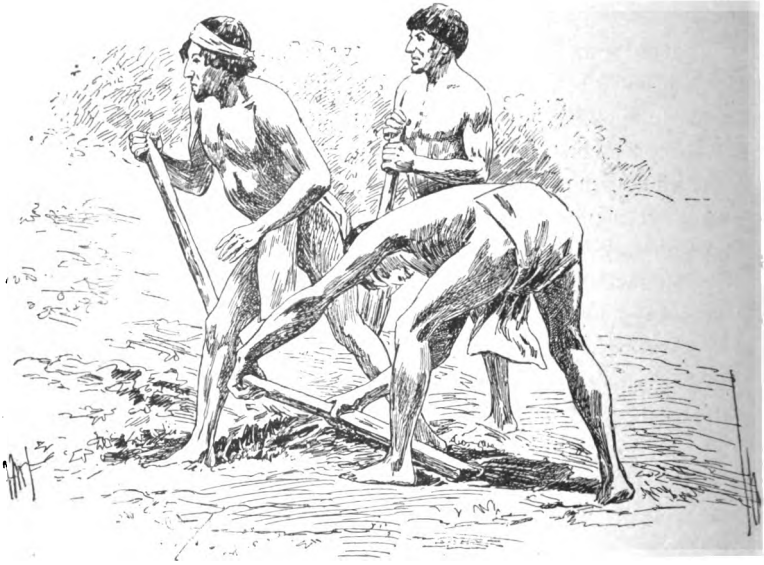


Fig. 298. Südamerikaner, die Erde bearbeitend. Nach Photographie.

in das Lager. Die Frauen graben sie alsdann wieder ein, zumal wenn genug zu essen vorhanden ist, bis Nahrungsmangel eintritt oder bis ein anderer Wanderplatz aufgesucht wird. Dann gräbt man im Boden die Wurzel wieder aus. Meist hat sie dann aber schon wieder Wurzel gefaßt und einen neuen Sprossen getrieben. Die Art der Wurzel war den Negern, welche eingehend hierüber berichteten, unbekannt. Nur die eigentlichen Zwerge kennen sie. Es sind oft die Männer, meistens aber die Frauen,

Digitized by Google

welche die Wurzeln nach Hause bringen. Es sind aber immer die Frauen, welche sie wieder anpflanzen. Meist sagen die Männer, wenn sie sie auf der Jagd angetroffen haben, den Frauen, wo sie die Wurzeln finden würden. Die Frauen holen sie dann. Das Eingraben hat lediglich den ausgesprochenen Zweck, die Wurzeln frisch zu erhalten. Das Anwachsen ist nur eine Folge.

Wir haben hier ein ziemlich genaues Beispiel, wie man sich den ersten Anbau von Pflanzen vorstellen kann. Das Beispiel ist auch insofern hochinteressant, als es uns zeigt, wie der Mensch zunächst nicht aus dem Samen, sondern aus der Wurzel gezogen hat. Der erste Anbau war also ein Wurzelanbau.

Fig. 299. Südamerikanisches Pflanzerwerkzeug. Nach spanischem Holzschnitt.

Sehr schwierig ist nun der erste Samenanbau zu verstehen. Ich möchte zunächst hierfür die Tierwelt verantwortlich machen. Für diese Annahme ist mir genau das Gleiche ausschlaggebend, was auch Hahn und andere Gelehrte zu einer Trennung der ursprünglichen Anpflanzungsweise veranlaßt hat. Nach jener Zeit der ersten „Aufbewahrungen im Boden", wie wir sie eben bei den Botua kennen gelernt haben, folgte die Zeit eines regelmäßigen Anbaues; zum Hackbaue wurde nur die Hacke verwendet. Die Botua verwendeten den Grabstock (siehe Fig. 297—302). Erst in der dritten Epoche der Körner- oder Samenzüchtung tritt der Pflug auf, und dieser Pflug ist nicht anders zu verstehen als in Verbindung mit der Viehzucht. Immer sind es Tiere, welche den ersten Pflug ziehen. (Siehe Fig. 303.) Wenn dann und wann einmal eine Frau hilft, dann kann das noch nicht ausschlaggebend sein. (Siehe Fig. 304.)

Wie haben wir uns nun die Entstehung des Pfluges zu denken?

Digitized by Google

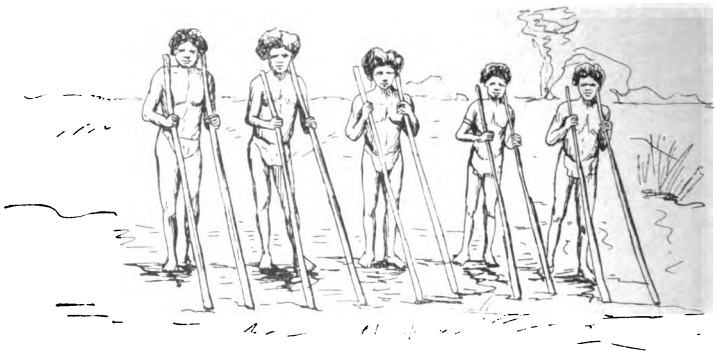


Fig. 300. Papua, die Erde mit Stöcken bearbeitend. Nach Haddon.

Sind die Menschen die ersten Samenesser oder sind es die Tiere?

Die großen Fragen stehen immer noch offen. Es kann auch nicht meine Sache sein, gerade an dieser Stelle hier eine neue Theorie, betreffend die Entstehungsgeschichte des Ackerbaues, zu entwerfen. Ich möchte nur auf einige hauptsächliche Thätigkeiten der Tiere bei dieser Entwickelungsarbeit hinweisen. Für mich ist die erste Frage, wie die erste Saatrinne entstanden ist. Der erste Pflug zeichnet sich vor einer zweiten Form dadurch aus, daß er nicht die Aufgabe hat, die Erde zu lockern, sondern eine Rinne zu ziehen, eine

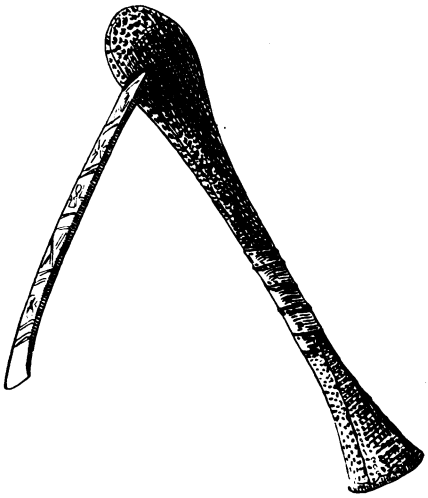


Fig. 301.
Erdhacke als Häuptlingszeichen bei den Bassonge Innerafrikas. Der Stiel mit Kupfer beschlagen, die Klinge tauschiert. Im Besitze des Verfassers.

Digitized by Google

Furche. Mit der Ackerfurche muß der Ackerbau angefangen haben.

Die erste Furche sehe ich in dem Gleise, welches ein ziehendes Tier im Boden gerissen hat. Ob dies erste Instrument ein vom

Fig. 302. Plantagenarbeit im Bismarckarchipel. Nach Hesse-Wartegg.

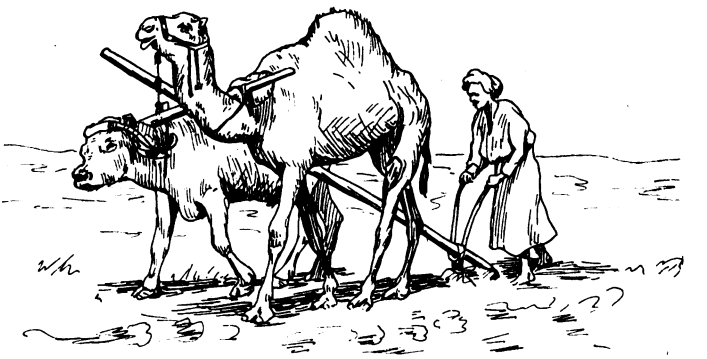


Fig. 303.
Moderner ägyptischer Pflug. Ausnahmsweise neben dem Ochsen ein Kamel. Nach Ebers.

Tiere zum Lager gezogener Baumstamm oder ein Schlitten war, — diese beiden Gegenstände scheinen mir hauptsächlich in Betracht zu kommen —, weiß ich nicht. Das ist auch verhältnismäßig nebensächlich. Jedenfalls erscheint mir der Schlitten

Digitized by Google

wahrscheinlicher, denn er giebt uns gleichzeitig die beste Lösung, wie der Mensch hinter die günstige Verwendung der Furche gekommen sein könne. Nehmen wir nämlich z. B. an, auf dem Schlitten habe sich eine Ladung trockener oder wenigstens reifer Hirse, Weizens oder dergleichen befunden, welche der Asiat nach Hause fuhr, sei es, um Futter für die Haustiere oder auch um eine Streu daraus zu bilden, zum Dachdecken oder endlich aber, um aus den zusammengerafften Bündeln die Samen-

Fig. 304. Chinesischer Bauer mit Esel und Frau pflügend. Nach dem alten Nieuhof.

körner herauszuklopfen und sie zu Brei zu verarbeiten. Die reifen Hirse- oder Weizenkörner fielen vom Schlitten. Nur wo sie im feuchten Grunde der Furche, die zudem nachher leicht wieder zusammenfiel, zu liegen kamen, faßten sie Wurzel, kamen sie zum Keimen. Als der Mensch im nächsten Frühjahr des selbigen Weges kam, sah er allenthalben längs der Furche die Hirse oder den Weizen angebaut. Da hat er sich denn vielleicht gefragt, warum er denn gerade immer so weit laufen müsse bis dahin, wo sich ein natürliches und mit Gras gemischtes Hirsefeld vor-

Digitized by Google

finde. Hinter seinem Hause hat er daheim den Stier nochmals Furchen ziehen lassen und ist nun hinterher gegangen und hat die Hirse hineingestreut. Dann hat er sein Instrument verbessert, indem er statt des breitspurigen Schlittens die Eisenhacke durch das Erdreich hat gleiten lassen. Der erste Ackerbau war fertig.

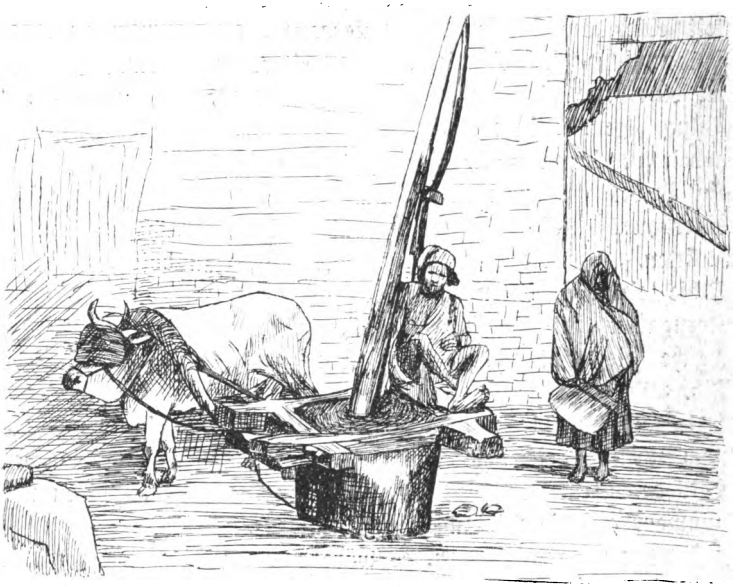


Fig. 305. Indische Ochsenmühle. Nach Photographie.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß der Schlitten wohl nur im Winter und auf Schnee benutzt worden wäre, das ist aber sicherlich nicht richtig. Noch heute dient er den Holzschleifern im Gebirge, wir finden ihn angewendet noch auf den Philippinen. Ich verweise außerdem auf unsere Fig. 291. Ich muß annehmen, daß der Schlitten älter ist als der Wagen, daß der Schlitten im Sommerleben Asiens überhaupt erst durch den Wagen verdrängt worden ist, daß der Wagen erst nach der

Digitized by Google

Verbreitung des Ackerbaues oder Hand in Hand mit demselben gehend seine Entwickelung oder Entstehung oder weitere Verwendung gefunden hat. Also wenn der Schlitten auch im Schnee entstanden ist, geht doch sogar noch aus der heutigen Verbreitung hervor, daß seine Anwendbarkeit sich einstmals weit über die Schneelandschaft hinaus erstreckt hat.

Haben wir auf die vordem geschilderte Weise die Möglichkeit einer Entwickelung des Ackerbaues, des Körnerbaues, gefunden, so müssen wir hier auf die weitere Verwendung der Tiere im Ackerbaue hinweisen. Rinder waren es, welche den ersten Pflug zogen. Rinder haben mit ihren Hufen zuerst die Drescharbeit verrichtet. Ja, hier treffen wir sogar etwas, was wie ein Beweisstück für unsere Annahme der Entstehung des ersten Ackerbaues aussehen könnte. Ich meine nämlich den Dreschschlitten. Um die Körner aus den Halmen zu holen, zieht ein Ochse einen Schlitten über die auf der Tenne ausgebreiteten Korngaben. Ochsen sind es auch, welche den Mahlstein ziehen, welche die erste Mühle ins Leben gerufen haben. (Siehe Fig. 305.)

Nachdem wir uns derart bemüht haben, ein wenn auch noch unklares, so doch immerhin einigermaßen verständliches Bild der Entstehung des Ackerbaues zu gewinnen, wollen wir nunmehr auf die Viehzucht eingehen.

Man wird mir sagen, es wäre doch gerade so gut möglich, daß eine ausgedehnte Viehzucht dem Ackerbau vorangegangen sei, und alles, was ich bisher gesagt habe, beweise noch absolut nicht, daß der Ackerbau und die Viehzucht gleichzeitig entstanden seien.

Zur Beantwortung dieser Frage muß zuerst einmal festgestellt werden, wie man sich die Entwickelung der Viehzucht selbst überhaupt vorstellen kann. Die Annahme, daß die Menschen eines Tages von der Jagd junge Kälber mit heimgebracht hätten (siehe das oben von Catlin bei der Bisonjagd Gesagte), daß sie diese Kälber immer eingesperrt gehalten hätten, bis sie sich vermehrt hätten, diese Ansicht darf ich so ohne

Digitized by Google

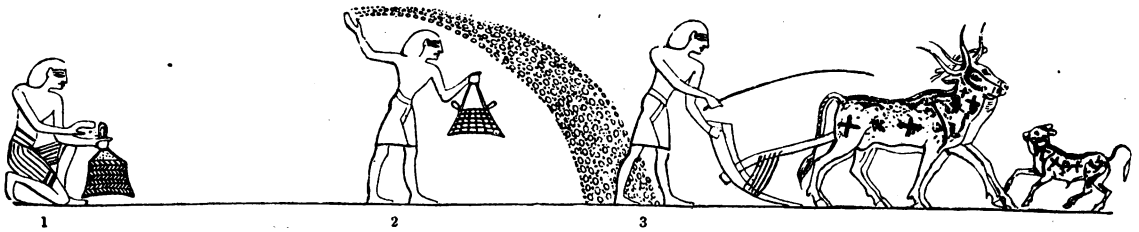


Fig. 306. Pflügen und Säen bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson.

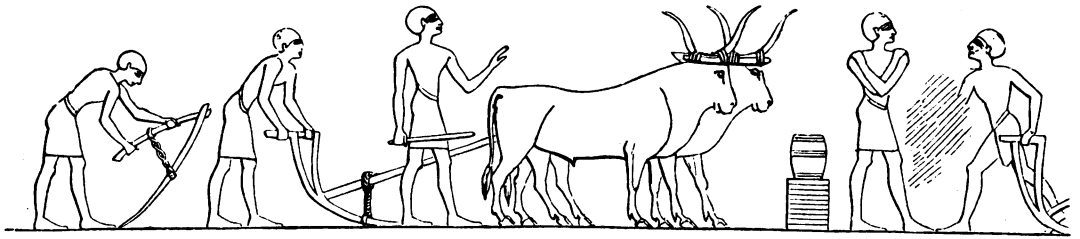


Fig. 307. Pflügen und Hacken bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson.

Digitized by Google

weiteres mit den letzten Schlußfolgerungen nicht zulassen. Jedes Haustier ist im Dienste des Menschen erst langsam erzogen worden, nicht nur stückweise, nein, durch lange Generationen. Wenn die ersten eingefangenen Kälber sich dem Großwerden näherten, dann wurden sie just wieder so wild, wie ihre durch die Steppen brausenden Eltern. Gar manches Mal wird der heranwachsende Stier wieder in die Steppe entlaufen sein. Nur dadurch, daß er immer wieder eingefangen wurde, der Urgroßvater, der Großvater, der Vater, der Sohn, der Enkel usw. usw.,

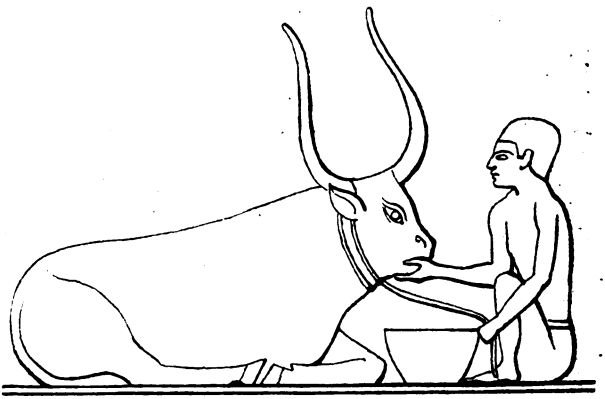


Fig. 308. Hirt mit seinen Tieren. Nach Erman.

dadurch erst wurde ein wenig Raison in die Herde gebracht. Die erste eingefangene und aufgezogene Kuh hat sich sicher nicht vermehrt, ebenso wenig wie der kleine Bär der Ainо, den die Ainofrau genährt hat. Die Arbeit von Generationen gehörte zu dieser Erziehung, zu der Erziehung selbst eine regelmäßige Thätigkeit und zur Ausübung dieser gleichmäßigen Thätigkeit die gleichmäßige Lebensweise des Menschen.

Nun war zur Zeit des Hackbaues, in jener Epoche, die dem Ackerbau vorausging, die Beschäftigung des Menschen noch sehr wenig gleichmäßig. Die Arbeit im Garten — die Zeit des Hackbaues kannte nur Gärten und noch keine Felder — wurde

Digitized by Google

ausschließlich von der Frau verrichtet. Wir sahen schon, daß die Frau die ersten Knollen wieder in die Erde that, wir können hier feststellen, daß aller Hackbau in allen Kontinenten von den Frauen verrichtet wurde. Die Frau repräsentierte die gleichmäßige Arbeit. Inzwischen beschäftigte sich der Mann mit Jagd oder mit irgendwelchen Kunstfertigkeiten, mit Holzschnitzereien ꝛc. oder auch er übte irgend einen geselligen Sport.

Nun ist die ganz einfache Frage, wie in diesem Status die Entstehung der Viehzucht zu erklären sei. Thatsächlich vermag ich keinen Anhaltspunkt zu finden, bevor nicht der Ackerbau eine ganz neue Umgestaltung der Dinge, eine große Revolution, mit sich brachte.

Wir haben die erste regelmäßige Verwendung des Tieres vor dem Schlitten kennen gelernt. Vielleicht ist eine richtige Steigerung: Hundeschlitten, Renntierschlitten, Ochsenschlitten. Es ist der Weg, der uns auch geographisch verständlich wird, nämlich eine gewisse Verschiebung aus der Winterlandschaft in die Sommerlandschaft. Hunde können vor dem Schlitten nur in schnellem Laufe verwendet werden. Der Sommerschlitten bedarf aber eines gemäßigten Zugtieres. Der Schlitten selbst wurde zum Transport benutzt, zur Wanderschaft. Noch heute wandern im Schlitten mit Sack und Pack nordische Völker, im zweirädrigen Wagen die Perser, welche sogar ihre ganze Wohnung in dem Wagen haben können. (Siehe Figur 292.) In gleicher Weise wanderten die Indogermanen, z. B. die alten Deutschen. Dem Wanderwagen ist der Wanderschlitten vorangegangen. Den Wanderschlitten zog der Ochse. Am Schlitten ist somit der Ochse erzogen worden. Bei alledem ist aber nichts von einer Viehzucht. Wie gesagt, ich wenigstens kann zunächst hierfür keinen Anhaltepunkt finden.

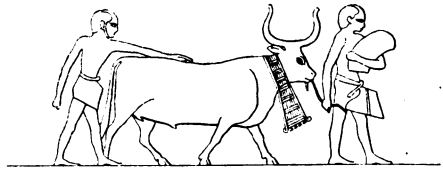


Fig. 309.
Hirten, einen Ochsen herbeiführend. Nach Erman.

Digitized by Google

Da tritt mit einemmale infolge der Thätigkeit des Ochsen der Ackerbau auf. Da der Schlittenlenker der Mann war, da nur der Mann den Ochsen zu regieren verstand, geht der Ackerbau in die Hand des Mannes über, während die Frau in gewissem Sinne entlastet wird. Der Gartenbau fällt, der Ackerbau steigt. Mit dem Ziehen des Pfluges, dem Schlittenschleifen oder Korntreten auf der Tenne, dem Kornmahlen an den Schleifsteinen (siehe Fig. 305) wird der Ochse weiter erzogen. Die Ackerbauthätigkeit scheint es denn in der That zu sein, welche das ungefüge Tier ganz in den Bann der Kultur zieht. Damit tritt aber die Bedeutung des Ochsen in eine weit höhere Rangstufe ein. Die Fürsorge für ihn wächst, sein Besitz schafft An-

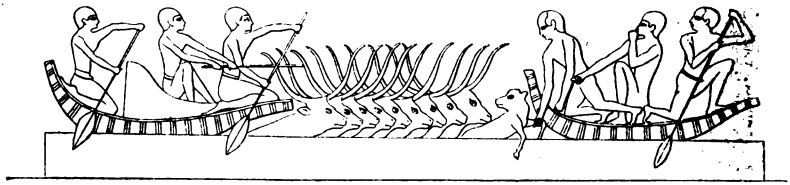


Fig. 310. Eine Rinderherde wird durchs Wasser gebracht. Nach Erman.

sehen und Reichtum. Eine zweckentsprechend durchgeführte Viehzucht beginnt.

Mit dem Ackerbaue ist der Mann aus dem Halbschlafe erweckt worden, in welchem er in der Zeit des Hackbaues, in der Zeit, in der die Frau alle Sorgen und alle Arbeit zu tragen hatte, hingeträumt hat. Seine erwachende Energie, der Zwang zur regelmäßigen Thätigkeit des Pflügens und Säens, Erntens und Mahlens konzentriert sich wieder in der Pflege des Viehes. Und dieselbe Freundschaft zwischen Mann und Tier, die die ersten großen Fortschritte in der Kultur in unserm Sinne gebracht hat, die tritt wieder in Kraft, wird neu belebt. Und in diesem Augenblicke muß die Viehzucht entstanden sein, die Viehzucht, deren Grund und Vorbedingung in der Erziehung der Rinder zur Arbeit liegt und welche sich nun

Digitized by Google

in der Fortpflanzung im Lager des Menschen äußert. Damit aber ist der große Zug einer neuen Entwickelung geboten.

Ich habe mir gegenüber einen kleinen Eisenwarenhändler und Schmied wohnen. Als Schmied hat er viel zu thun, sein Ladengeschäft will aber nicht recht gehen. Der Mann beklagt sich bitter. Er möchte viel lieber die schwere Arbeit des Schmiedens aufgeben und sich von dem Erlös seines kleinen Handels ernähren können. Das ist immer ein Grundzug der Menschheit gewesen; es ist derselbe Grundzug gewesen, der die immense Ausdehnung der Viehzucht zur Folge hatte. Der Acker-

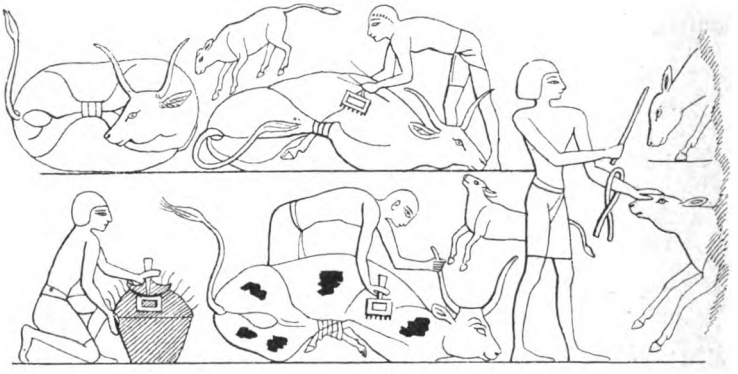


Fig. 311. Stempeln des Viehes. Nach Wilkinson.

bau entspricht der Thätigkeit des Schmiedes, die Viehzucht dem Handel. Die Feldarbeit macht sehr viel Mühe, kostet Schweiß; die Viehzucht ist so schön bequem, das Leben des Hirten ist viel leichter und dazu einträglicher als dasjenige des Ackerbauers. So bleibt denn lange Zeit der Ackerbau auf den Steppen in den Kinderschuhen stecken, während die Viehzucht sich immer weiter ausdehnt, immer weitere Kreise zieht. Der Viehzüchter zieht weit über die Lande, zieht über die Erde, er hat den Ackerbau gekannt, aber hat ihn nicht sonderlich zu entwickeln gewußt, bis ihn eine neue Phase der Kulturgeschichte mit einemmale wieder beim Schopfe packte und ihn nach einer anderen Richtung hin zwang. Hier

Digitized by Google

reicht das Wort „hindrängen" nicht, hier fordere ich das Wort „zwingen".

Dieser Wandel geschah in dem Augenblicke, da der Mensch in die großen breiten fruchtbaren Flußthäler einwanderte. Hier in den Flußthälern lernte er eine neue Macht kennen, die Macht der Pflanzenwelt.

Doch drängen wir alles das, was wir hier sagen möchten, noch für einen Augenblick zurück. Wir haben das Verhältnis von Mensch und Tier bis in die reifere Menschheit hinauf verfolgt, haben die Freundschaft in ihrer Doppelwirkung kennen gelernt; wir wissen jetzt, was der Mensch dieser Freundschaft zu danken hat, und wollen nun zum Schluß zeigen, wie dieselbe

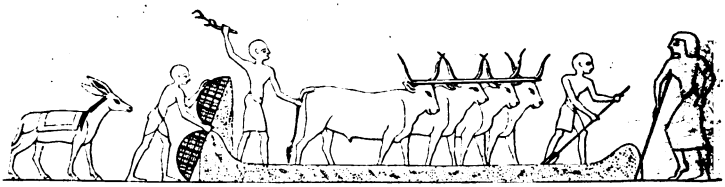


Fig. 312. Rinder treten das Getreide aus. Nach Wilkinson.

fort und fort weiter wirkt, hinauf bis in die höchsten Schichten des Daseins, hinüber bis in unsere Zeiten.

Ich habe oben gesagt, daß diese Nachklänge aus den ersten Zeiten der Tierfreundschaft wirken bis zum Aussterben des letzten Tieres. Ich will jetzt von den Tieren in unserem Leben reden.

Es ist bekanntlich die Theorie aufgestellt worden, mit dem Fortschritte der Technik würde die Abhängigkeit des Menschen von der tierischen Leistungsfähigkeit aufhören, das Tier würde sehr bald unnötig werden. Zuerst ward das gesagt, als der Dampfkessel erfunden wurde; das Wort wurde wiederholt, als das erste Dampfroß über die Chausseen und dann auf den Eisenbahndämmen dahinraste; man hörte es wieder, als Zweirad und Automobil und als die ersten elektrischen Bahnen eingeführt wurden. — Man sagte, man rechne nicht mehr nach Pferdekräften, sondern nach Atmosphärendruck und Volt.

Digitized by Google

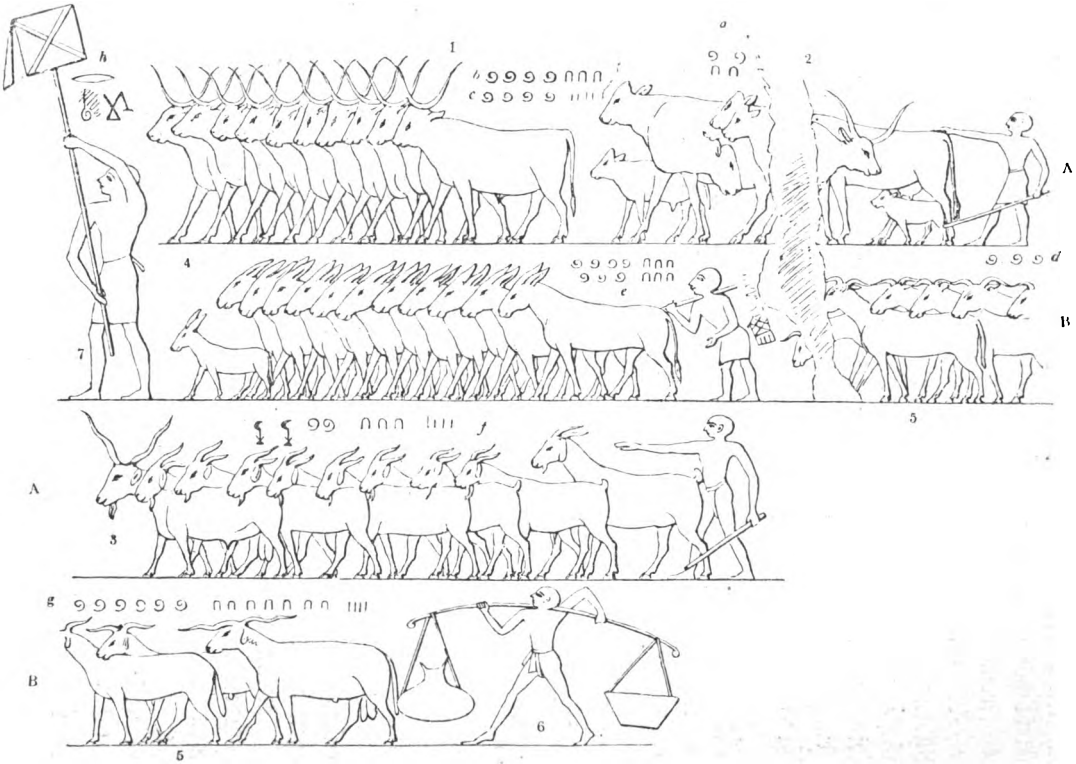


Fig. 313. Zählung der Herden. 1. 438 langhörnige Ochsen. 2. 220 Kühe mit Kälbern. 3. 3234 Ziegen. 4. 760 Esel. 5. 974 Schafe. Nach Wilkinson.

Digitized by Google

Ja ja, wenn das nur so eine technische Frage wäre, wenn das liebe Tier sich nicht ganz eng in das Menschenleben hineingelebt hätte! Wenn man so ohne weiteres die urältesten Bande der Freundschaft, Tradition und Genossenschaft zerreißen könnte!

Noch immer sind auf jedem Jahrmarkt Menagerien und Buden der Tierbändiger zu sehen. Ja, sie mehren sich sogar. Die Kunst des Tierbändigers wächst; nicht mehr mit Peitschen zwingt man die armen Bestien; mit Kosen und Streicheln, mit freundlichen Worten erzieht Hagenbeck die wilden Söhne der wildesten Erde!

Was heißt das wohl anders, als daß der Mensch den ersten Schritt, den er nach Überwindung der Tierwelt gethan hat, wiederholt? Wie der Schinguindianer Brasiliens den harm-

Fig. 314. Hirten, krankes Vieh behandelnd. Nach Wilkinson.

losen Papagei, das Äfflein bändigt, so ziehen wir just noch, wie einst die Cäsaren, die wildesten Bestien heran. Das wird auch immer wieder geschehen, so lange es noch wilde Tiere zu bändigen giebt.

Wenn eine alte Frau einsam und verlassen ihre letzten Wanderungen durch dies Leben thut, dann pflegt sie wohl irgend einen dummen Mops, der gerad solch griesgrämiges Gesicht schneidet wie sie, oder einen flinken Terrier, der sie an die Grazie ihrer eigenen Jugendzeit erinnern mag, oder eine schmeichelhafte Katze, die ihr die Hand leckt und sie liebkost, die ihr die vermißte Liebe der Mitmenschen ersetzen kann, als ihr Teuerstes in ihr Heim aufzunehmen.

Was ist das anders, als die erste Freundschaft, die der einsame Mann mit den Tieren der Wildnis schloß?

Digitized by Google

Der Hindu verehrt seine ihm göttlich erscheinende Kuh, er mag nicht von ihrem Fleische leben. Den alten Ägyptern erschienen die heiligsten Götter, die Repräsentanten irdischen Segens und irdischer Fruchtbarkeit, in der Gestalt des Stieres und seines Weibes. Athor, die Mutter der Sonne, erschien als

Fig. 315. Athor, die Mutter der Sonne, als Kuh. Nach Wilkinson.

Fig. 316. Osiris-apis oder Sarapis. Nach Wilkinson.

Kuhköpfige. Das waren in der alten Kulturzeit Dankesgefühle gegen die Segnungen des Ackerbaues, Dankesgefühle gegen die, welche die Menschheit in die glücklichsten Wege gedrängt hatten.

Das ist das erste, was wir verlieren werden. Das Tierleben werden immer viele verstehen, göttliche Dankbarkeit haben die Menschen nie lange tragen können. Die Heiligkeit des

Digitized by Google

Tieres war das letzte, was die Menschen an großen Dingen von den Tieren erhalten haben, es war auch das erste, was sie wieder verloren. Es hat keinen Nutzen, hier etwas zu predigen, so lange die Pietistik den freien Lauf der Wissenschaft hemmen will. Es entspricht auch nicht mehr den reifsten religiösen Instinkten, die Tiere heilig zu halten. Es würde aber etwa dieser

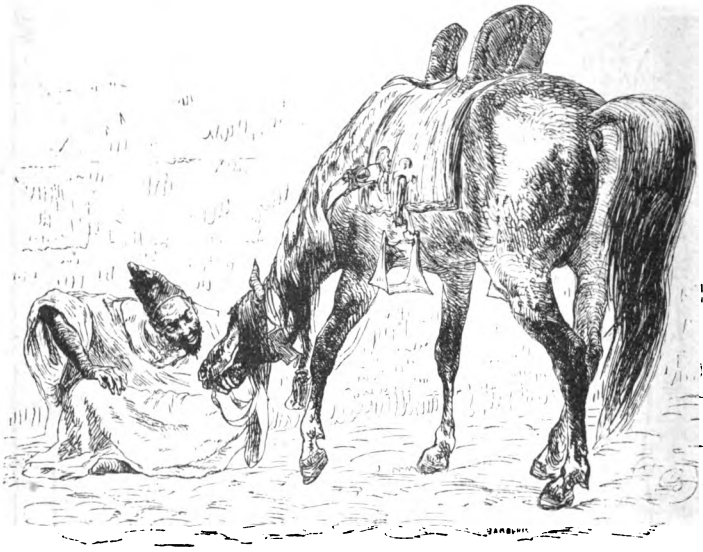


Fig. 317. Maure, sein Pferd liebkosend. Nach Amicis.

Heiligkeit der Tiere entsprechen, wenn man aufhörte, sich zu schämen, vom Tiere abzustammen.

Und noch ein Bild, das wenig angenehm ist. Da ist der Maure, der sein Pferd kost, ihm freundlich zuspricht, daß es dies oder jenes thun möge, der sein Rößlein belohnt, sein Rößlein liebt und mit seinem Rößlein Decke und Nahrung teilt. — Und da ist der Berliner Droschkenkutscher, der die Peitsche über dem Rücken seines arg geschundenen Kleppers schwingt, der es das Tier entgelten läßt, wenn er sich berauscht oder wenn der

Digitized by Google

Schutzmann ihn aufschrieb. Er zerrt in den Zügeln und schlägt und schlägt!

Holla! Immerzu hineingefahren in die Kultur, brüstet euch, lacht höhnisch über das, was ihr einst gewesen seid, ihr Parvenüs!

Oder aber vergeßt mir nicht das zu achten, was eure Vorfahren Größeres und Mächtigere gethan haben denn ihr, wenn es vielleicht auch nicht gerade ein euer würdig erscheinendes Handwerk gewesen ist. Denkt ihr so, dann steht ihr wahrhaft auf der Höhe unserer Kultur, — dann seid ihr Aristokraten!

Digitized by Google

Kapitel VII.

Des Menschen Zucht und höchste Würde.

rage ich nun am Ende dieser langen, langen Geschichte der Beziehungen zwischen Mensch und Tier, was es eigentlich gewesen sei, was den Menschen so großartig herauswachsen ließ aus der Gleichheit, aus der Mache der Tierwelt, dann wird ein religiöses Gemüt mir antworten, das habe der Mensch Gott zu danken. Das ist brav und ehrlich vielleicht gesprochen. An der Antwort soll keine Wissenschaft rütteln. Die Frage kann ich aber noch verlängern, indem ich hinzufüge: Wie hat das der liebe Gott gemacht?

„Wen Gott lieb hat, den züchtigt er" — steht irgendwo in einem Quellwerke der Weisheit. Zucht ist es gewesen, Zucht und Schulung. Die Menschheit ist deswegen zu dem gekommen, was sie heuer ist, weil sie unter allen Lebewesen die härteste Schulzeit passiert hat. Es ist gut, daß der Mensch das, was ihm an Kraft gefehlt hat, durch Zähigkeit zu ersetzen vermochte. Der Weg vom Tiere, vom Flüchtling vor dem gewaltigen Recken der Tierwelt bis zum Herrscher über die Herden der Tiere, wie er dann über die Steppen Asiens gezogen ist, — der Weg war das Schwerste, was wahrscheinlich jemals irdischen Geschöpfen widerfahren ist. Wäre es nicht das Fürchterlichste und Schwerste gewesen, dann ständen wir heute nicht da so mächtig und gewaltig, daß wir die Nacht zum Tage machen können, den Winter zum Sommer, die glühende Hitze zum Eis-

Digitized by Google

habe, die Trägheit unserer Bewegung bis zur rasenden Geschwindigkeit. Denn die Kraft unserer Hände und Arme ist wohl dieselbe geblieben, wenn sie auch nicht nachgelassen hat. Aber eine Waffe haben wir geschmiedet im Feuer unserer harten Erziehung, eine Feste haben wir gegründet im Ansturme aller natürlichen Feinde, der vermag keine andere der uns einst ebenbürtigen und nicht einmal viele von den organischen Kräften, die uns einst überlegen waren, zu widerstehen. Die Wehr, die

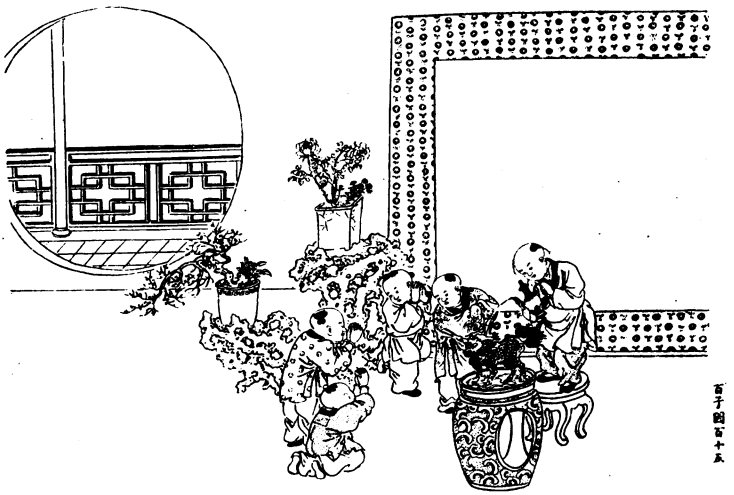


Fig. 318. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

Waffen, unsere Kraft, unsere Größe, unser Stolz, das ist die geistige Kultur.

Ich habe die Nachklänge aus den ersten Epochen des Menschentums in diesem Werke verhältnismäßig eingehend besprochen und betont. Es lag das auf dem Wege der Entwickelung unserer Wissenschaft, unserer Volksbildung, dazu des allgemeinen Interesses an der Sache, und endlich war es vielleicht auch am packendsten, unserer Höhe dadurch einen Maßstab zu verleihen, daß man den Weg in die reifere Menschheit, das langsame

Digitized by Google

Unterwerfen der Tierwelt, das Unabhängigwerden mit einigen Linien skizzierte. Ich glaube gerade so die großartige Bahn am anschaulichsten darstellen zu können. Ich habe den Weg ausgemalt und will auch jetzt jenes Thor an das Ende zeichnen, durch welches die Menschheit in die reineren Regionen einer neuen Geisteswelt einzog. Was ich hier schildere am Ende des Weges, das ist wie ein großer Triumphbogen, wie eine Ehrenpforte.

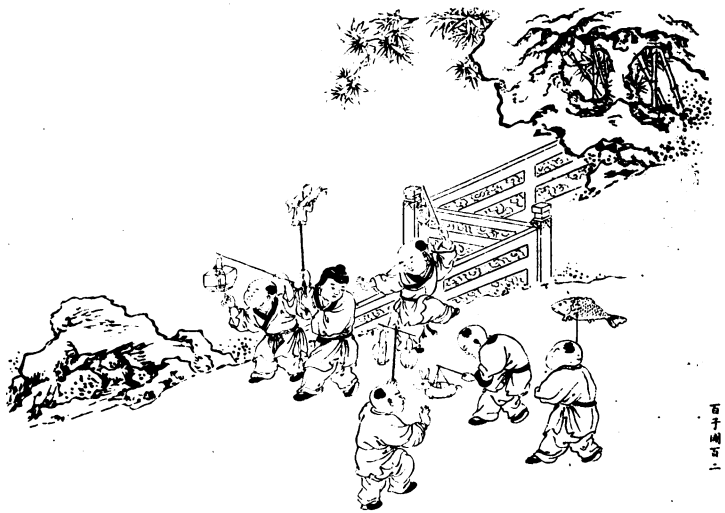


Fig. 319. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

In China setzen sie häufig Ehrenpforten, wenn einer ein Examen bestand, wenn irgend einem außergewöhnliche Dinge zu verdanken sind, sei es von der Freundschaft, von der Verwandtschaft, von der Stadt oder vom Staate. Den Cäsaren gründeten sie nach den großen Siegen mächtige Bögen, unter denen die Glorreichen einzogen. Hohe Thore führen in Japan und Indien zu den heiligsten Heiligtümern, und der Pylonenbau eines ägyptischen Tempels führte zu den heiligsten Stätten.

Digitized by Google

Wenn einer durch ein solches Thor einzieht, hat er eine schwere Lebenszeit, eine große That oder Leistung hinter sich, ein heiliges Gefühl ist ihm aus der Vergangenheit erwachsen. Durch das Thor tritt er ein in das Bereich der Ruhe, in ein Gebiet, in welchem er ausruhen darf. Wehe dem, der wieder aus diesem Ruhegebiet herausgestoßen wird! Ein Erzengel steht am Thore des Paradieses und verhindert mit feurigem Schwerte, daß der Vertriebene etwa zurückkehre. Die Undankbarkeit hat

Fig. 320. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

den Menschen aus dem Paradies vertrieben. Der die Segnungen der Kultur nicht versteht, wird wieder hinausgetrieben aus unserem Paradiese. Ein jeder soll es schätzen lernen, wie heilig der Friede und die Ruhe am Orte des Friedens und der Gnade ist. Es kann aber nur einer dies schätzen, der vor dem Eintritt in das Paradies einst die Schule des härtestens Daseins durchgemacht hat, der den Eintritt in das Paradies verdient hat. Darum ist es ein natürliches Gesetz der menschlichen Zucht, daß jeder Mensch, jedes Volk, jede Rasse die schwere Schule des

Digitized by Google

Lebens durchmacht, ehe es zu dem höchsten Glücke des Kulturgenusses gelangt.

Von dieser menschlichen Zucht will ich jetzt reden. Ich will es versuchen, sie zu verfolgen in der Betrachtung des Lebens des Individuums, und deshalb schildere ich die Erziehung der mexikanischen Kinder. Ich will dann die Erziehung eines Volkes ausmalen und will versuchen, das Leben einer werdenden Staats-

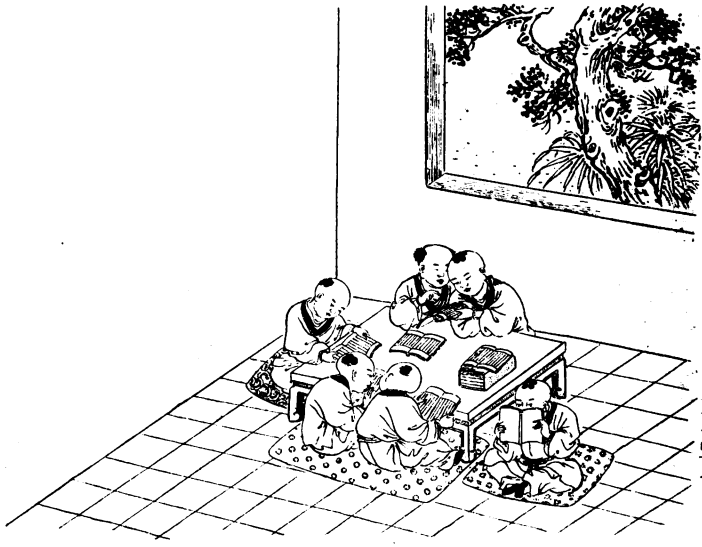


Fig. 321. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

größe zum näheren Verständnis zu bringen. Ich will endlich zum Schluß einen Einblick in das höchste Kulturleben wagen.

Die Menschen sind aus den Steppen in das Flachland hinabgezogen, in die Flußthäler, in schmales und fruchtbares Gelände. Die Zeiten der Wanderschaft sind vorüber. Der Mensch kehrt wieder zurück in den Zustand der Seßhaftigkeit, fester Ansässigkeit, in welchem er sich zu Zeiten des Hackbaues

Digitized by Google

schon einmal befunden hat. Hier ist ein Wort einzuflechten über die Wanderschaft der Viehzüchter und Nomaden.

Es wäre falsch, wollte man annehmen, daß die Viehzüchter ununterbrochen umhergepilgert seien. Das ist deswegen schon nicht zu glauben und anzunehmen, weil die Viehzüchter ja doch schon im Besitze des Ackerbaues, wenn auch im Besitze eines vielleicht noch recht schwerfälligen und engherzig betriebenen Ackerbaues waren. Das Vieh war die Hauptsache. Im wesent-

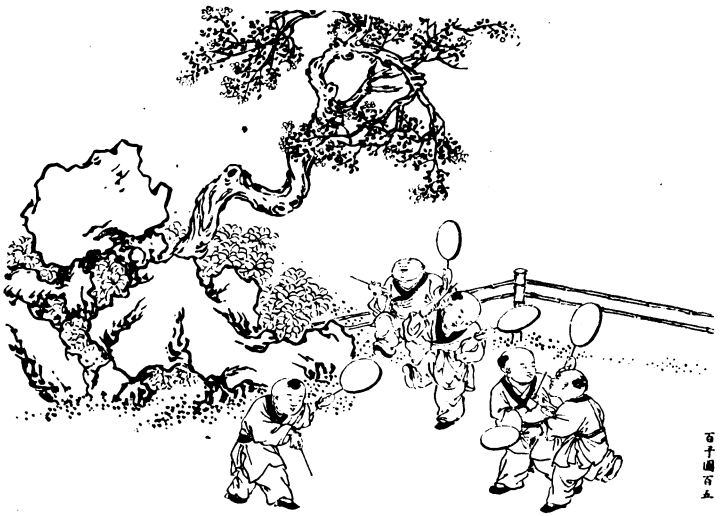


Fig. 322. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

lichen war der Mann Hirt, und der Hirt nimmt gar mancherlei von der Eigenschaft seiner Tiere an. Ihn trieb es von Zeit zu Zeit hinaus in die weite Welt, und während der Ackerbau den Menschen immer für eine oder mehrere Ernten und Saaten festhielt, zog das Vieh ihn hinweg in die weite Welt. Also auf eine verhältnismäßig kurze Ansässigkeit folgte immer eine Wanderschaft in neue Gebiete. Völker dieser Kulturform waren z. B. unsere indogermanischen Vorfahren, deren Ackerbau wir

Digitized by Google

uns nicht allzu großartig vorstelleu dürfen. Daß sie viel zogen und wanderten, wissen wir. Die Wanderschaft ist aber gerade in unseren Stämmen dem Menschen in Fleisch und Blut übergegangen. Vielleicht ist es hiermit in Verbindung zu bringen, wenn gerade im deutschen Volke das Wanderleben des Müllers, des Handwerkers überhaupt, wenn im deutschen Liederschatze die Wanderlieder eine große Rolle gespielt haben und immer noch spielen. Vielleicht sind die letzten Nachklänge dieser ewigen

Fig. 323. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

Wanderschaft in den gerade bei uns so gebräuchlichen Sommerfahrten und vor allem in dem ewigen Umziehen und Wohnungswechsel zu suchen.

Also dieses Leben gab der Mensch auf. Er zog immer gern vom hohen Plateau aus, dann und wann einmal in die lachenden, lieblich winkenden Flußbetten des Südens. Es ist typisch, wie jedes Volk Europas einmal in die lachenden Gefilde Italiens einzudringen suchte. Wir wissen das von uns

Digitized by Google

selbst. Es geht wie ein tiefes Sehnen durch die Brust gar manches nordischen Menschen, ein Sehnen, das ihn aus den Gefilden der ernsten, wuchtigen, gleichbleibenden Thätigkeit und Arbeit in das Land zieht, da Milch und Honig fließt, in die Länder des ewigen Frühlings, des ewigen Lachens, der ständigen Glückseligkeit.

Sie haben sich immer in diese Thäler gesehnt, und sie sind

Fig. 324. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

auch oft in solche Thäler gekommen. Kaum ist es nötig, daß ich sie aufzähle; ich brauche hier keine Geschichte vorzutragen, ich brauche nur Namen zu nennen: das Nilthal, Mesopotamien, Indus-, Gangesthal, die flußreiche Tiefebene Chinas, die Oasengefilde Mexikos und das Küstendorado Perus.

Jedesmal, wenn die viehtreibenden Menschen in ein solches Thal am Rande des viehzüchtenden Asiens kamen, traten sie in eine neue Lebensepoche ein. Da unten im Süden, da haben

Digitized by Google

die Pflanzen ganz wunderliche Kräfte. Sie haben Fangarme, die schnellen sie gar eilig aus dem Knospenwerke, wenn etwa ein Wanderer kommt, am Wege sich niederlassend, um eine Stunde im Anblick der Schönheit zu verträumen. Mit diesen Armen umschlingen sie, mit ihnen halten sie den Mann fest, der Stock, den er vor sich in den Boden gesteckt hat, schlägt Wurzeln, treibt Blätter.

Fig. 325. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

Mit der Viehzucht nimmt es da unten bald eine neue Richtung. Zu seiner Nahrung braucht das Rind nicht mehr die großen Flächen der halbvertrockneten Steppe; ein Flecklein der saftigen Wiese spendet mehr Nahrung, giebt mehr Kraft. Und wie der Boden trägt! Die Furchen, die der Mensch vordem nur für die Einlagerung der Samenkörner gezogen hat, erkennt er mit einem Male als Wasserkanäle wieder. Von den Böschungen rieselt das Naß in seine Ackerfurchen herab; und wo das Wasser hindurchgezogen ist, da wächst das Korn mit doppelter Kraft.

Digitized by Google

Dem Menschen eröffnet sich eine neue Kunst: die Berieselung der Felder. Und es giebt noch mehr Arbeit. Da unten im Thale, da ist nicht so viel Platz, daß die Leute weiter so herumziehen könnten, wie einst in der weiten Steppe, auf dem Hochlande, wo selten einer dem anderen in die Quere kam. Hier unten will alles ganz anders eingeteilt sein. Hier wird eine scharfe Grenze des Besitztumes gezogen. Ein Mensch wird durch den andern festgepflöckt, und die Pflanzen ziehen eine Hecke

Fig. 326. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

darum, und wenn jetzt die Familie sich vermehrt, dann steht der Mensch mit einem Male vor der Aufgabe, das Land zu teilen unter mehrere, das einst gerade den Vater ernährte. Der Begriff der Übervölkerung nähert sich zum ersten Male. Der Mann wird gewahr, daß er mehr herausholen muß aus der schwarzen Krume und dem braunen Schlamm seines Ackers. Da setzt die regelmäßige Arbeit ein. Der Beruf tritt in seine Kraft, die Familienpflicht offenbart sich sehr schnell.

Digitized by Google

Wenn sich dann das Völklein fest ineinandergeschoben in dem Thale gebettet hat, wenn die Menschen mit dem Ackerkorne festgewachsen sind, wenn die ersten Tempel und steinernen Säulen als Ruhestätten zur ewigen Aufbewahrung der Toten und einer großartigen Überzeugung gen Himmel ragen, wenn aus der Heldenzeit der Vergangenheit die Götter emporwachsen, dann hat es der Mensch gelernt, das Wandern zu vergessen, eine

Fig. 327. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

regelmäßige Arbeit zu vollführen, dann ist der Mensch im Paradiese angelangt.

Die harte Schule des Lebens hat er hinter sich, vielleicht schweren Frondienst vor sich, aber das Größere hat er vollendet, und die Durchführung des Größeren hat ihm die Kraft gegeben, die Arbeit fortzuführen und das Menschentum zu erhalten. Im Kampfe mit der Tierwelt, als Jäger und als Nomade, hat er seine Kraft gesammelt, jetzt, als ausgebildeter Ackerbauer, mag er sie verwenden.

Digitized by Google

Die Erziehung eines altmexikanischen Kindes.

(Nach dem Codex Mendoza bei Kingsborough.)

Der erste mächtige Unterschied im Leben der Viehzüchter und der vollendeten Ackerbauer offenbart sich in der Erziehung der Menschen zur Arbeit. Wir haben gesehen, wie jeder Mann alsbald hart an die Verpflichtungen des ansässigen Menschen und Familienvaters denken muß, und es ist sicher, daß diese Anstrengung der Thatkraft sich alsobald in der Erziehung seiner Kinder wiederspiegelt. Es ist so wie so naheliegend und selbstverständlich, daß dem Kinde des festsitzenden Ackerbauers eine andere Sorgfalt zu teil wird als dem des immer flüggen Nomaden. Der Viehzüchter läßt sein Kind bei der Herde herumlaufen. Seine wichtigste Thätigkeit beruht im scharfen Beobachten der Natur. Das läßt er das Kind von Jugend an lernen. Das kann das Kind auch unter freiem Himmel im Spiele mit dem Schäferhunde, mit den Kälbern und in der Übung mit Bogen und Pfeil.

Ganz anders sind die Kenntnisse, welche das Kind des Ackerbauers einheimsen muß. Der Nomade kannte keine starke und große Tradition. Mit dem Ackerbaue wächst die Tradition aus der Scholle. Diese Tradition soll jedes Volk lernen, welches thatsächlich die Stütze des Nationalgefühles, welches sich vielleicht zuerst mit der Hochhaltung und Verehrung der großen Helden der Vergangenheit ausgebildet hat. Der Ackerbauer hat aber auch thatsächliche Kenntnisse von nöten. Er muß die Monde wissen, die den verschiedenen Arbeiten auf dem Felde günstig strahlen. Er muß gar manche technische Arbeit verrichten lernen. Mit dem Ackerbauer ist vor allem der Beruf verbunden, und zum ausgeprägten Berufe muß der junge Mensch erzogen werden.

Also die Schule wird hart und ernst, das Kind muß lernen, Subordination wird vonnöten. Auf solche Weise verstehen wir die Bilder, welche uns der Codex Mendoza gerettet hat, aus welchem wir die Figuren von vier und einem halben Blatte hier reproduzieren wollen. Fig. 328 repräsentiert das erste Blatt,

Digitized by Google

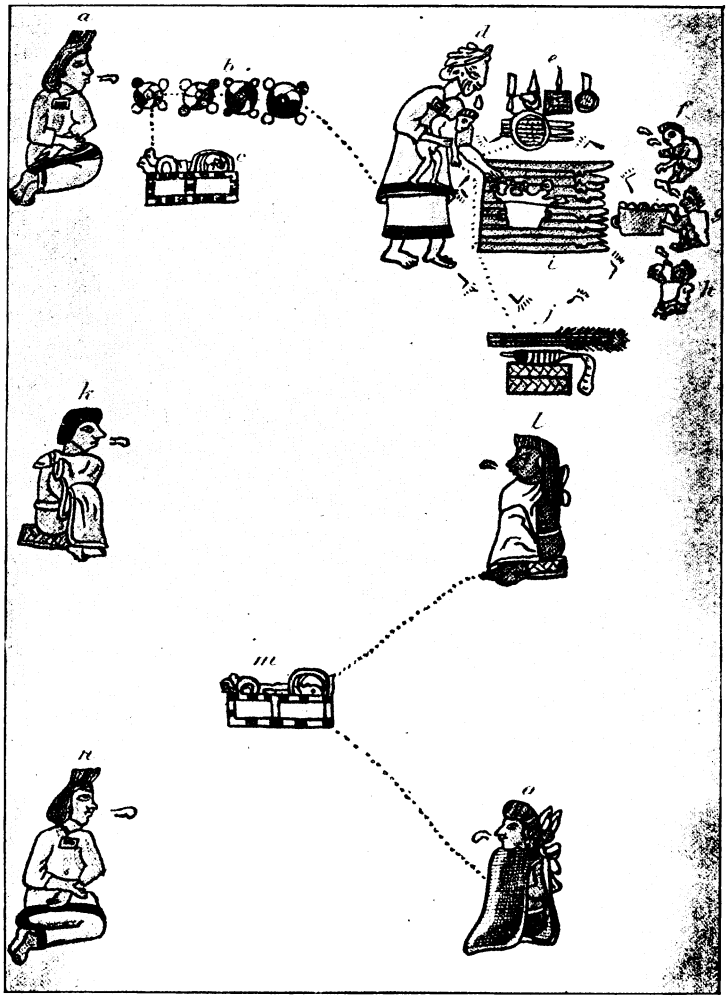


Fig. 328.
Geburt eines Kindes und Einführung in das Leben bei den alten Mexikanern.
Dieses und die folgenden Illustrationen nach dem Kodex Mendoza.

Digitized by Google

329—332 das zweite, 333—336 das dritte, 337—340 das vierte und Fig. 341 die obere Hälfte eines fünften Blattes.

Ich gebe hier die Erläuterungen.

Fig. 328 zeigt die Gewohnheiten der Mexikaner bei der Geburt eines Knaben oder Mägdleins, nämlich die Zeremonie der Namengebung und das Darbringen der Kinder in den Tempel oder die Widmung für den militärischen Beruf.

Sobald die Mutter dem kleinen Erdenbürgerlein das Leben gegeben hatte, ward es in eine Wiege gelegt. Wenn es vier Tage alt war, nahm die Hebamme das Kindlein nackend in ihre Arme und trug es in den Hof, der zu dem Hause der Mutter gehörte; hier war Rohr und Stroh gestreut. Auf dieses wurde ein kleines Wassergeschirr gesetzt, in welchem die Hebamme das Kindlein badete. Es saßen neben dem Stroh drei Knaben, die aßen gerösteten Weizen, gemischt mit gekochten Bohnen. Diese Nahrung ward Yxcue genannt. Ein Vorrat davon ward den Knaben vorgesetzt, damit sie sich sättigen möchten. Nach dem Bade oder der Waschung forderte die Hebamme die Knaben auf, laut den Namen auszusprechen, welchen das soeben hier gebadete Kind erhalten sollte. Und die Knaben sprachen den Namen, welchen die Hebamme wünschte, aus.

Zuerst trugen sie nun das Kind hinaus, um es zu baden. War es ein Knabe, so erhielt er als Symbol in die Hand das Instrument, welches der Vater des Kindes entweder in dem militärischen Beruf oder in seinem Handel gebrauchte, mochte er nun ein Goldschmied, ein Juvelier oder irgend etwas anderes sein. Wenn diese Zeremonie vorbei war, übergab die Hebamme das Kind seiner Mutter. War das Kind ein Mädchen, so war das Zeichen, mit welchem sie es zum Bade trugen, ein Spinnrad und Rocken mit einem kleinen Korbe und einer Handvoll Besen, also lauter Dinge, die dem Kinde Beschäftigung geben sollten, wenn es erst herangewachsen sei.

Nach weiteren Zeremonien und nachdem 20 Tage ins Land gegangen waren, gingen die Eltern des Kindes mit ihm zum Tempel oder Mesquita, der auch Calmecac genannt wurde, und

Digitized by Google

in Gegenwart von den Alfaquis stellten sie das Kind mit seinem Opfer an Mänteln und Maxtles sowie anderen Vorräten dar. Nachdem dann das Kind von seinen Eltern aufgezogen, und sobald es in das geeignete Alter gekommen war, übergaben sie es dem Obersten des besagten Mesquita, damit es dort erzogen werden solle und dereinst ein Alfaqui werde. Sollte dagegen das Kind den militärischen Beruf übernehmen, so brachten sie es zu jenem Herrn. Dieses Oberhaupt der jungen Männer und Knaben wurde Teachcauh oder Telpuchtlato genannt. Diese Darbringung begleiteten sie mit einem Geschenk von Vorräten und guten Sachen für seine Einweihung. Und wenn dann das Kind das erforderliche Alter erreicht hatte, übergaben sie es besagtem Herrn.

Auf der Tafel bezeichnet a eine kürzlich Mutter gewordene Frau; die vier Rosen b bedeuten vier Tage. Wenn diese vollendet sind, trägt die Hebamme das neugeborene Kind zum Baden. C ist die Wiege mit dem Kinde, d die Hebamme, e sind die Symbole, f g h die drei Knaben, welche das neugeborene Kind benennen. I stellt das Stroh mit dem kleinen Wasserbecken dar, j die Besen, Rocken, Spinnrad und Korb. K ist der Vater des Kindes, l der oberste Alfaqui, m das Kind in der Wiege, worin es die Eltern in das Mesquita bringen, n ist die Mutter des Mädchens, o das Oberhaupt der Knaben und jungen Männer.

Mit den nächsten Abbildungen lernen wir die Art und Weise der Kindererziehung, sowie deren Ernährung kennen.

Fig. 329 zeigt, wie die Eltern ihre dreijährigen Kinder unterwiesen, indem sie ihnen gute Ratschläge gaben. Die Nahrung, welche sie ihnen bei jeder Mahlzeit erlaubten, war eine halbe Rolle.

Die drei Kreise a zeigen die drei Jahre an, b stellt den Vater des Knaben dar, c den Knaben, d die halbe Rolle, e die Mutter des Mädchens, f die halbe Rolle, b das drei Jahre alte Mädchen.

Fig. 330 führt die Eltern vor, wie sie beschäftigt sind, ihre Kinder, sobald sie vier Jahre alt geworden sind, zu unterrichten.

Digitized by Google

Sie fangen an, ihnen zu befehlen, einige leichte Sachen zu verrichten. Die Menge der Nahrung, welche sie ihnen bei jeder Mahlzeit geben, beträgt schon eine Rolle.

Den Vater des Knaben zeigt h, den vierjährigen Buben i, eine Rolle j, die Mutter des Knaben k, eine Rolle l, das vier Jahre alte Mädchen m.

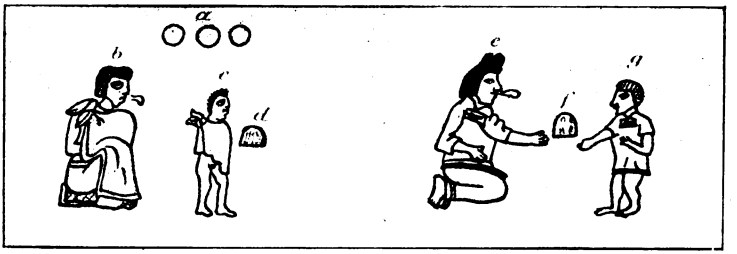


Fig. 329. Unterweisung 3-jähriger mexikanischer Kinder.

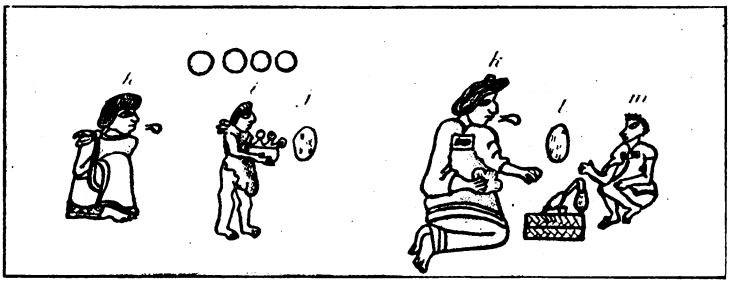


Fig. 330. Unterweisung 4-jähriger mexikanischer Kinder.

Fig. 331 führt uns die Beschäftigung der Eltern vor, soweit sie sich auf die Erziehung der fünfjährigen Kinder bezieht. Sie müssen körperliche Aufgaben verrichten. So haben sie z. B. Holzlasten von leichtem Gewichte zu tragen, leichte Bündel zum Marktplatze oder Tianquez zu schleppen. Die Mädchen dieses Alters bekommen Unterricht, wie sie den Rocken und das Spinnrad halten müssen. Eine Rolle wird ihnen als Nahrung zugestanden.

Digitized by Google

Auf diesem Bilde zeigt n den Vater des Knaben, o zwei Knaben von fünf Jahren, p eine Rolle, q eine Rolle, r die Mutter des Mädchens, s eine Rolle, t das Mädchen von fünf Jahren.

Fig. 331. Unterweisung 5-jähriger mexikanischer Kinder.

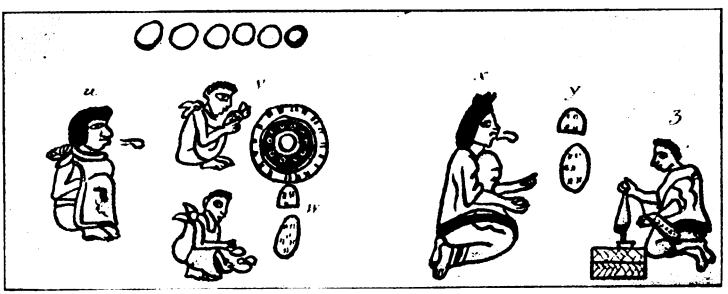


Fig. 332. Unterweisung 6-jähriger mexikanischer Kinder.

Fig. 332 stellt die Eltern dar, wie sie ihre sechsjährigen Söhne in persönlichen Diensten, womit sie ihnen schon zu helfen vermögen, beschäftigen. So müssen sie z. B. auf dem Marktplatze die Maiskörner von dem Boden aufheben, welche dort umherliegen und andere kleine Dinge aufsuchen, welche diejenigen, die den Markt verließen, haben fallen lassen. Währenddessen müssen die Mädchen spinnen und werden zu anderen nütz-

Digitized by Google

lichen Aufgaben verwendet, damit sie durch eine geregelte und energische Thätigkeit sich eifrig daran gewöhnen, die Faulheit und die daraus entstehenden schlechten Gewohnheiten zu vermeiden. Die Nahrung, welche die sechsjährigen Knaben bei jeder Mahlzeit verzehren dürfen, beträgt jetzt schon ein und eine halbe Rolle.

Der Vater der beiden Knaben erscheint in u, zwei sechsjährige Knaben in v, w ist ein und eine halbe Rolle, x die Mutter des Mädchens, y eine und eine halbe Rolle, z das sechsjährige Mädchen.

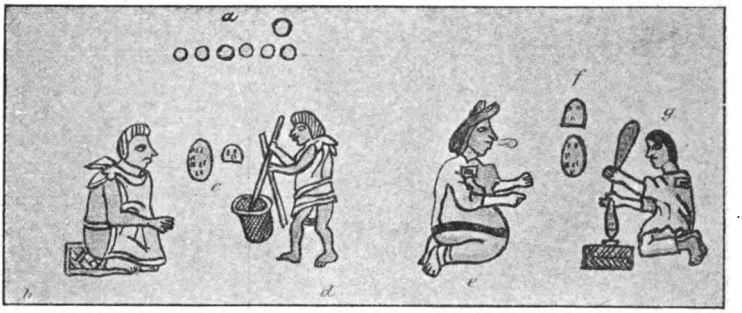


Fig. 333. Unterweisung 7-jähriger mexikanischer Kinder.

Mit Fig. 333 beginnt eine neue Seite im Codex Mendoza. Die erste Abbildungsreihe behandelt die Zeit und die Art und Weise, in welcher die siebenjährigen Kinder unterwiesen werden. Sie erhalten Netze zum Fischen. Mittlerweile beschäftigen die Mütter die Töchter weiter im Spinnen und geben ihnen gute Ratschläge. Die Nahrung dieser Altersklasse ist auch jetzt noch bei jeder Mahlzeit auf ein und eine halbe Rolle beschränkt.

Die sieben Punkte a bedeuten sieben Jahre, b den Vater des Knaben, c ein und eine halbe Rolle, d den siebenjährigen Jungen, der von seinem Vater unterrichtet wird, wie er mit dem Netze, das er in seinen Händen hält, fischen soll; e ist die Mutter des Mädchens, f ein und eine halbe Rolle, g das sieben-

Digitized by Google

jährige Mädchen, das von seiner Mutter im Spinnen unterrichtet wird.

Fig. 334 erklärt, wie die achtjährigen Söhne von ihrem Vater gezüchtigt werden; der Vater droht mit Aloedornen, mit welchen sie, wenn sie nachlässig und ungehorsam sind, geschlagen werden sollen. Demgemäß weint der Bube. Dasselbe Bild und dieselbe Szene wiederholt sich bei den Mädchen. Auch jetzt beträgt die Nahrung, die den Kindern zugestanden wird, ein und eine halbe Rolle.

Die acht Kreise h bedeuten die acht Jahre, i den Vater des Knaben, j ein und eine halbe Rolle, k den achtjährigen

Fig. 334. Unterweisung 8-jähriger mexikanischer Kinder.

Buben, dem just von seinem Vater gedroht wird, daß er öffentlich mit den Dornen bestraft werden solle, sofern er sich schlecht beträgt, l die Dornen der Aloe, m die Mutter des Mädchens, n ein und eine halbe Rolle, o das achtjährige Mädchen, dem von der Mutter mit den Dornen gedroht wird, welche es treffen sollen, wenn es etwa in ein schlechtes Betragen verfalle, — p Dornen der Aloe.

In Fig. 335 erblicken wir die Ausführung der auf dem vorigen Bilde gedrohten Strafe an den neunjährigen Kindern. Die lieben Kinder sind rebellisch geworden. Da werden dem Buben Beine und Hände gefesselt, Dornen werden ihm in Brust und Rücken gestochen. In gleicher Weise wird für die

Digitized by Google

Besserung der Fräulein Töchter gesorgt, nur ein wenig zarter, indem ihre Hände mit Dornen geritzt werden. Noch immer ist die Nation der Kinder auf ein und eine halbe Rolle festgesetzt.

Die neun Kreise q zeigen die neun Jahre an, r ein und eine halbe Rolle, s den Vater des Knaben, t einen neunjährigen Buben, der unverbesserlich gefunden wird. Sein Vater schlägt ihn mit den Aloedornen. Die Mutter des Kindes erblicken wir in u, ein und eine halbe Rolle in v, in w das neunjährige Mädchen, das wegen Nachlässigkeit durch einen Dornenstich in die Hand von der Mutter gezüchtigt wird.

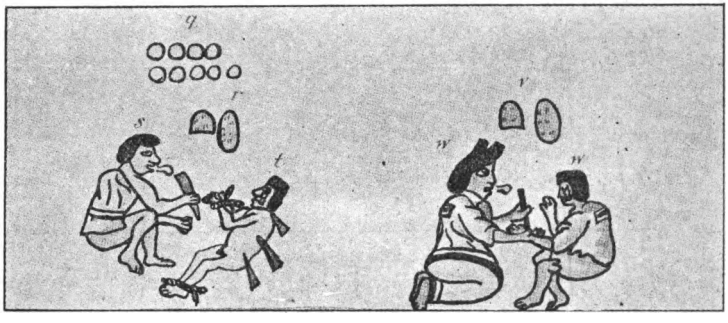


Fig. 335. Unterweisung 9-jähriger mexikanischer Kinder.

Mit der Fig. 336 sind wir in das zehnte Jahr des Kindeslebens gelangt. Es scheint, als ob die Flegeljahre bei den alten Mexikanern sich ebenso energisch oder vielleicht noch kräftiger dokumentiert haben, als bei uns. Denn es wimmelt von Züchtigungsmethoden. In diesem Falle werden die Kinder mit dem auch bei uns sehr beliebten Stock in eine höhere Stufe der Gesittung gebracht. Die Kinder waren widerspenstig. Das müssen sie jetzt büßen. Nation — ein und eine halbe Rolle.

Natürlich sind die zehn Kreise x wieder zehn Jahre, y ein und eine halbe Rolle, z der Vater des Knaben, aa der zehn Jahre alte Knabe, der von seinem Vater mit einem Stock gezüchtigt wird, bb die Mutter des Mädchens, cc ein und eine

Digitized by Google

halbe Rolle, dd das zehnjährige Mädchen, das von seiner Mutter Schläge bekommt.

Fig. 337 zeigt, daß, wenn ein elfjähriges Kind, zumal ein Bube, mündliche Verweise mißachtet, seine Eltern genötigt sind, ihn den Dampf von Axi durch die Nase einatmen zu lassen. Es

Fig. 336. Unterweisung 10-jähriger mexikanischer Kinder.

Fig. 337. Unterweisung 11-jähriger mexikanischer Kinder.

ist das eine ernste und grausame Strafe, die er derart erleiden muß; sie dient aber dazu, ihm das schlechte Betragen abzugewöhnen, auf daß er nicht aus der Art schlage, sondern seine Zeit zu nützlichen Sachen gebrauchen lerne. Sie geben auch dem Knaben dieses Alters nur ein und eine halbe Rolle Brotes. Es wird ihnen nur so viel bewilligt, damit sie es lernen, weder

Digitized by Google

Feinschmecker noch Schlemmer zu werden. Nach gleichen Regeln werden die Mädchen erzogen.

Die elf Kreise a bedeuten 11 Jahre, b ein und eine halbe Rolle, c den Vater des Knaben, der den elfjährigen Knaben d soeben bestraft, indem er ihn zwingt, durch die Nase den Dampf des getrockneten Axi einzuatmen, e den Dampf oder Rauch des Axi, f die Mutter des Mädchens, welche das elfjährige Mädchen g soeben straft, indem sie es zwingt, den Axidampf einzuatmen. In h sehen wir ein und eine halbe Rolle, in i den Axidampf.

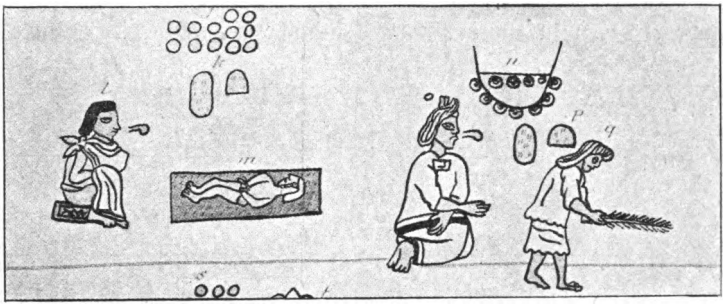


Fig. 338. Unterweisung 12-jähriger mexikanischer Kinder.

Fig. 338 malt eine energische Behandlung des weiteren aus. Sind die Kinder zwölf Jahre alt geworden, und wollen sie sich dem Verweise und Ratschlage der Eltern nicht unterwerfen, dann fällt die Buße in diesem Alter ziemlich hart aus. Der Vater ergreift den Knaben, bindet ihm Hände und Füße zusammen, legt ihn nackt auf irgend einen feuchten, nassen Platz auf den Boden. In dieser Situation muß er einen ganzen Tag bleiben, damit er sich durch diese Strafe bessere und den Zorn des Vaters fürchten lerne. Während dessen zwingt die Mutter die unartige Tochter nächtlich vor Tagesanbruch sich zu erheben und an die Arbeit zu gehen. Sie muß die Straße fegen, das Haus reinigen, muß in einemfort heftig sich beschäftigen. Die Nahrung beträgt ein und einen halben Laib Brot.

Digitized by Google

Mit den Kreisen j treffen wir wieder die zwölf Jahre. Mit k ein und eine halbe Rolle, mit l den Vater des Knaben, der den zwölfjährigen Buben m während eines ganzen Tages mit gebundenen Händen und Füßen auf nassem Grunde ausgestreckt liegen läßt. Die Zeichnung n drückt die Nacht aus, o die Mutter des Mädchens, p ein und eine halbe Rolle, q das zwölfjährige Mädchen, das während der Nacht fegen muß.

Fig. 339 stellt dar, wie Knaben und Mädchen, die das 13. Jahr erreicht haben, von ihren Eltern beschäftigt werden. Die Knaben holen Holz aus den Bergen und bringen Riedgras und andere Streu in Kanoes zum Gebrauche des Hauses. Während

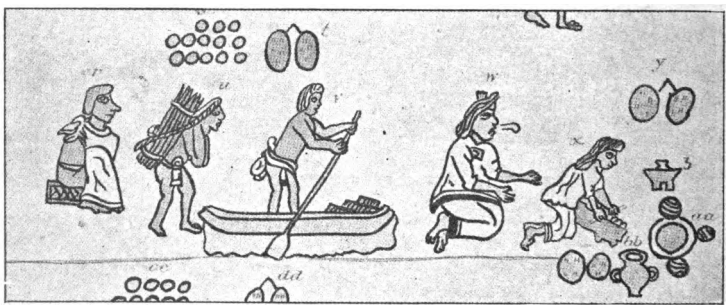


Fig. 339. Unterweisung 13-jähriger mexikanischer Kinder.

die Mädchen Mehl mahlen, Brot backen und sonstige Speisen für ihre Eltern bereiten. Die kleine Gesellschaft erhält nunmehr zwei Laib Brot zu ihrer Mahlzeit.

In r erblicken wir den Vater des Knaben, in den Kreisen s die 13 Jahre, in t zwei Laib Brot, in u einen Knaben, der eine Ladung Riedgras bringt, in v einen solchen, der ein Kano voller Rohrbündel dirigiert. Die Figur w repräsentiert die Mutter des Mädchens, x das 13jährige Mädchen, welches Kuchen bäckt und allerhand Speise und Nahrung zubereitet, in y zwei Kuchen, in z ein Geschirr, in aa den Komali, in bb einen Topf, in dem Vorräte gekocht werden, sowie zwei Kuchen.

Digitized by Google

Fig. 340 zeigt die Beschäftigung der heranwachsenden jungen Leute im 14. Jahre. Der Knabe fährt im Kanoe hinaus auf das Wasser, um zu fischen und das Mädchen webt ein Kleidungsstück. Nahrung zwei Laib Brot.

Die 14 Kreise cc stellen die 14 Jahre dar, dd zwei Rollen, ee den Vater des Knaben, ff den 14jährigen Jungen, der mit einem Kanoe fischen geht, gg die Mutter des Mädchens, hh zwei Rollen, ii das 14jährige Mädchen, das mit dem Weben beschäftigt ist, jj den Webstuhl mit allem Zubehör.

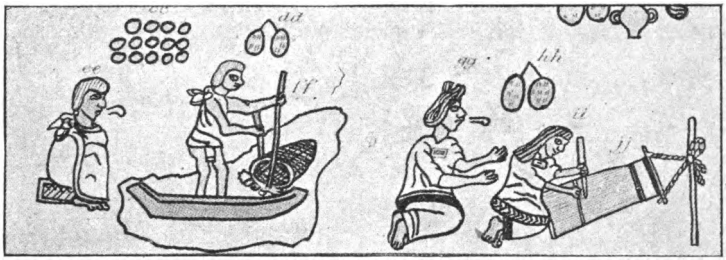


Fig. 340. Unterweisung 14-jähriger mexikanischer Kinder.

Fig. 341 charakterisiert den Endpunkt der männlichen Ausbildung. Während für das Weib nun die Zeit der Ehe kommt, tritt der junge Mann in den Beruf ein. Auf Fig. 345 sind die beiden wichtigsten Wege angedeutet. Sie wandeln hier auf zwei verschiedene Häuser zu. Entweder geht der Jüngling in die Mesquita und hier lernt er, oder er schlägt die andere Karriere ein. Die Wege trennen sich hier. Militär und Zivil geht den eigenen Weg. Auf dieser Abbildung stellt a den 15jährigen Knaben dar, der von seinem Vater zu dem obersten Alfaqui gebracht wird, damit dieser ihn als einen Alfaqui empfange. Der oberste Alfaqui ist b (der Tlamazqui). Die Mesquita, welche Kalmecac genannt wurde, sehen wir in c, d ist der Vater der beiden jungen Menschen, e ein junger Mann von 15 Jahren, der zu dem Lehrer und Erzieher gebracht wird, f der Teachcauh oder Herr, g das Seminar, wo

Digitized by Google

die jungen Männer erzogen und belehrt werden; es wurde Cuincacali genannt. In h sind die 15 Jahre dargestellt.

Diese Erziehung muß durchaus als ernsthaft bezeichnet werden. Die Kinder wurden sehr energisch erzogen. Gewissermaßen repräsentieren die Strafen, welche ein Kind erleidet, ja die harten Kämpfe, welche die Menschheit selbst durchgemacht hat. Daß der Kodex ein wenig sehr viel Strafen und hinsicht-

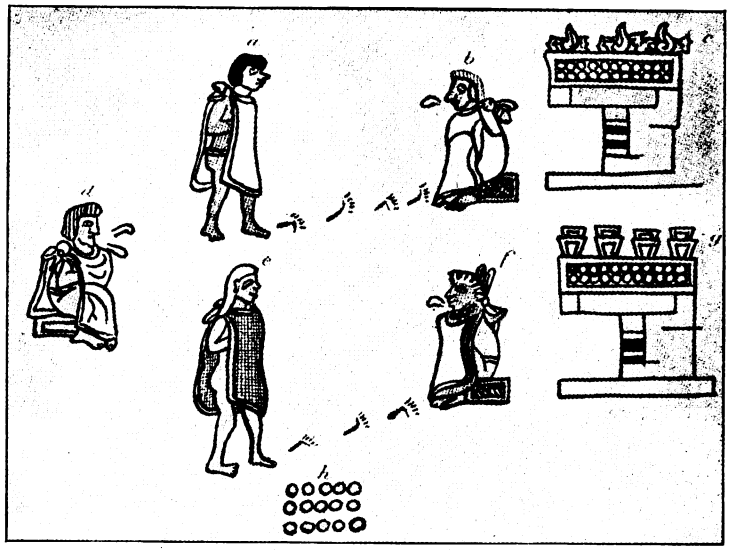


Fig. 341. Eintritt eines 15-jährigen Jünglings in den Beruf.

lich des Lehrstoffes etwas zu wenig bietet, darf uns übrigens nicht auf den Gedanken kommen lassen, daß die mexikanischen Kinder mehr geprügelt worden wären, als sie gelernt hätten. Straff war die Erziehung jedenfalls, denn das Herrschervolk in Mexiko war ein strenger Stamm.

Im neuen Lande, da unten im Thale, in der fruchtbaren Tiefebene, ist eigentlich erst der Staat entstanden. Vordem, in der

Digitized by Google

Zeit des Animalismus, gab es mehr oder weniger nur Freundschafts- oder Familienverbände, in der Zeit des Manismus und Hackbaues entstanden Dörfer, die Zeit des Nomadismus schuf die Horden; es war eigentlich erst in der Zeit des vollendeten Ackerbaues in der Tiefebene, in der Zeit der solaren Weltanschauung, also im Raume der ersten großartigen Blüte des Menschentums, daß der Staat zu seiner ganzen Entfaltung kam.

Es hatte vordem einen Häuptling gegeben, dazu Stammes- und Familienälteste, aber keinen König. Es hatte vordem auch keine Berufe gegeben, auch keinen Adel und keine Sklaven oder Leibeigene. Jetzt, hier im Tieflande, entwickelte sich das mit einem Schlage zu mächtiger Entfaltung. Die Klügsten, vielleicht die Tapfersten, jedenfalls diejenigen, welche beim Einzuge in das Thal vorausmarschierten und die dort wohnenden primitiveren Stämme, welche noch im Zeitalter des Manismus und Hackbaues begriffen waren, unterwarfen, das waren die ersten Helden. Aus dem Stamme der Eroberer erwuchs der Adel; die früheren unterworfenen Bewohner wurden unfrei. Das Verhältnis von Periöken und Heloten kam zur Entwickelung. Die Unterworfenen mußten dienen, arbeiten, den Ackerbau ausführen.

Sowie nun Adel, Bürgertum, Beruf, Sklaventum, dazu die ständige Unterhaltung einer militärischen Thätigkeit und die ebenfalls zur Entfaltung gelangende Priesterschaft sich herauskryſtallisierte, trat die soziale Schichtung in ausgeprägter Form zu Tage. Dazu spielten die sich festigenden Besitzverhältnisse eine ganz hervorragende Rolle. Über dem Ganzen aber thronte immer noch der kriegerische Held, der Nachkomme mächtiger Streiter. Er ward König. Dies Königtum dürfen wir natürlich mit dem heutigen nicht vergleichen. Ein solcher Herrscher stand noch allzu nahe dem Ursprung des Herrschertums überhaupt, als daß etwa angenommen werden könne, seine Position sei eine absolut traditionelle, legislativ oder nach allgemeiner Anerkennung eine erbberechtigte gewesen. Es gilt hier das alte

Digitized by Google

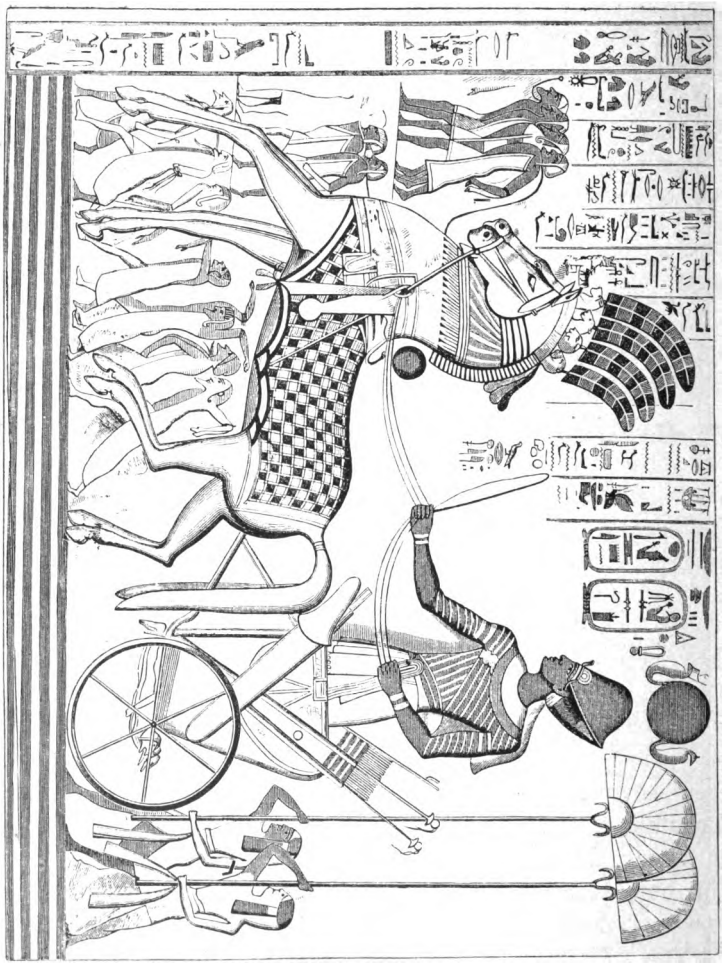


Fig. 342. Ramses III. mit Gefangenen heimkehrend. Nach Wilkinson.

Herrschertum und das junge streng zu unterscheiden. Den Typus eines nicht sehr festen Königtums kennen wir z. B. aus den Ursprungssagen der römischen Geschichte. Ich darf annehmen, daß dieselben bekannt sind. Dieselben würden etwa in einer Typensammlung des Königtums die erste Stelle einnehmen. Eine

Digitized by Google

zweite Type finden wir im alten Ägypten. Ich will dieselbe hier kurz und abgeschlossen nach Erman wiedergeben. Hinterher soll aber ein Bild aus dem Leben des chinesischen Kaisers gegeben werden, wobei ich Ruhstrat folge. Dieses Bild repräsentiert das gefestigte Herrschertum, wie es halb noch getragen wird durch die Tradition, wie es aber dadurch, daß es sich dem Volke mehr und mehr entfremdet, eine außerordentlich erhabene aber unzugängliche Rolle spielt. Dieses Herrschertum, das nur noch die Würde repräsentiert, ist die letzte Type, der die Götterdämmerung solchen Staatslebens folgt.

Fig. 343. Kleidung des Pharao. Nach Wilkinson.

Der ägyptische König.

(Nach Adolf Erman.)

Die Idee des Staates, die uns Modernen aus der geistigen Hinterlassenschaft der Griechen und Römer in Fleisch und Blut übergegangen ist, war den Völkern des alten Morgenlandes ebenso fremd wie sie es noch jetzt den meisten Orientalen ist. Im Orient herrschte und herrscht noch heute vielfach die Anschauung, daß die ganze Staatsmaschine nur um des Herrschers willen arbeitet; die Steuern werden gezahlt, um seinen Schatz zu füllen; zu seinem Ruhme werden die Kriege geführt, und um seiner Ehre willen werden die großen Bauten unternommen. Alles Land und alles Gut ist sein Eigentum, und wenn er auch anderen einen Teil daran läßt, so ist das eigentlich nur geliehener Besitz, den er jeden Augenblick widerrufen kann. Auch die Unterthanen selbst gehören ihm, und er kann mit ihrem Leben schalten wie er will.

Digitized by Google

Natürlich ist das nur die offizielle Anschauung; in der Praxis sehen auch hier die Dinge sehr viel anders aus, als in der Theorie, und der König, der wie ein Gott alles zu lenken scheint, ist meist sehr wenig selbständig. Wenn auch die breite Masse der Bürger, die bei uns das bestimmende Element bildet, in jenen Staaten nicht in Betracht kommt, so fehlt es dafür

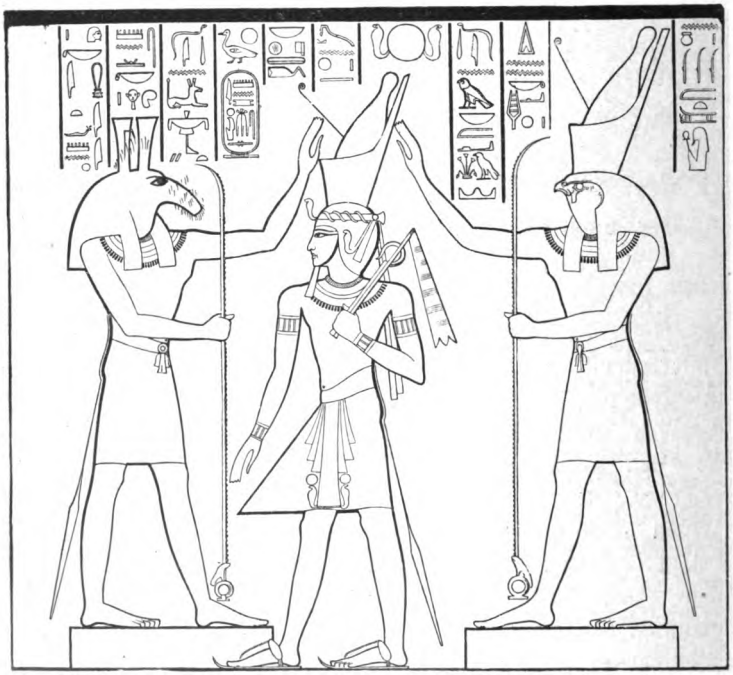


Fig. 344. Set und Horus krönen Ramses II. Nach Wilkinson.

nicht an anderen Faktoren, die auch den scheinbar unumschränktesten Herrscher machtlos machen können.

Neben ihm stehen ja die alten Räte, die schon seinem Vater gedient haben und denen das Heer der Schreiber und Beamten unbedingten Gehorsam zu erweisen gewohnt ist; neben ihm stehen die Generäle mit ihren blindgehorchenden Soldtruppen und die

Digitized by Google

Priesterschaft mit der unumschränkten Macht über die niederen Klassen. In den einzelnen kleinen Städten sind alte, reichbegüterte Adelsfamilien ansässig, die der Bevölkerung ihrer Heimat näher stehen als der Monarch, der in der fernen Hauptstadt wohnt. Mit keiner dieser Mächte darf es der König verderben, er muß die Empfindlichkeit der Minister schonen, er muß dem Ehrgeiz der Feldherrn ungefährliche Bahnen öffnen, er muß ängstlich darüber wachen, daß seine Beamten nie dem Adel zu nahe treten, und vor allen Dingen: er muß sich mit der Priesterschaft gut zu stellen wissen.

Nur wenn er allen diesen Ansprüchen gerecht zu werden weiß und es doch zugleich versteht, jede dieser Faktoren durch den anderen einzuschränken und lahm zu legen, hat er Aussicht auf eine lange und segensreiche Regierung.

Kann er es nicht, so ist es bald um ihn geschehen, denn neben ihm lauert Zeit seines Lebens sein gefährlichster Feind, die eigene Verwandtschaft. In keinem dieser Herrscherhäuser fehlt es je an einem Bruder oder an einem Oheim, der berechtigtere Ansprüche auf den Thron zu haben glaubt, als der regierende König, noch an Frauen des verstorbenen Herrschers, die es als eine tödliche Kränkung empfinden, daß nicht ihr Sohn, sondern der der verhaßten Nebenbuhlerin die Krone tragen soll. Wohl wissen sie im Leben des Hofes dem Könige gegenüber die Ergebene zu spielen, aber sie harren sehnsüchtig auf den Moment, wo sie die Maske abwerfen können. Jede Verstimmung zwischen dem König und seinen Räten oder Generälen wissen sie durch Intriguen zu vergrößern. Bis dann endlich einer von diesen, der sich zurückgesetzt und beleidigt glaubt zu offener Empörung schreitet. Dann proklamiert er einen der Prätendenten als den wahren, einzig berechtigten König, dem bisher in verbrecherischer Weise der Thron vorenthalten sei und der Krieg beginnt. Und fast immer hat er denselben Verlauf. Die anderen Großen bewundern den kühnen Streich ihres Nebenbuhlers und beeilen sich, ihm nachzuahmen; bald sind so viele Prätendenten aufgestellt, als es Ehrgeizige unter den Großen

Digitized by Google

des Reiches giebt. Wer bei diesem Kampfe schließlich die Herrschaft erringen wird, ist im Grunde einerlei; sicher wird er seine Regierung mit einem Blutbade unter seinen Gegnern eröffnen und dann selbst seinerseits einen stillen Kampf beginnen gegen die, die ihn auf den Thron gesetzt haben. Wenn er Glück und Energie besitzt, so weiß er sie über kurz oder lang aus dem Weg zu räumen, sonst bleibt er ein willenloses Werkzeug seiner Umgebung. Bei dem ersten Zeichen eigenen Willens, das „der große König der Könige" geben würde, würden ihn seine Großen ermorden lassen, um einen gefügigeren Herrscher auf den Thron zu setzen.

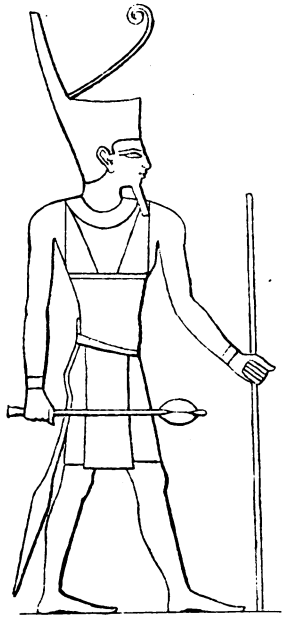


Fig. 345. König in Göttertracht. Nach Erman.

Inzwischen geht im Lande anscheinend alles seinen ruhigen Gang weiter. Wo nicht gerade der Bürgerkrieg tobt, arbeitet der Landmann auf dem Acker und der Schreiber in seiner Kanzlei in orientalischem Gleichmut weiter, als ob nichts geschehen wäre; aber auf die Dauer empfindet es doch auch das Volk im Orient bitter, wenn seine Regierung eine schwankende geworden ist. Die Steuern steigen und werden unregelmäßig eingezogen, um die Gier der Soldaten zu befriedigen; die Beamten werden schamloser in ihren Erpressungen und in ihrer Willkür, und die öffentlichen Bauten, die Kanäle und Dämme geraten in Verfall. Nur der Adel und die Priesterschaft gedeihen unter diesen Verhältnissen; jener wird bei dem Mangel einer Zentralgewalt immer mächtiger und unabhängiger; diese weiß von jedem Prätendenten neue Konzessionen und Geschenke zu erlangen. Lange wird ein künftiger Monarch zu thun haben,

Digitized by Google

bis er das Land wieder in den alten Zustand versetzen kann, und er wird sich dabei nicht einmal in der Hoffnung wiegen dürfen, daß sein Werk von langer Dauer sein werde, denn mit unerbittlicher Logik verfällt jedes Herrscherhaus des Orients demselben Verhängnis.

Daß die trüben staatlichen Zustände, wie wir sie hier auf Grund der mittelalterlichen orientalischen Geschichte skizziert haben, ebenso auch im alten Ägypten zu allen Zeiten bestanden haben, ist schon von vornherein wahrscheinlich. Wohl klingt es, wenn man die Inschriften liest, als habe in diesem Lande ein wahres Ideal von Reich bestanden, ein Reich, wo ein „guter Gott",

Fig. 346. Ein König opfert Wein vor der Sphinx, dem Symbole königlicher Würde. Nach Erman.

umgeben von „geliebten Freunden" und „weisen Fürsten", väterlich für sein Land sorgte, „angebetet" von seinen Unterthanen, „gefürchtet" von allen feindlichen Völkern, „verehrt" von der Priesterschaft als „der leibliche Sohn des Sonnengottes". Aber wo uns einmal erlaubt ist, näher zuzusehen, da erblicken wir hinter den schönen Worten dieselben heillosen Verhältnisse, die die Geschichte des Orients meist zu einer resultatlosen gemacht haben. Es sind gar mancherlei Kapitel aus der Geschichte des ägyptischen Königreiches erhalten, aus denen man ersehen kann, wie häufig auch hier Perioden wirrer, politischer Zustände gewesen sind. Und doch vermögen wir nur solche Wirren zu erkennen, die lange gewährt haben! Wieviel Thronstreitigkeiten von kurzer Dauer es gegeben hat, läßt sich nur ahnen. Und

Digitized by Google

auch hier waren die Könige, die sich bekriegten, zum guten Teil nur Puppen in den Händen ehrgeiziger Großer; das zeigt schon die Inschrift eines gewissen Bay, Oberschatzmeisters unter dem ephemeren König Septah der 19. Dynastie. Er rühmt sich ganz ungeniert, daß er „den König auf den Thron seines Vaters festgestellt habe."

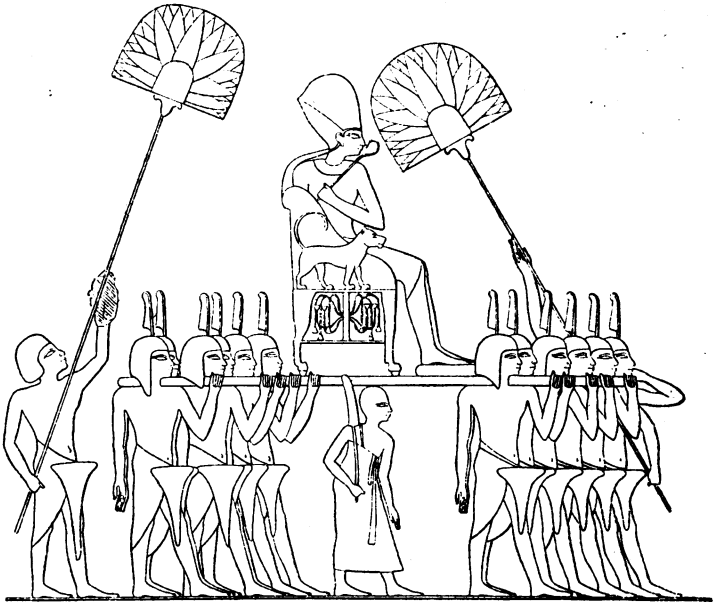


Fig. 347. Ägyptischer König von Soldaten getragen. Nach Erman.

Wie aber auch kräftige Herrscher einer steten Bedrohung von seiten ihrer eigenen Verwandten ausgesetzt gewesen sind, veranschaulicht uns das Protokoll eines Hochverratsprozesses. Gewiß war die Regierung Ramses III. eine glänzende; das Land genoß endlich wieder einmal des Friedens, und die Priesterschaft war durch ungeheuere Geschenke und Tempelbauten gewonnen worden. Die Aspekten seiner Regierung waren also so glänzend wie möglich. Und doch regten sich auch unter ihm

Digitized by Google

schon wieder die furchtbaren Mächte, die jeder dieser Dynastien ein schnelles Ende bereiten, und es war vielleicht nur ein glücklicher Zufall, daß er ihnen entrann. In seinem eigenen Frauenhause brach eine Verschwörung aus, geleitet von einer vornehmen Dame, Namens Tey, die gewiß zum königlichen Geschlecht gehörte, wenn sie nicht etwa gar seine Mutter oder Stiefmutter war. Welchen Prinzen sie sich zu Prätendenten ausersehen hatte, wissen wir nicht — er wird in dem Papyrus nur mit einem Pseudonym bezeichnet —, aber wie weit die Sache bei ihrer Entdeckung gediehen war, sehen wir daraus, daß die Haremsfrauen bereits an ihre Mütter und Brüder schrieben: „Reize die Leute auf, und errege die feindlich Gesinnten, Feindschaft gegen den König zu beginnen." Eine der Damen schrieb sogar an ihren Bruder, der das Heer in Äthiopien kommandierte, und forderte ihn direkt auf, zu kommen und den König zu bekriegen. Und wenn man sieht, wie viel hohe Beamten an der Verschwörung teil genommen oder doch darum gewußt hatten, so erkennt man so recht die Gefahr, die ein solches morgenländisches Königtum bedroht.

Ich habe absichtlicht die Nachtseite dieser Regierungsform vorausgestellt, und ich bitte meine Leser, sich immer gewärtig zu halten, daß hinter all dem Pomp und Glanz, der den ägyptischen König und seinen Hof umgiebt, wahrscheinlich in den meisten Fällen Verhältnisse stecken, die um nichts besser gewesen sein werden, als die oben geschilderten.

In graueste Vorzeit geht die ägyptische Königswürde zurück. Noch heute können wir es dem Ornat des Pharao ansehen, daß er aus einer Zeit stammt, in der die Ägypter nur mit einem Gürtel wie die Neger bekleidet waren, wo es also schon für eine Auszeichnung galt, wenn der König diesen Gürtel vorn mit einem Stück Fell oder Matte vervollständigte und hinten mit einem Löwenschwanze schmückte.

Wie lange es gewährt hat, bis aus einem derartigen Häuptling eines halbwilden Stammes der göttergleiche Pharao wurde, und welche Kämpfe die allmähliche Vereinigung der

Digitized by Google

einzelnen ägyptischen Gaue zu einem Staate bewirkt haben, das können wir heute nicht mehr erkennen. Nur das eine ist noch

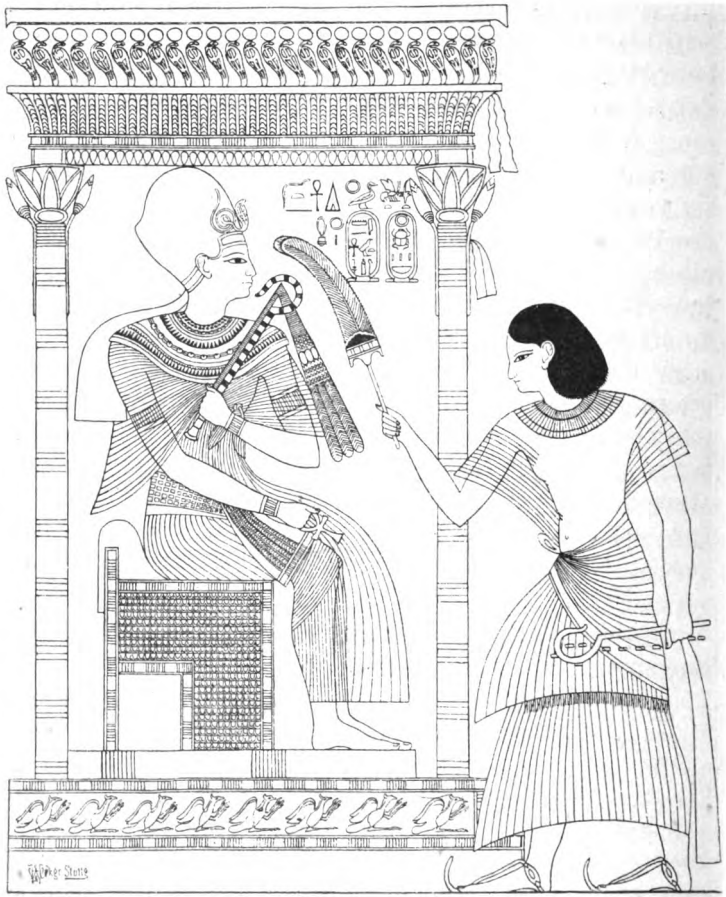


Fig. 348. Ein König der 18. Dynastie gewährt von seinem Throne aus dem Statthalter Äthiopiens Audienz. Nach Erman.

sichtbar, daß dem Einheitsstaate, wie wir ihn im alten Reiche finden, eine lange Periode vorangegangen sein muß, in der Ägypten in zwei Staaten zerfiel, in den „Süden" und das

Digitized by Google

„Nordland", oder wie sie in dem ägyptischen Kurialstil zusammen heißen, in „die beiden Länder." So mächtige, einander ebenbürtige Staaten müssen beide gewesen sein, daß von dem Einverleiben des einen in den anderen nicht die Rede sein konnte; beide blieben auch nach der Vereinigung selbständige Reiche, die zunächst nur durch jenes zwitterhafte Verhältnis verknüpft waren, das wir Personalunion nennen. Der König Ägyptens konnte sich zwar den „Herren der beiden Länder" oder den „Vereiniger der beiden Länder" und später sogar den „Herrscher Ägyptens" nennen, aber in der offiziellen Titulatur blieb er zu allen Zeiten nur der „König von Oberägypten und König von Unterägypten." Und ebenso verhält es sich mit den Titeln seiner Beamten; auch sie dürfen ursprünglich nur „Vorsteher der beiden Silberhäuser" oder „der beiden Getreidespeicher" heißen, denn jedes Reich hat seine eigenen Kornmagazine und seinen eigenen Schatz. Natürlich läßt sich aber eine solche Personalunion auf die Dauer nicht halten; auch in Ägypten ist sie frühzeitig zur bloßen Fiktion geworden, die man freilich bei der Titulatur des Königs zu allen Zeiten gewahrt hat. Denn die Namen und Titel des Monarchen haben dem Ägypter stets als etwas höchst Wichtiges gegolten. — — — — — — — — — — — — — — —

Soweit Erman. Dem Bilde von alten Zuständen folge ein Gemälde eines modernen orientalischen Kaiserstaates.

Der chinesische Kaiser.

(Nach Ernst Ruhstrat.)

Über den Kaiser von China ist recht wenig bekannt. Selten bringen die in Ostasien erscheinenden chinesischen und nichtchinesischen Zeitungen etwas, das ihn betrifft. Dieser merkwürdige Zustand, daß der Herrscher eines Reiches von dreihundert Millionen Menschen der Außenwelt so gut wie unbekannt ist und mit ihr fast gar nicht in Berührung kommt, hat keineswegs immer bestanden. Vielmehr reisten noch die ersten Kaiser aus der jetzigen Dynastie, besonders Kang Hi, der von 1661—1722

Digitized by Google

regierte und ein ebenso thatkräftiger wie bedeutender Herrscher war, viel in ihrem Lande umher und stifteten dadurch manchen Segen. Im ganzen wird man sagen können, daß die Chinesen nur wenige bessere Herrscherhäuser gehabt haben als die Mandschudynastie. Aber diese ist jetzt nicht mehr das, was sie vor 200 Jahren war. Es war ein großes Unglück für China, daß während des kriegerischen Zusammenstoßes des alten Reiches mit England und Frankreich im Jahre 1860 einer der nachgiebigsten Herrscher regierte, die jemals auf dem Drachenthrone gesessen haben, der Kaiser Sien Fung. Als dieser, der seine von den „fremden Barbaren" entweihte Hauptstadt nicht wieder betreten wollte, im August 1861 in Schehol starb, da folgten während der nächsten drei Jahrzehnte zwei unmündige Knaben.

Der erste von ihnen, Tung Tschi, wurde zwar im Jahre 1873 für mündig erklärt und regierte dann dem Namen nach bis zu seinem zwei Jahre später erfolgten Tode; er war aber niemals mehr als ein Schemen. Als er im Sterben lag, gab es im Pekinger Palast eine mächtige Partei, die die beiden Gemahlinnen Sien Fungs nebst ihrem Anhang aus dem Wege räumen und einen Sohn des Prinzen Kung auf den Thron erheben wollte. In ihrer Not wandten sich die Kaiserinnen an Li Hung Tschang dem als Vizekönig der Provinz Tschili der besondere Schutz der Dynastie oblag. Li zögerte keinen Augenblick, sondern brach sofort mit seiner 4000 Mann starken Leibgarde, bestehend aus allen Waffengattungen, in Eilmärschen von Tientsin nach Peking auf, ohne daß sonst irgend jemand etwas davon wußte. Auf seine Truppen konnte er sich unbedingt verlassen, da sie aus seiner Heimatprovinz Anhui stammten. Der etwa 130 Kilometer lange Weg nach der Hauptstadt wurde in 36 Stunden zurückgelegt. Um Mitternacht kam Li an einem der Thore an, das ein Prinz, der ein Anhänger der Kaiserin war, öffnete. In tiefstem Schweigen ging es darauf dem Palaste zu. Die Hufe der Pferde waren mit Zeug umwickelt, und jeder Mann mußte auf Lis Befehl einen Eßstab im Munde halten, wodurch er am Sprechen verhindert war. Mit Leichtigkeit bemächtigte man sich

Digitized by Google

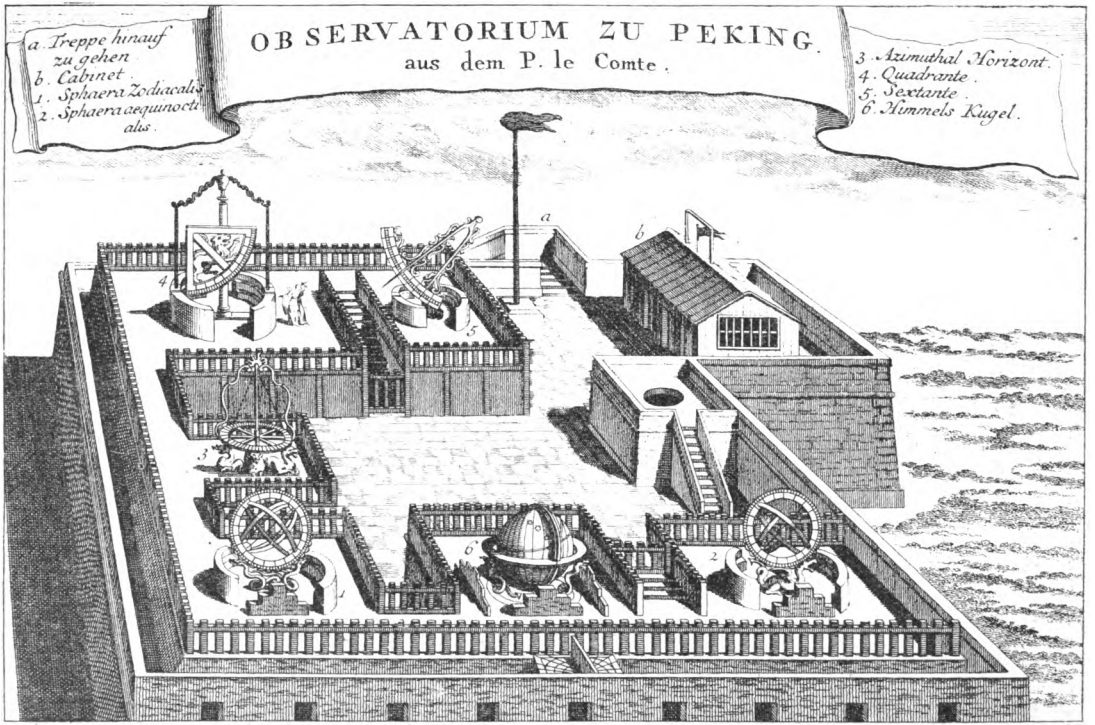


Fig. 349. Die Sternwarte in Peking. Nach altem Kupfer.

Digitized by Google

der verschiedenen Wachen im kaiserlichen Stadtteil, da die Kaiserinnen Eunuchen geschickt hatten, die als Führer dienten und alle verdächtigten Personen bezeichnen sollten. Nach kurzer Zeit war die kleine Schar im unbestrittenem Besitze des ganzen, sehr ausgedehnten Palastes mit seinen vielen Nebengebäuden und offenen Flächen, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wäre, in orientalischen Ländern eine seltene Mäßigung. Als der Tag anbrach, war das Erstaunen und die Bestürzung derjenigen Verschwörer, die während der Nacht noch nicht festgenommen waren, grenzenlos. Die Rädelsführer mußten ihr Vorhaben in aller Stille mit dem Tode büßen, doch die Mehrzahl traf nur Verbannung.

Am folgenden Tage wurde der vier Jahre alte Sohn des Prinzen Tschun zum Kaiser erklärt. Als alles mit einer für chinesische Verhältnisse erstaunlichen Schnelligkeit geordnet war, ging Li ebenso unauffällig, wie er gekommen war, mit seinen Truppen nach Tientsin zurück. Man hatte diesen Staatsstreich so gut geheim gehalten, daß nur sehr wenig Menschen wußten, wie viel damals davon abhing, ob Li Hung Tschang der Dynastie treu blieb oder nicht.

Die vorstehende Erzählung mag vielleicht nicht in allen Einzelheiten verbürgt sein. Etwas Wahres ist aber sicher daran. Sie stand wiederholt in ostasiatischen Zeitungen, ohne daß Widerspruch dagegen erfolgt wäre; auch kann man sie in Peking von Chinesen hören. Der große Einfluß, den Li Hung Tschang lange Zeit am Pekinger Hofe hatte, ist auf diese Weise leicht zu erklären. Die Kaiserin-Witwe hat ihm seine Treue in einer für sie angstvollen Zeit offenbar niemals vergessen. Der Kaiser selbst scheint sich freilich seit dem unglücklichen Kriege gegen Japan mehr von Li abgewandt zu haben. Doch daran mögen hauptsächlich Lis zahlreiche Neider und Feinde schuld sein.

Während der letzten Jahrzehnte haben also in China keine Kaiser, sondern Regentschaften das Staatsruder geführt. Dies ist kaum vorteilhaft für das Reich gewesen. Es fehlt an einem ganzen Manne von unbeugsamer Willenskraft, der aber zugleich

Digitized by Google

Fig. 350. Trachten des Kaisers und chinesischer Volksleute. Nach altem Kupfer.

Digitized by Google

genügenden Weitblick hätte besitzen müssen, sich zu sagen, daß die frühere Abgeschlossenheit des Landes nicht mehr aufrecht zu erhalten wäre. Für die Zukunft wird viel davon abhängen, ob der Kaiser stark genug sein wird, seinem eigenen Willen zu folgen, und ob er sich vor allen Dingen dazu entschließen kann, sich die Zustände in den Provinzen mit eigenen Augen anzusehen und sich nicht lediglich auf die oft sehr lügnerischen Berichte seiner Untergebenen zu verlassen. Was man dem Kaiser zu bieten wagt, dafür sei nach dem „North China Herald" ein besonders starkes Stück erzählt. Vor einiger Zeit stand in der amtlichen „Pekinger Zeitung" eine wichtig aussehende Eingabe an den Thron. Darin berichtet ein hoher Provinzialbeamter über die Unterdrückung einer nicht ungefährlichen Empörung und setzte ausführlich auseinander, was dieses Unternehmen gekostet habe, und welche Mandarinen sich dabei ausgezeichnet hätten. Der Kaiser gab wie gewöhnlich seine Zustimmung zu den vorgeschlagenen Beförderungen. Was würde er wohl sagen, wenn er den „North China Herald" läse! Denn ein Berichterstatter, den diese Zeitung für durchaus zuverlässig erklärt (wahrscheinlich ein Missionar), giebt an, er sei zu derselben Zeit, wo die Empörung stattgefunden haben sollte, in der betreffenden Gegend gewesen. Von irgend welchem Aufruhr habe man aber dort weit und breit nichts gehört. Dagegen habe er in dem chinesischen Gasthause, wo er abgestiegen sei, drei Soldaten getroffen, die ihm erzählten, sie verfolgten einen gefährlichen Räuber, den der Bezirksrichter innerhalb einer gewissen Zeit festnehmen lassen müßte. Dies war die ganze Grundlage für eine lange und aufregende Geschichte in der „Pekinger Zeitung". Nach den Angaben der „Pekinger Zeitung" hat der Kaiser in den letzten Jahren nur aus drei Gründen seinen Palast verlassen: 1. um gelegentlich in einem Tempel zu beten und zu opfern; 2. um die Kaiserin-Wittwe in einem ihrer außerhalb Pekings liegenden Schlösser zu besuchen; 3. einmal in jedem Frühling, um selbst die Pflugschar zu führen. Man wird hoch rechnen, wenn man annimmt, daß sich zur Zeit die Palastthore 10—12 mal im Jahre für die kaiserliche Sänfte

Digitized by Google

Fig. 351. Huldigungszeremonien vor dem Kaiser Chinas. Nach altem Kupfer.

Digitized by Google

öffnen. In jedem solchen Falle herrscht das strengste Absperrungssystem. Kein Mensch darf sich dann auf den Straßen oder an den Thüren — Fenster haben chinesische Häuser nicht — sehen lassen, wenn der kaiserliche Zug vorüberwallt, damit den Sohn des Himmels kein Blick aus profanen Augen treffe. Die in Peking wohnenden Ausländer werden bei solchen Anlässen höflich aber dringend ersucht, die betreffenden Straßen dann nicht betreten zu wollen, um nicht mit der kaiserlichen Leibgarde in Streit zu geraten, wie es dann und wann vorgekommen ist.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln wird aber während eines solchen Zuges doch zuweilen „die kaiserliche Ruhe gestört". Als der Monarch die Kaiserin-Witwe in ihrem Palaste von Eho besuchen wollte, kam der Zug an einem stark besuchten Theehause vorüber. Herolde ritten voraus und verkündigten überall mit lauter Stimme, daß jeder Mann alle Thüren schließen und im Hause bleiben müßte, bis der Kaiser vorüber wäre. Nun hatte das genannte Theehaus einen Balkon, der gewöhnlich offen, jetzt aber durch Laden geschlossen war. Das war eine prächtige Gelegenheit für die neugierigen theetrinkenden Müßiggänger, durch den Laden hindurchzulugen, um den Zug zu sehen. Der Balkon konnte aber die herandrängende große Menge von Gaffern nicht tragen. Er gab nach, und ein Klumpen von Menschen purzelte fast unmittelbar vor der kaiserlichen Sänfte auf die Straße. Darauf ungeheures Geschrei der zahllosen Hofdienerschaft. Dann ließ man die Sänfte sobald wie möglich weiter gehen; aber das Unglück war geschehen, die kaiserliche Ruhe war gestört und der Besitzer des Theehauses mußte einer ziemlich strengen Bestrafung entgegensehen.

Ein andermal sprach der Kaiser sein höchstes Mißfallen darüber aus, daß nicht überall in seiner Gegenwart ehrerbietiges Schweigen geherrscht habe, wie es sich doch gehöre. Er erließ deshalb eine Verfügung, worin es hieß: „Als Wir neulich geopfert hatten, hörten Wir bei der Rückkehr in unseren Palast in der Nähe eines zum kaiserlichen Stadtteile führenden Thores ziemlich starkes Stimmengeräusch. Dies beweist, daß das Volk

Digitized by Google

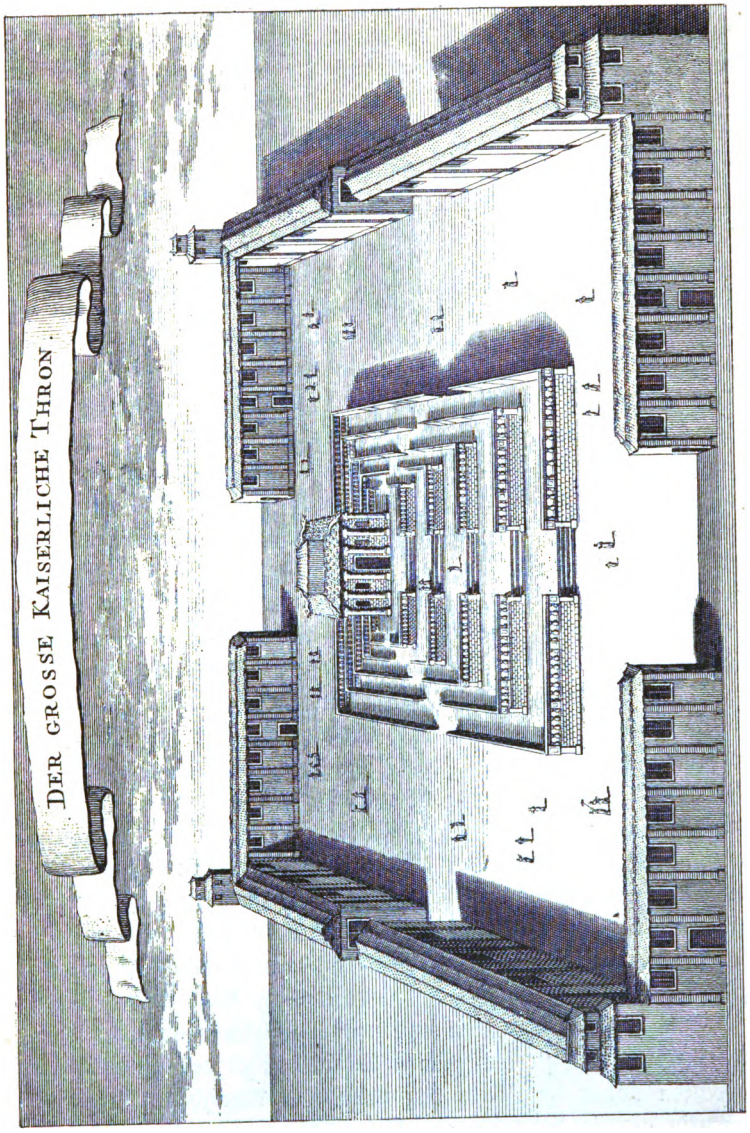


Fig. 352. „Der große Thron". Nach altem Kupfer.

Digitized by Google

nicht die nötige Achtung vor der Majestät des Herrschers hat, es beweist aber auch, daß unsere Leibgarde ihre Pflicht nicht ordentlich gethan hat. Die Offiziere, die bei dem Thore Dienst hatten, werden daher vom Kriegsministerium bestraft werden. In Zukunft aber sollen alle Offiziere, hohe wie niedere, darauf achten, daß sich ein so unwürdiger Vorgang nicht wiederholt."

Daß es eine gefährliche Sache ist, dem Monarchen, wenn er unterwegs ist, mit einer Bitte zu kommen, ist nach dem Vorstehenden begreiflich. Stellt es sich heraus, daß der Bittende keine völlig ausreichende Veranlassung zu seinem Schritte hatte, dann wird er wegen unbefugter Aufhaltung des kaiserlichen Zuges für den ganzen Rest seines Lebens an die äußersten Grenzen der Mongolei verbannt. Wiederholt berichtete die „Pekinger Zeitung" von solchen Fällen.

Die wichtigsten Opfer, die der Kaiser zu verrichten hat, sind die während der beiden Sommerwenden im Tempel des Himmels. Hierbei kann ihn kein anderes menschliches Wesen vertreten, weil nur er vom Himmel die Macht erhalten hat, auf Erden zu regieren. Ist der Kaiser also krank oder minderjährig, dann müssen diese Opfer ausgesetzt werden. Er ist dem Himmel und der Erde dafür verantwortlich, daß unter den Menschenkindern Ruhe und Zufriedenheit herrscht. Bei Seuchen oder Hungersnot ist es seine Sache, mit dem Himmel ein baldiges Ende der schlimmen Zeit zu vereinbaren. In Nord- und Mittel-China regnet es oft viel zu lange oder lange Zeit gar nicht. Wollen dann die Gebete gewöhnlicher Sterblicher nichts mehr helfen, so muß sich der Kaiser dazu entschließen, selbst den Himmel um eine Änderung des Wetters anzuflehen. Die bevorzugte Stellung des Kaisers zeigt sich auch in der Art und Weise, wie er sein Gebet verrichtet. Während er nämlich von anderen Menschen verlangt, daß sie sich vor ihm niederwerfen, kniet er bei seiner Andacht nur dreimal nieder und macht zugleich neun tiefe Verbeugungen. Dies ist ein Zeichen dafür, daß er den himmlischen Gewalten näher steht, als den sterblichen Menschen. Betet er zum Himmel, so trägt er ein blaues Gewand nach der Farbe

Digitized by Google

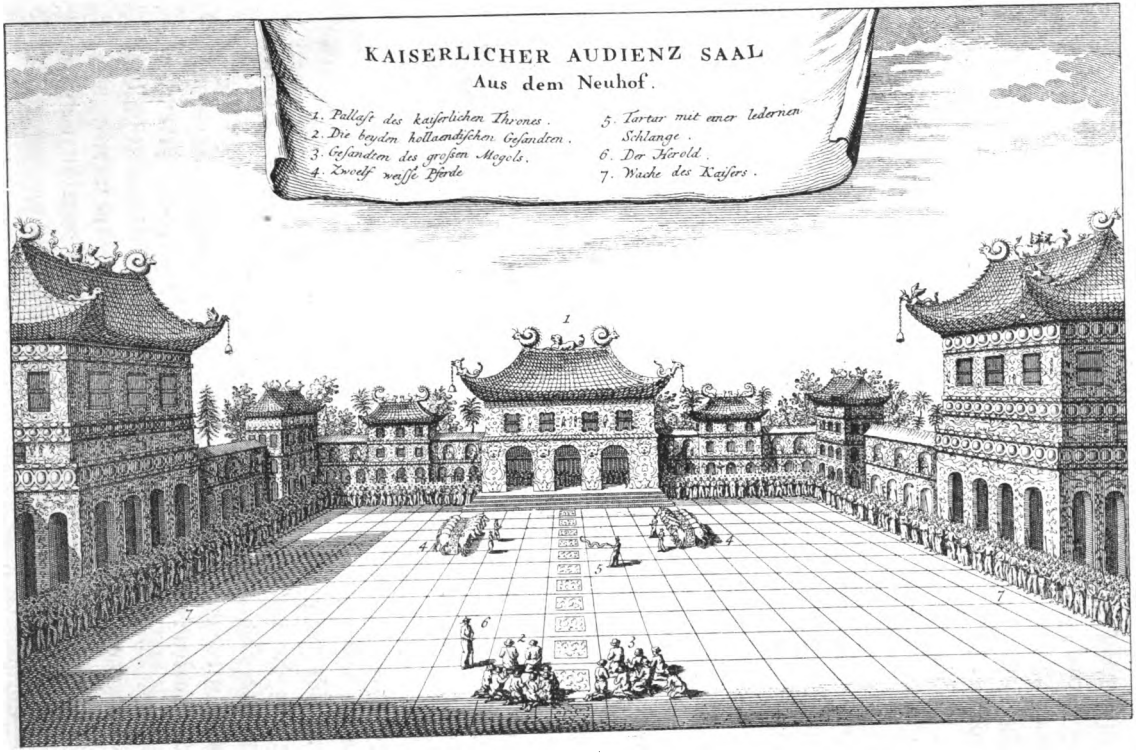


Fig. 353. [Kaiſerlicher Audienzſaal. Nach altem Kupfer.

Digitized by Google

des Firmamentes, zur Erde betet er dagegen in gelber, zur Sonne in roter und zum Monde in weißer Kleidung.

Da es durch eines der hübschen Rätsel in Schillers Turandot in Deutschland bekannt geworden ist, daß der Kaiser von China alljährlich einmal selbst den Pflug führt, um dadurch die hohe Wichtigkeit des Ackerbaues zu betonen, so sei hier nach einer chinesischen Zeitung angegeben, wie eine derartige Zeremonie verläuft.

Der Kaiser verläßt bei Tagesanbruch mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge seinen Palast. Der Zug gewährt einen überaus prächtigen Anblick, der noch dadurch erhöht wird, daß auch die Straßen, durch die es geht, aufs schönste ausgeschmückt sind. Vor den Schreinen der den Ackerbau schützenden Götter, bringt Seine Majestät Opfer dar und nimmt dann in einer kaiserlichen Halle das Frühstück ein. Nach dem Frühstück begiebt sich der Herrscher mit seiner Begleitung aufs Feld. Das für den kaiserlichen Palast bestimmte Stück Landes ist durch Pfähle abgegrenzt, von deren Spitzen unzählige Flaggen und Banner von jeder Art und Farbe flattern. An den vier Ecken sind Pavillons errichtet, worin Weizen und andere Halmfrüchte bereit liegen. In der Mitte des Feldes stehen Höflinge mit prächtigen Gewändern mit bunten Flaggen in der Hand, und zur Seite des Weges eine Anzahl ehrwürdiger Landleute mit weißen Haaren, jeder mit einem Gerät für den Ackerbau versehen. Der vor den Pflug gespannte Stier ist mit gelben Tüchern — gelb ist die kaiserliche Farbe — geschmückt und wird von zwei Männern aus der Leibgarde geleitet. Einige Personen des Gefolges führen unterdessen den für sie bestimmten Teil der Zeremonie aus, bearbeiten den Boden mit den verschiedenen Ackergeräten und streuen den Samen aus. Wenn der Kaiser einmal ganz herum gegangen ist, kommen drei Prinzen und nach ihnen neun hohe Höflinge an die Reihe, worauf der Zug in den Palast zurückkehrt. Die ganze Sitte ist uralt. Sie wird von den Chinesen auf den Kaiser Wu Wang zurückgeführt, der sie im Jahre 1112 vor Christus eingeführt haben soll.

Digitized by Google

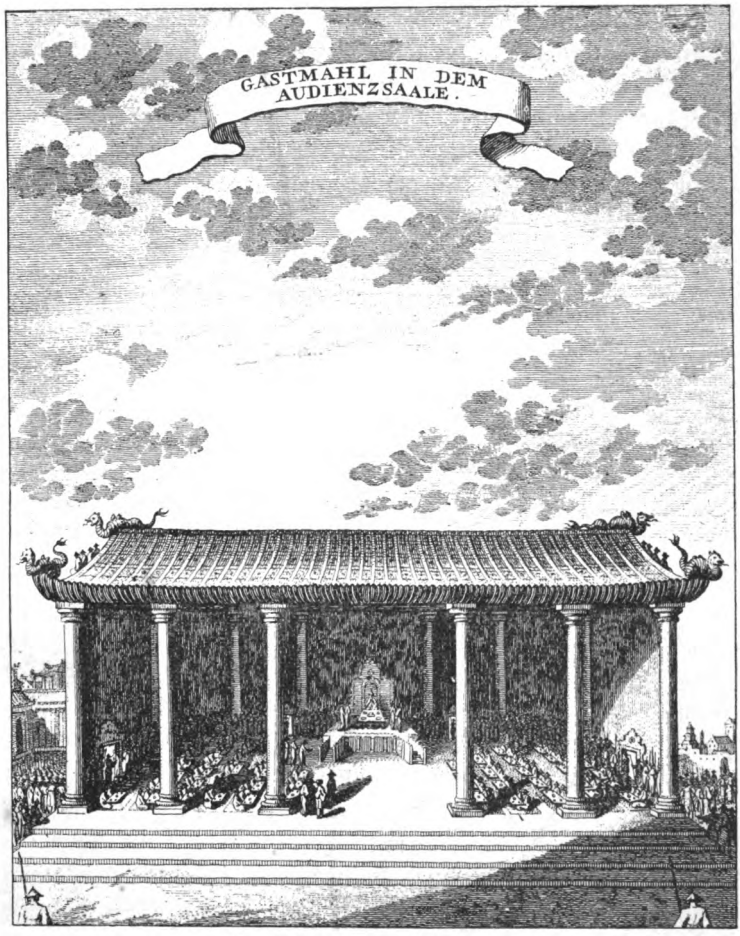


Fig. 354. Gastmahl im kaiserlichen Audienzsaal. Nach altem Kupfer.

Einem gleichfalls sehr alten Gebrauche gemäß hat auch die Kaiserin von China in jedem Frühling eine ähnliche Zeremonie zu beobachten. Sie muß nämlich zu der Zeit, wo die Blätter des Maulbeerbaumes zum Futter für den Seidenwurm reif werden, mit ihren Hofdamen einige dieser Blätter von den

Digitized by Google

Zweigen pflücken, um hierdurch den Bürgern ein Beispiel fleißiger Arbeit zu geben. Den Tag für diese Zeremonie, bei der große Pracht entwickelt zu werden pflegt, bestimmt alljährlich der Kaiser.

Von Ausländern hatten den Kaiser von China vor dem Besuche des Prinzen Heinrich nur eine Anzahl Diplomaten gesehen und auch diese nur während der kurzen Zeit einer Audienz. Der frühere deutsche Gesandte, Herr von Brandt, sagt, der Herrscher sehe nicht gerade kräftig, aber sehr intelligent aus und er habe sich offenbar lebhaft für das ihm damals neue Schauspiel einer Audienz interessiert. Ein anderer ungenannter Diplomat schrieb im Jahre 1894 an die „North China Daily News“:

„Als die fremden Gesandten kürzlich dem Kaiser von China die Glückwünsche ihrer Staatsoberhäupter zum 60. Geburtstag der Kaiserin-Wittwe überreichten, fiel die Adresse des deutschen Kaisers ganz besonders auf. Da äußerliche Pracht jeder Art großen Eindruck auf alle Orientalen macht, so konnte Deutschland seine guten Beziehungen zu China dadurch nur noch verbessern, daß es eine einfache Adresse zu einem kostbaren Kunstwerk gestaltete. Der kaiserliche Brief war auf Pergamentblätter mundiert, die in Form eines Buches gebunden waren. Die Buchstaben aus Gold und anderen glänzenden Farben machten einen künstlerischen Eindruck. Der Einband bestand aus zwei massiven Platten mit weißem, teilweise mit Gold belegtem Lederüberzug mit dem kaiserlichen Monogramm in der Mitte. Das Ganze lag in einem hübsch geschnitzten Kasten, der mit dem Buchstaben W in Gold und mit einer goldenen Kaiserkrone geschmückt war. Dieses prächtige Kunstwerk erregte die Bewunderung aller Anwesenden, als der deutsche Gesandte es dem Prinzen Tsching überreichte, damit dieser es dem Kaiser gäbe. Es war rührend zu sehen, wie sich das Gesicht des jungen Herrschers für eine kurze Weile erhellte, um gleich darauf, als man das schöne Geschenk auf einen Tisch neben dem Throne legte, wieder den gewöhnlichen Ausdruck unnatürlicher Melancholie anzunehmen. Dieses vorübergehende Lächeln ging allen anwesenden Ausländern zu Herzen; es war, als ob den jungen Fürsten für einen Augen-

Digitized by Google

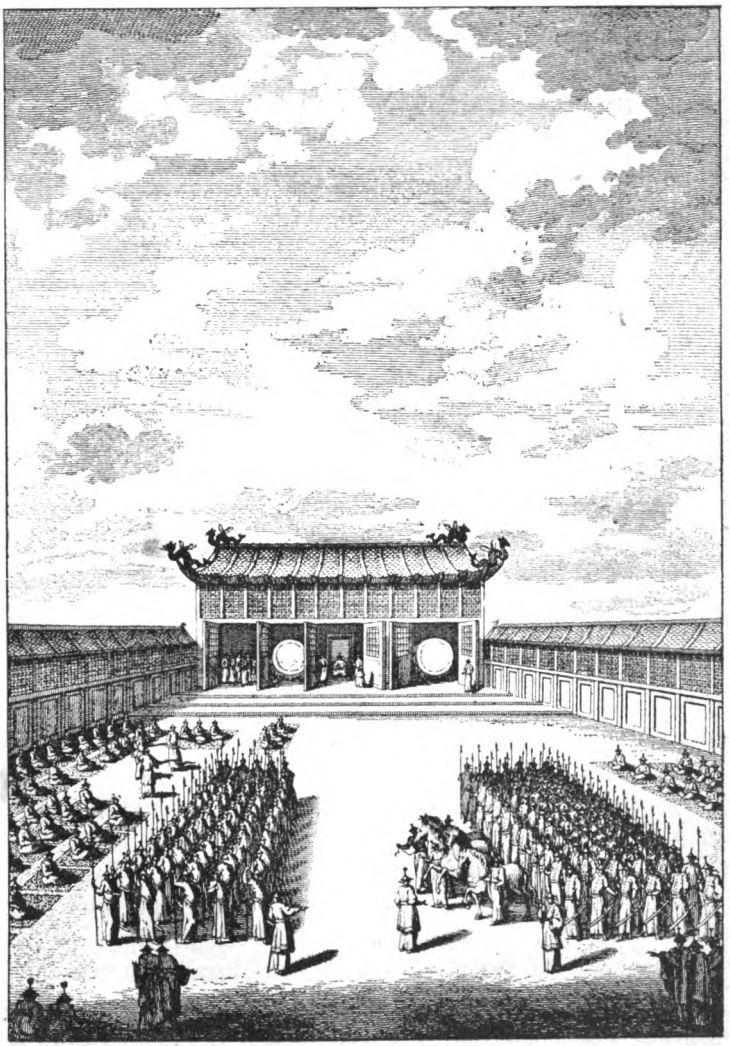


Fig. 355. Audienz zu Congo. Nach altem Kupfer.

Digitized by Google

blick ein Sonnenstrahl aus einer glücklicheren Welt träfe, als die ist, worin ihm die streng chinesische Etikette zu leben zwingt."

Diese fremde Welt muß dem Kaiser um so geheimnisvoller vorkommen als sie es durchgesetzt hat, daß ihre Gesandten nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten den Fußfall vor ihm zu machen brauchen, sondern stehend von ihm empfangen werden. Von seinen Unterthanen dürfen dagegen selbst die höchsten Würdenträger nur knieend zu ihm sprechen. Auch darf in seiner Gegenwart kein Chinese auf einem Stuhl sitzen, sondern nur auf einem niedrigen Divan. Des Kaisers eigentlicher Name ist viel zu heilig für den gewöhnlichen Gebrauch, weshalb er durch einen andern Namen ersetzt werden muß. Während also z. B. der im Jahre 1872 geborene regierende Kaiser in Wirklichkeit Tsai Tien heißt, nennt man ihn Kuang Sü, was „Hochedler Nachfolge" bedeutet. Genau genommen ist es daher etwas wunderlich von „Seiner Majestät dem Kaiser Kuang Sü" zu sprechen; gleichwohl geschieht dies der Bequemlichkeit halber ganz allgemein. Spricht der Kaiser von sich selbst, so sagt er entweder: „Wir" oder „der einzige Mann" oder „der einzige Fürst". Die abgeschmackten, von manchen ausländischen Schriftstellern angewandten Titel, wie „Bruder der Sonne" oder „Bruder des Mondes," „Enkel der Sterne," „König der Könige" und ähnliche sind in China nicht bekannt. Dagegen hat der kaiserliche Palast viele bilderreiche Bezeichnungen, wie: „Stufen von Edelsteinen", „rosige Halle", „himmlische Stufen" und andere. In jeder Provinzialhauptstadt ist eine eigene Halle für den Kaiser, in der sich die höchsten Mandarinen an seinem Geburtstage niederwerfen, als ob er selbst zugegen wäre.

Der Kaiser wird als der Ursprung aller Macht und aller Ehre, jedes Ranges und jedes Vorrechtes in seinem Reiche angesehen; ja die orthodoxe altchinesische Meinung ist sogar, daß es auf Erden überhaupt keine dem Sohne des Himmels gleich stehende Macht gäbe, sondern daß alles ihm untergeordnet sei. Bei einer derartigen Auffassung von der unnahbaren hohen Stellung des chinesischen Kaisers war lange Zeit nicht daran zu

Digitized by Google

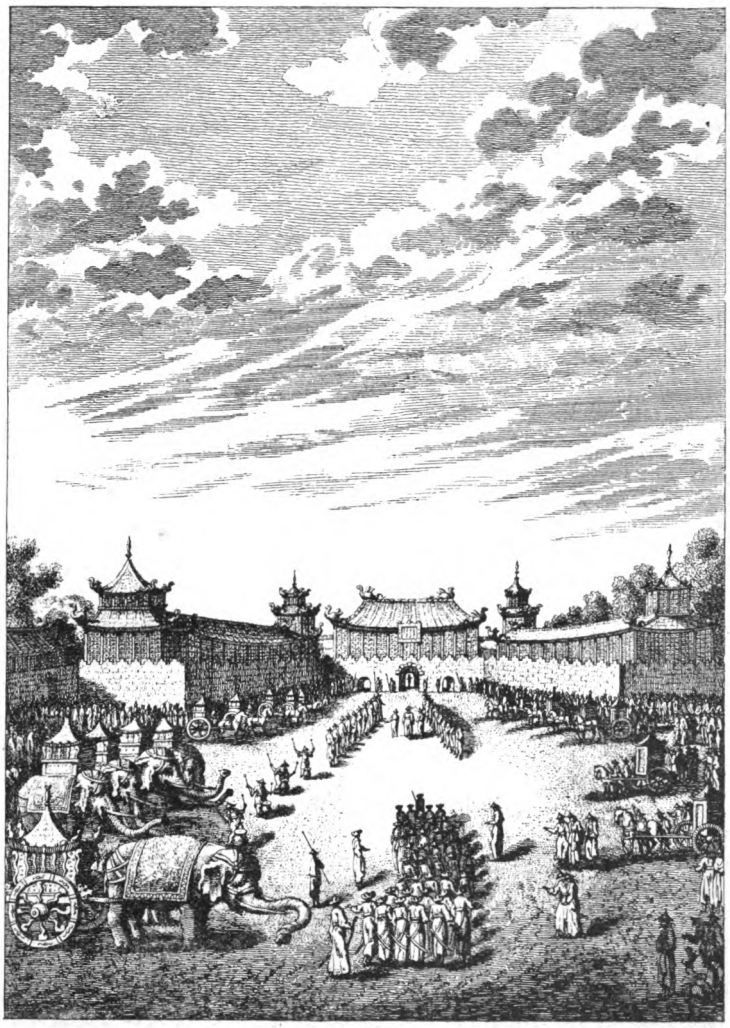


Fig. 356. Ein Gesandter wird zur Audienz geführt. Nach dem alten Nieuhof.

Digitized by Google

denken, daß die Pekinger Mandarinen die Gleichberechtigung anderer Herrscher auch nur äußerlich zugestehen würden.

Der größte Teil des chinesischen Volkes wird wohl noch lange alle anderen Fürsten der Erde für Vasallen des Sohnes des Himmels halten und die Mandarinen thun nichts, diesen Wahn zu zerstören. Es ist hiermit ganz ähnlich, wie mit der Auffassung der römischen Kurie, die auch niemals von dem Anspruch des Papstes abgegangen ist, der Wächter des Seelen-

Fig. 357. Chinesische Gaukler. Nach dem alten Nieuhof.

heils aller Menschen zu sein. Die absolute Macht des Kaisers von China geht durch seine Gnade auf seine Vertreter in den Provinzen, die Vizekönige und Gouverneure über. Der Kaiser ist zugleich das religiöse Oberhaupt der Nation. Er ist die Quelle alles Gesetzes und aller Gnade; ihm gegenüber giebt es kein Recht und keine Ansprüche irgend welcher Art; alle Macht und alle Einkünfte seines Reiches gehören ihm, und streng genommen ist ganz China sein Eigentum.

Ist diese Theorie nun orientalischer Despotismus in seiner nacktesten Gestalt, so macht sich freilich die Sache in der Praxis

Digitized by Google

ganz anders. Die öffentliche Meinung wird nämlich in China überall durch Gilden vertreten, die sich blutwenig um hohe Politik kümmern, dafür aber desto schärfer aufpassen wenn es sich um das Mein und Dein ihrer Mitglieder handelt. Diese Gilden sind oft so mächtig, daß sie selbst hohen Mandarinen, also den Vertretern des Kaisers, mit Erfolg widersprechen. Der Mangel eines guten, stehenden Heeres und die Bestechlichkeit fast aller

Fig. 358. Chinesische Bauern. Nach dem alten Nieuhof.

Beamten sind weitere Gründe, weshalb der Despotismus in Wirklichkeit nicht sehr schlimm ist. — — — — —

Seitdem die oberen Zeilen geschrieben sind, hat sich gar manches in China geändert. Den Typus und das Verhältnis zwischen Kaiser und Volk charakterisieren sie aber wohl immer noch richtig.

Der Staat in seiner alten Gestalt ist vollendet. Er trägt noch die Symptome der Entstehung. Es brodelt noch allenthalben in den Berufen. Noch immer treten Usurpatoren auf.

Digitized by Google

Es ist der letzte Rest des Heldentumes. Der „Held" hatte den Staat gegründet, Heldenkraft hatte ihn zunächst in seine Bahnen gelenkt. Die Tradition des Heldenbegriffes war oft stärker und kräftiger als die der Berechtigung zur Erbfolge.

Vergleichen wir nun dieses alte Staatsgerüst mit dem Baue eines modernen Staates, so fällt uns ein gewichtiger und gewaltiger Unterschied auf. Dort unten in der alten Zeit, in den alten Reichen Ägypten, Babylonien, China, Mexiko, Peru geschah alles für den Kaiser, durch den Kaiser. Das ganze

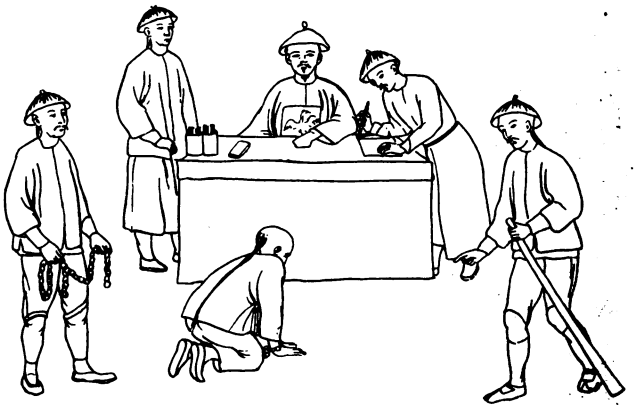


Fig. 359. Ein Angeklagter vor chinesischem Gericht. Dieses und die folgenden sind nach Farbenbildern auf Reispapier gezeichnet.

Volk war ein großes Sklaverei- und Arbeiterhaus. Frei war nur der König. Dagegen ist im neuen Staate der Kaiser und König thatsächlich ein Vertreter der Interessen des Volkes. Wohl repräsentiert der Kaiser das Volk, wohl hängt von seiner Sympathie, seiner Gunst noch immer mächtig viel ab, noch immer führt er das Recht des Willens in anderem Maßstabe aus, wie ein Bürger seines Landes. Aber das ist ein Segen. Die starke Hand des einzelnen weiß, zumal dem Auslande gegenüber, ein anderes Gewicht in die Wagschale des Völkerausgleiches zu werfen, als die Thätigkeit des Volkes. Nehmen wir z. B. ein Volk, daß noch so tüchtig ist, arbeitsam, fleißig, klug, rechtschaffen,

Digitized by Google

tapfer, und geben wir diesem Volke einen lässigen, schwachen Herrscher, dann wird das Ausland dieses Volk trotzdem nicht sonderlich respektieren. Und wer z. B. in unseren Tagen viel im Auslande reist, der wird die Beobachtung machen, das thatsächlich für unsere Nachbarnationen das Wort „Wilhelm" immer einen ganz besonderen Nachgeschmack hat. Der Herr Nachbar zieht dann wohl die Brauen in die Höhe, hüllt sein Gesicht in ernste Falten und murmelt respektvoll: „Ein sehr energischer Kaiser, ein tapferer Kaiser, ein großer Kaiser!"

Ich glaube, gerade an diesem Beispiele kann man sehen, daß das Staatsoberhaupt immer noch einen mächtigen Wert in der Weltgeschichte hat. Ich brauche daran nicht zu erinnern, daß aus einer Republik ein Mann ein Kaiserreich zu machen versteht, wie etwa Napoleon.

Fig. 360. Der Angeklagte wird ins Gefängnis abgeführt.

Diesem äußeren Merkmale des Staates, dieser äußeren Vertretung gegenüber hat aber die europäische Kultur Verhältnisse geschaffen, die das ganze Bild des Volks- und Staatsbegriffes umgewälzt hat. Und diese Änderungen sind vorgegangen im Innern des Volkes selbst. Was sich im Volke abspielt, dafür ist nicht nur maßgebend die Schule, die Kirche, die Gerichtsbarkeit, die Staatsverfassung, die Wissenschaft, Krieg- und Friedenszeiten, Handel und Gewerbe, hierfür sind stillwirkende Kräfte ausschlaggebend, die tief im Boden wurzeln und die nicht einmal der Wille und die Energie eines orientalischen Despoten zu regieren vermögen.

Digitized by Google

Jetzt, wo wir nach einem kurzen Rundblicke durch die Keime und die Blüten, durch die Volkserziehung und durch die Herrscherpracht des aufsteigenden Ackerbauvolkes, dem Schlusse zueilend, nach den letzten Wesensbedingungen des Völkerlebens fragen, jetzt gehen wir wieder zur Betrachtung der natürlichen Begriffe zurück. Wir fragen wieder nach der Lebendigkeit, Tragfähigkeit, nach der Eigenart der Kräfte, welche der Mensch zwar angeblich regiert und durch deren Sklaventum er anscheinend das geworden ist, was man als „höheren Kulturmenschen" bezeichnen kann. Und die Antwort auf derartig große Fragen wird uns auch hier wieder dem Verständnis für den Werdegang vergangener und zukünftiger Kulturen entgegenführen.

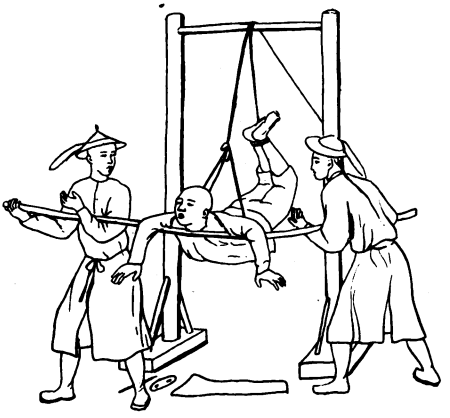


Fig. 361. Folterung, wie solche gegen betrügerische Kaufleute angewendet wird.

Wie das Tier, lebte der erste angehende Kulturmensch, beweglich und immer weit ausschauend auf den Hochebenen. Es ist wahr, er hatte die Tiere unterworfen, er war Viehzüchter und seine Viehzucht bedeutet eine Befreiung. Und doch! Schauen wir nun näher hin! Ist es denn wirklich der freie ungebundene Wille des Menschen, welcher den Aufschwung dieser seiner Kultur lenkt? Oder sind es vielleicht doch mehr die Eigenschaften seiner vierbeinigen Zöglinge, die ihn, den Herren, dirigieren?

Es ist eine wunderliche Sache um das Herrschen auf der Erde, eine Sache, die gerade so etwas Erstaunliches an sich trägt wie das „Besitzen". Ich will das erst an dem Besitzen definieren und dann an dem Herrschen.

Digitized by Google

A kauft sich ein Buch, dessen Titel ihm zusagt und das seinen Bücherschrank eine Zierde bereitet. Er kauft es und stellt es in den besagten Bücherschrank. Lesen? Nein! Wozu lesen, er besitzt es ja. Jetzt kommt B, ein armer Geselle, der leiht sich das Buch und liest es. Er liest es und liest es wieder. Es geht in seinem Besitz über, — ich meine natürlich in den Besitz des Geistes. Er giebt das Buch an A zurück. A liest es immer noch nicht, A liest es überhaupt nicht.

Wem gehört das Buch, A oder B?

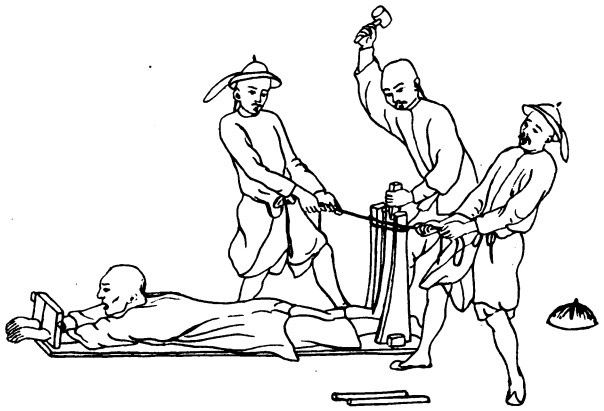


Fig. 362. Folterung des Delinquenten auf der Bank.

Das deutsche Civilrecht sagt, das Buch gehöre selbstverständlich A. Fragt man B, von dem ich annehme, daß er ein anständiger Mensch ist und das Buch nicht gerade stehlen will, so wird der auch antworten, das Buch gehöre natürlich A. Das werden alle Leute sagen. Und dennoch hat sich B das Buch „zu eigen gemacht", trotzdem es im Bücherschranke von A steht.

Nun frage einmal, — angenommen, du hast mich nicht mißverstanden, — wem gehört eine königliche Bibliothek? Ich habe absolut nichts Staatsfeindliches an und in mir, will niemanden solches Besitztum rauben, aber ich stelle fest, daß ich ein König-

Digitized by Google

liches Museum und eine königliche Bibliothek als ein Gnadengeschenk des Staates oder des Herrschers für sein Volk ansehe. Denn alle die besitzen diese große Gabe, welche sie zu „genießen" verstehen.

Ganz genau gerade so geht es mit der Königswürde eines Herrschers, ebenso ist es mit dem Gesamtbesitztum der Kultur, mit der Abhängigkeit des einen vom andern.

Beispiele: 1. B hat das Buch gelesen, B denkt in Zukunft im Sinne des Buches. Das Buch repräsentiert gewissermassen den Autor und seine Gedankenwelt, besitzt nun B den Autor oder der Autor B?

Fig. 363. Folterung liederlicher Weibspersonen an den Fingern.

2. Ein roher brutaler Volksstamm strömt aus breiten Gebirgsflächen in ein Thal, das von einem kunstbegabten, schriftkundigen, hochgebildeten Volke bewohnt wird. Die Thalbewohner werden im Kriege vollkommen geschlagen, sie müssen in Zukunft alle Fronarbeit verrichten. Sie werden zu regelrechten Sklaven. Inzwischen spielen sich die neuangekommenen Barbaren als die Herrscher auf, genießen das bis dahin unbekannte Behagen eines Nachmittagschlummers im Lehnstuhle, lassen sich von den Unterworfenen ergötzliche Geschichten erzählen, hören ihre Sagen und Traditionen mit an, gehen in den Tempel, der ihnen eine gewisse abergläubische Scheu abgewinnt und lassen sich von den Unterworfenen in demselben Messen lesen. Die Unterworfenen werden ferner gezwungen, eine Geschichte dieses Krieges, des Ruhmes der Sieger, zu schreiben. Um das nun lesen zu können,

Digitized by Google

lassen die Barbaren sich im Schreiben und Lesen unterrichten, sie lernen Häuser bauen, den Acker bestellen, lernen alle Wissenschaft und Kunst von dem armen Sklavenvolke, das kurze Zeit darauf jämmerlich ausstirbt. — Wer von den beiden hat nun den andern unterworfen, der Barbar den Thalbewohner oder der Thalbewohner den Barbaren?

3. Der viehzüchtende Nomade möchte im Herbste für den Winter einen festen Lagerplatz gründen. Er möchte gerne nach dem Punkte X ziehen. X liegt in einer berauschend schönen Landschaft. Die Gegend ist wild und romantisch. Sie sagt dem wilden Manne recht zu. Es ist nur ein kleiner Fehler dabei, es fehlt eine Tränke für das Vieh; wohl ist eine kleine Quelle vorhanden, die gutes und schönes und frisches Wasser für den Menschen bietet, dem Vieh mag sie aber nicht genug geben. Bei Y ist nun so eine recht langweilige Stelle. Sie sagt dem Manne gar nicht zu. Sogar das Material für den Bau des Winterlagers ist verhältnismäßig weit und schwierig herbeizuschaffen. Aber für das Vieh ist der Platz wie geschaffen. Die Tränke ist ausgezeichnet. Der Mann muß sich entschließen, bei Y sich anzusiedeln. Wer beherrscht nun den andern, der Mensch das Vieh oder das Vieh den Menschen?

Fig. 364. Dem Delinquenten wird die Ohrenfolterung durch Quetschen zu Teil.

4. Es liebt irgend einer die Wissenschaft. Es ist ein junger Mensch, der eine außerordentliche wissenschaftliche Begabung hat, dem aber die gehörigen Mittel dazu fehlen, sich zum Gelehrten auszubilden. Um sein Brot zu verdienen, muß er einen Beruf ergreifen, der ihn schnell etwas verdienen läßt; er wird Handwerker.

Digitized by Google

Während der ersten Jahre seiner Thätigkeit als Handwerker benutzt er die Nächte, um sich weiter zu bilden auf dem Gebiete seiner Wissenschaft. Aber die Arbeit des Tages ist schwer, er kommt nicht vorwärts, allmählich übermannt ihn die Müdigkeit. Im Anfange war es ein genialer Mensch, der aller kräftigen Entwickelung im großen Sinne Verständnis entgegenbrachte. Seine Berufsthätigkeit verlangt aber minutiöse pedantische Kleinigkeitskrämerei. Je mehr er die Wissenschaft fallen lassen muß, desto kleinlicher fängt er an zu denken, alles Große geht bei ihm zu Grunde. In seinem Berufe wird er immer pedantischer, im Leben auch. Er stirbt als alter Mann, der seiner Pedanterie wegen verspottet und verlacht wurde.

Fig. 365. Backenstreiche mit dem Leder, wie solche vorzüglich Schiffern zu Teil werden.

Schafft nun der Mensch den Beruf oder der Beruf den Menschen?

Man könnte noch einige hundert derartiger Beispiele anführen, ich könnte darauf hinweisen, daß z. B. alle Schuster am Ende ihres Lebens schwerfällig, die meisten Schneider dagegen leichtfertiger werden. Ich will hier die Antwort auf die Frage nicht geben, sondern ich überlasse es den Lesern, sich im allgemeinen die Konsequenzen derartiger Überlegungen klar zu machen. Nur eins soll hier betont werden, es ist der große Grundsatz, den wir am Ende dieses Buches wohl besonders stark betonen dürfen.

Wenn es mit dem Individuum so ist, wie es sich aus meinen Fragestellungen ergiebt, daß ein beständiger Austausch

Digitized by Google

zwischen allen Zügen der Natur und dem Menschen, zwischen dem Besitz und dem Besitzer, zwischen dem Herrscher und den Unterthanen u. s. w. besteht, dann ergiebt sich ganz von selbst, daß wir das eine nicht ohne das andere betrachten dürfen.

Nun ist die Wissenschaft und die Anschauung unserer Kultur während verhältnismäßig langer Zeit dabei stehen geblieben, die Triumphe des Menschen zu feiern, den Menschen immer nur als Schöpfer seiner Umgebung und seiner Kultur hinzustellen. Da ist es denn an der Zeit, daß wir das Gegenteil einmal schärfer beleuchten, daß wir einmal deutlich die Abhängigkeit des Menschen von den Faktoren seiner Entwickelung schildern, daß ein Buch wie das vorliegende geschrieben wird, in dem die Entwickelung der reiferen Menschheit in ihrer Abhängigkeit von den leitenden Motoren des irdischen Weltgetriebes geschildert wird.

Fig. 366. Bestrafung mittels Kniequetschen, wie solche auf willkürliche oder falsche Auslegung der Gesetze folgt.

Und von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir nun noch einen Blick in das Volksleben werfen. Wir haben das Völkerleben gesehen in seiner Entwickelung unter der Einwirkung des Tierlebens, wir haben die Nomaden und Viehzuchtvölker dann herabsteigen sehen in die breiten Thäler, haben ihre Umwandlung zu Ackerbauern mit erlebt, haben gesehen, wie sie dies, ihr Paradies, gegründet haben und wollen jetzt den Wandlungsprozessen dieses Paradieses noch einige Worte widmen.

War der Mensch als Regent der Viehzucht lebendig und weitschweifend, ein weitschauender Gesell, dem die Erde nur ein weiter Tummelplatz seiner Herden und seiner Züge war, sehen

Digitized by Google

wir den Menschen so gleichsam als Objekt seiner Tiere, so müssen wir ihn jetzt auch betrachten, wie er festwächst mit der Pflanze, wie er mit der Pflanze gemeinsam emporwächst, Blüten treibt, Kunst und Wissenschaft fördert, wie er aber auch gleich der Pflanze die Perioden des Wachstums und Daseins erfüllt. Die Pflanze sproßt, trägt Blüten und fällt dann zusammen. Sie stirbt und giebt einem neuen Samen Raum.

Fig. 367.
Der Verbrecher im Eisenkragen und am Pfahl.

Also geht es auch dem Ackerbauer im fruchbaren Thale. Er trägt auch reichen Blätterschmuck, zeitlich köstliche Blütenpracht. Aber dann stirbt er auch. Wir haben das bei allen Ackerbauern auf dieser Erde beobachten können. Jedes große Ackerbauvolk auf dieser Erde hat einen Frühling, einen Sommer und dann kommen die herbstlichen Winde. Wenn sie über das Land streichen, dann hat die glühende Sommerhitze die Pflanzen, die Menschen und die Kultur zur Erschlaffung gebracht Die Welt, am Ende des Sommers, sieht gar schön aus, sie vermag aber den mächtigen Stürmen, die über das Land fegen, keinen Widerstand zu bieten.

Diese herbstlichen Stürme kommen jedesmal von den Höhen hernieder. Es sind entweder Nomadenvölker oder Gebirgsstämme die in das Thal herunterziehen, die die Wucht und die Kraft und die Raubluft und die Macht eines freien ungebundenen Lebens mitbringen. Es sind die Träger der Vernichtung. Es sind wohl die Barbaren, die über das schwächlich gewordene Ackerbauervolk herfallen, dessen König hinrichten, seinen Schmuck sich anlegen, die mit rohen Reiterstiefeln und Sporen durch die Tempel klirren, die die Unterworfenen zu Sklaven machen. Das

Digitized by Google

ist der Herbstwind des Völkerlebens am Ende eines blütenreichen Sommers in den Thalgefilden.

Es mag eine rohe knechtische Zeit folgen. Die Barbarenherrschaft entspricht nur allzu sehr dem Winter der Natur. Aber die Kraft ruht ja doch in der Kultur, in der Pflanzenwelt. Wieder knospet es, wieder breiten die Pflanzen ihre Wurzeln und Zweige aus, die Zweige umschlingen den rohen Barbaren. Er hat sich an den Genuß und die Glücksspende des Tieflandes gewöhnt, er hat damit die Köstlichkeit eines andern Lebens genießen gelernt, von neuem äußert der wiederkehrende Frühling seine Kraft. Der Barbar ist nicht mehr Barbar, er hat die Kraft von dem Tieflandvolke übernommen und trägt sie fort, trägt sie in den Sommer zum Blühen, zur Fruchtreife, — erschlaffend sinkt er dem Herbst in die Arme. Neue Kraft gleitet von den Hochthälern, von den Gebirgen, von den Steppen, vom Hochplateau hernieder, eine neue Periode hat sich erfüllt.

Man kann dies Bild in den Farben eines jeden der alten Kulturländer malen. Es wird immer und immer

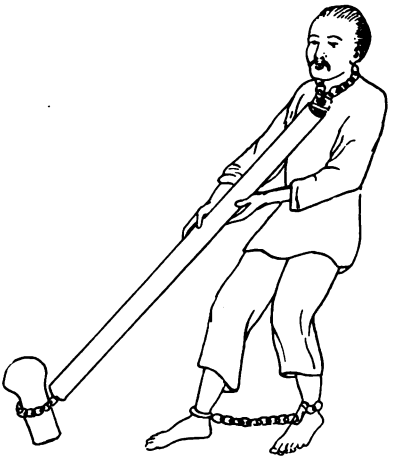


Fig. 368. Der Verbrecher am Bambus. Durch den Bambus läuft die Kette.

Fig. 369. Der Verbrecher im Bambuskäfig.

Digitized by Google

gleich und richtig ausfallen. Die Inkas stiegen hernieder als rohes Volk und nahmen die Kultur Unterworfener an. Die Azteken stiegen nieder als ein wilder Barbarenstamm; die Herbstwinde des Hunnenanpralles, der Mongolenwanderung, des Mandschurecken haben China ein ums andere Mal unterworfen. Die meisten alten Kulturvölker haben nach solchem Sommer, Herbste und Winter eine starke Umbildung erfahren. China am wenigsten. Das Riesengebiet Chinas, seine ungeheure Menschenmenge, vermochte kein Herbstwind stark umzubilden. In China hat die eigentliche innere Volkskraft sich wohl langsam aber sicher durch alle Herbstwinde gerettet. Die Folge davon ist aber gewesen, daß der neue Frühling nicht ein derart verändertes Aussehen trug, wie auf anderen ähnlichen Gefilden, — wenn auch die Behauptung unwahr ist, daß China sich nicht weiter umgebildet hätte, sondern vielmehr stehen geblieben wäre. Darum haben wir in China auch das gewissermaßen erstarrte Volk des Zopfes vor uns, eine sich immer gleichbleibende, gewissermaßen perennierende Kultur, von einem verhältnismäßig schwächlichen, stets sommererschöpfenden Volke getragen.

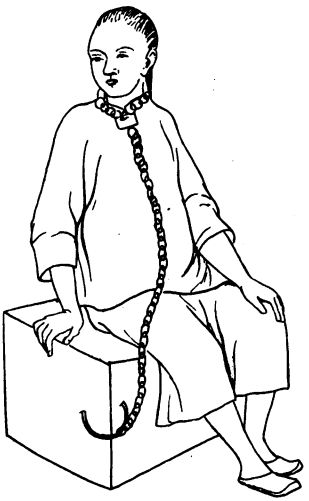


Fig. 370.
Der Verbrecher am Schandblock.

Man kann das bis in die kleinsten Kleinigkeiten zeigen. Ich brauche nur zwei Gegensätze in den Vordergrund zu stellen. Man vergleiche die zehn ersten Abbildungen dieses Werkes mit den letzten Fig. 359—376. Die ersten zeigen das Leben eines aufkeimenden Volkes, die letzten die harten Konturen, das zopfige Schematische des Traditionellen. Ich meine weniger den Inhalt dieser Bilder, obgleich ich auch darauf hinweise, daß die Aus-

Digitized by Google

wahl nicht ohne Absicht geschah. Ich meine auch die Form. Und dieser Form nach trägt die japanische Kunst den Charakter

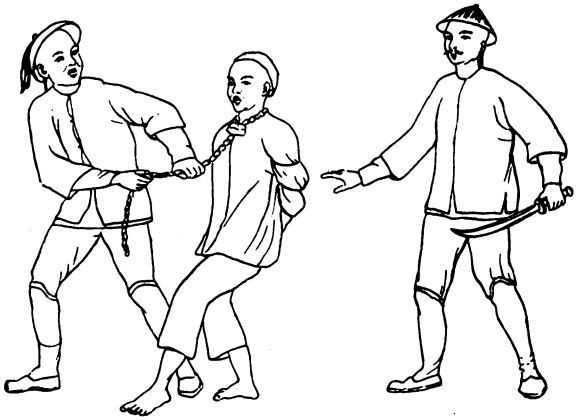


Fig. 371. Der Verbrecher wird zur Richtstätte geführt.

des naturfrischen und aufstrebenden, die chinesische Zeichnung den Typus des Wiederholten und Abgeleierten.

Woher hat das Japan?

Es ist die letzte Frage dieses Buches, — länger will ich dann meine Leser nicht quälen. Die Antwort dieser Frage stellt den Gipfelpunkt aller kulturellen Entwickelungsfähigkeit in das grellste Licht. Japan ist ein Land, befruchtet von Westen durch China, von Süden durch die Malaien. Die Chinesen brachten die höhere Kultur, malaiische Völker die höhere Entwickelungskraft, denn die malaiischen Völker waren Seefahrer und die Japaner wurden so ein seefahrendes Volk.

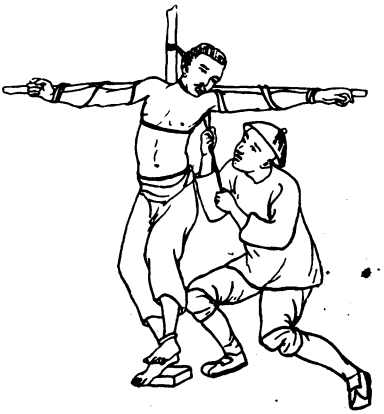


Fig. 372. Der Verbrecher wird durch Erwürgen mit dem Strang am Kreuze hingerichtet.

Digitized by Google

Das ist der dritte Faktor, der den Menschen so ungeheuer beeinflußt. Erst war es das Tier auf den weiten Hochsteppen, dann die Pflanze in den fruchtbaren Thälern, dann das Meer, welches der menschlichen Kultur die Gesetze seiner Eigenart verlieh.

Man kann schon bei den stromfahrenden Völkern an großen Strömen Afrikas und Südamerikas die umbildende treibende Kraft des Wassers verspüren. Noch vielmehr ist dies aber der Fall bei den großen Seefahrern, bei den Polynesiern, bei den Griechen 2c. Thatsächlich trägt das Meer die Symptome der Beweglichkeit allen seinen Küstenbewohnern zu. Man kann sagen, daß ein Ackerbauervolk, welches an den Grenzen des Meeres wohnt und sich seiner treibenden Kraft überläßt, das Verzärtelnde gewissermaßen verliert. Ich weise außerdem darauf hin, daß die sämtlichen großen Stätten der älteren menschlichen Kultur am Meere liegen. Wir kommen hier in ein großes Problem hinein, welches vielleicht das grellste Licht auf die Entwickelungsgeschichte der älteren Kultur wirft, — leider bin ich auch damit angekommen an dieses Buches

Ende.

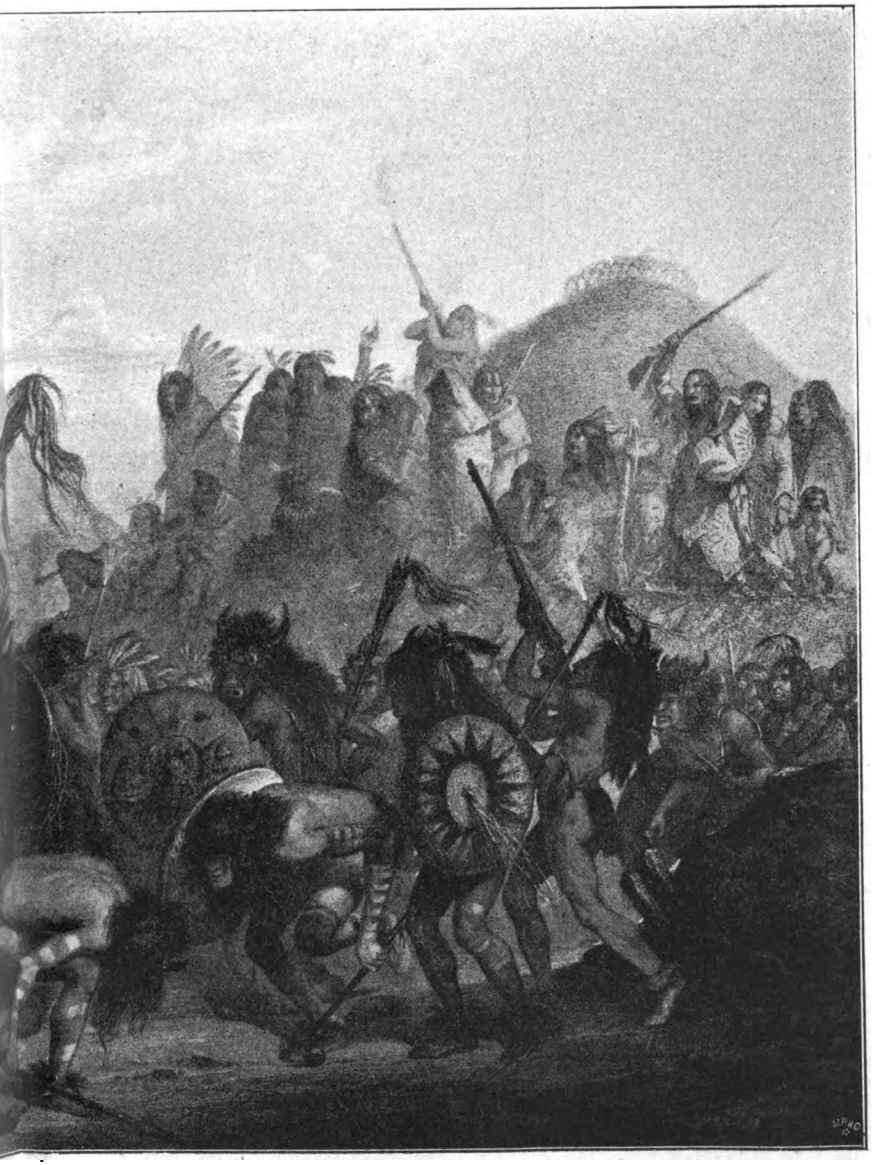
Digitized by Google

Digitized by Google

Tafel

Bisontanz der Nordindianer.

Digitized by Google



Tafel I.

ner. Nach Max Prinz zu Wied.

Digitized by Google

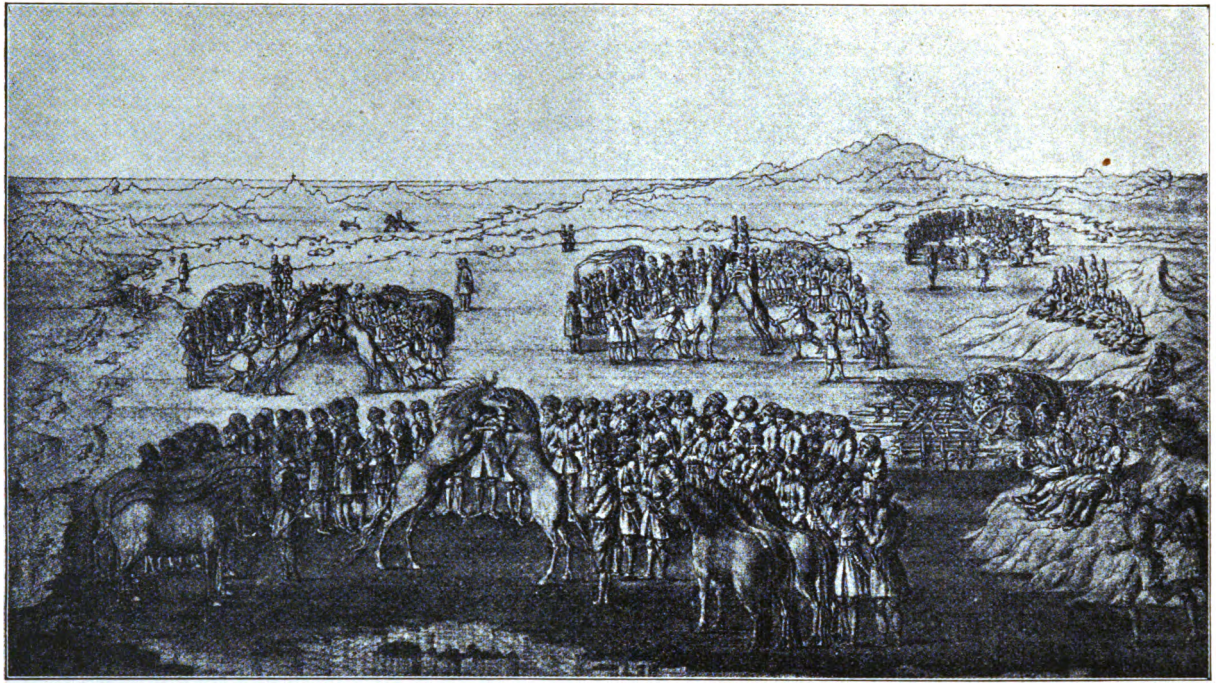
Digitized by Google

Tafel II.

Indianer, einen Büffel verfolgend. Nach Catlin.

Digitized by Google

Digitized by Google



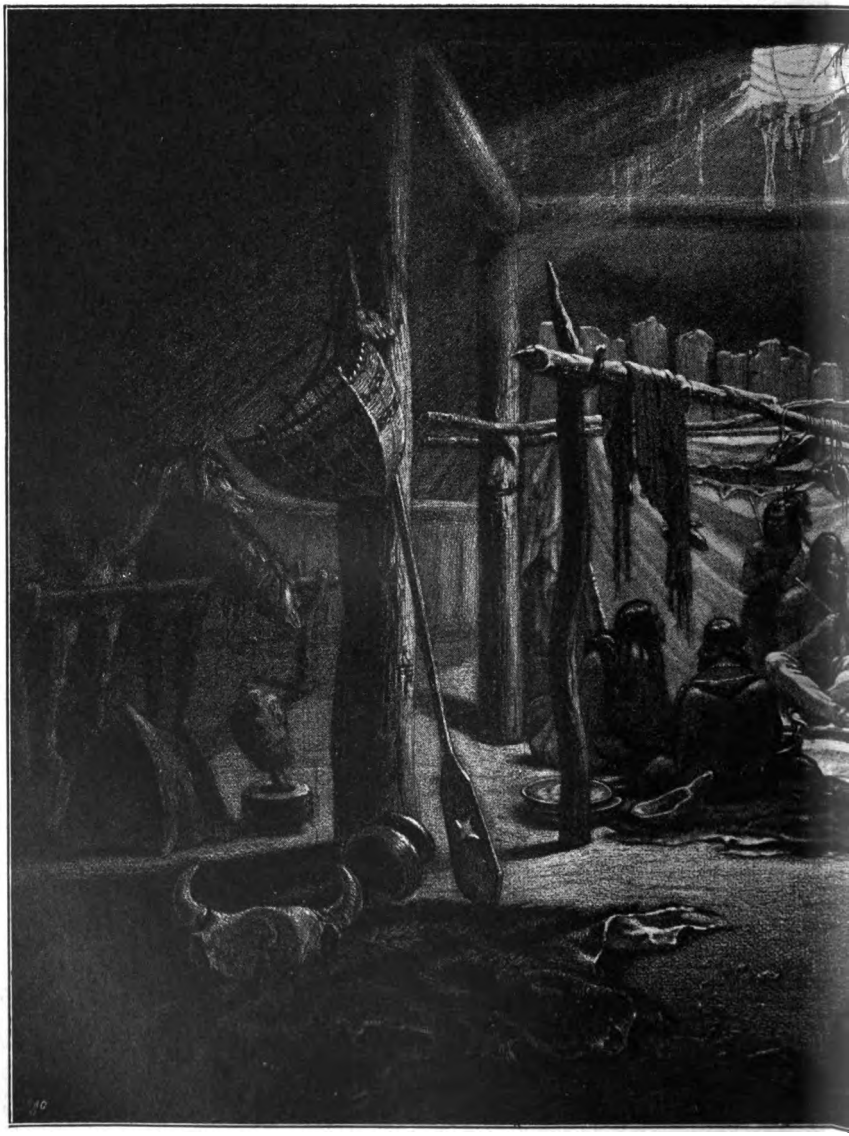
Tafel III.

Pferdekampf auf Island im Mittelalter. Nach einer alten Zeichnung in der Landesbücherei zu Reykjavik, welche Richard Palleske im Globus publiziert hat. — Diese Kämpfe der Hengste führten oftmals bis zum Tode. Der letzte nachweisbare Hengstkampf hat im Jahre 1623 stattgefunden.

Digitized by Google

Digitized by Google

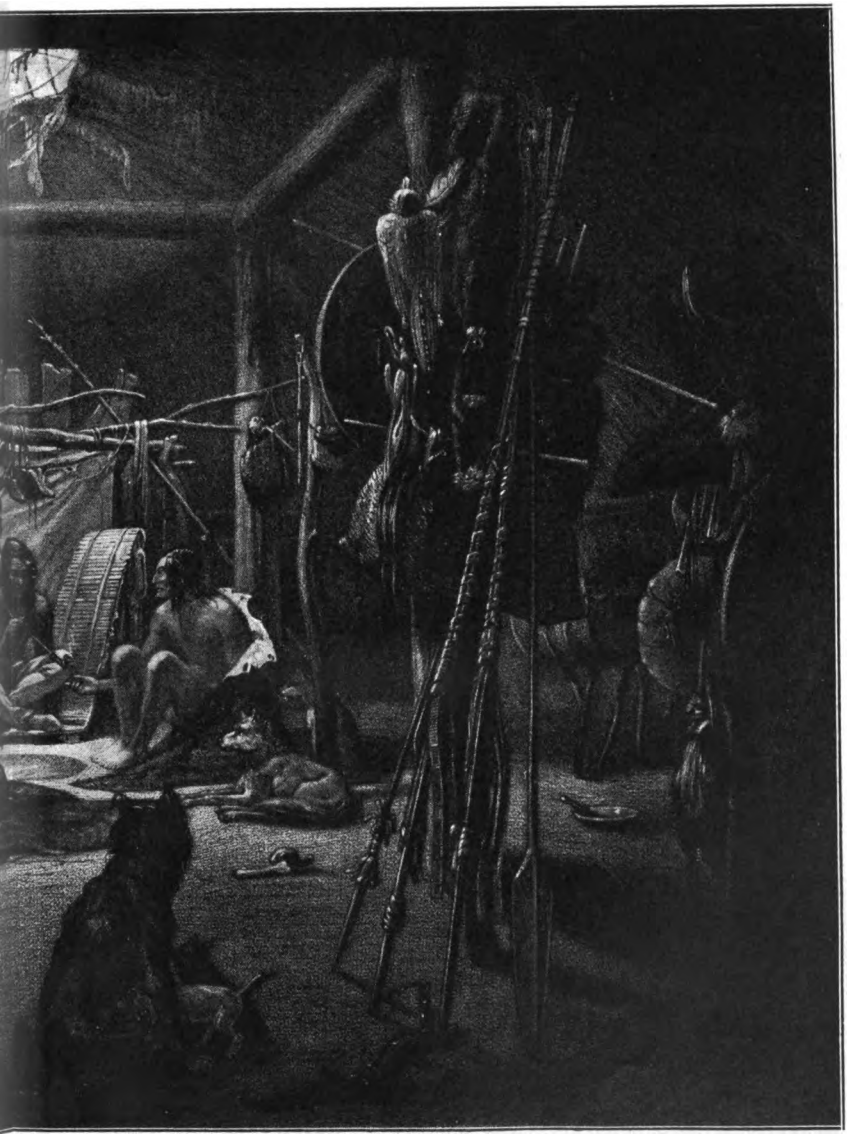
Digitized by Google



Tafel

Die Behauſung des patriarchaliſchen Indiane

Digitized by Google



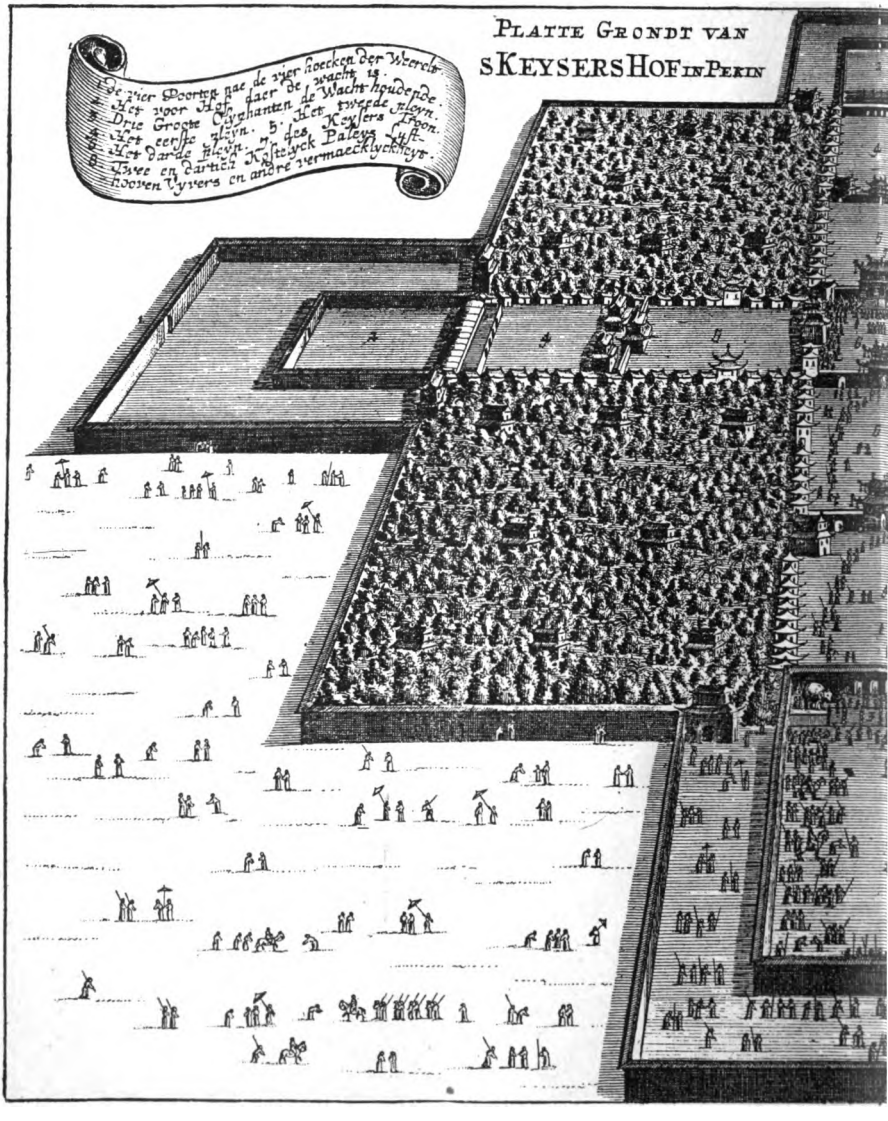
afel IV.

ianerhäuptlings. Nach Max Prinz zu Wied.

Digitized by Google

Digitized by Google

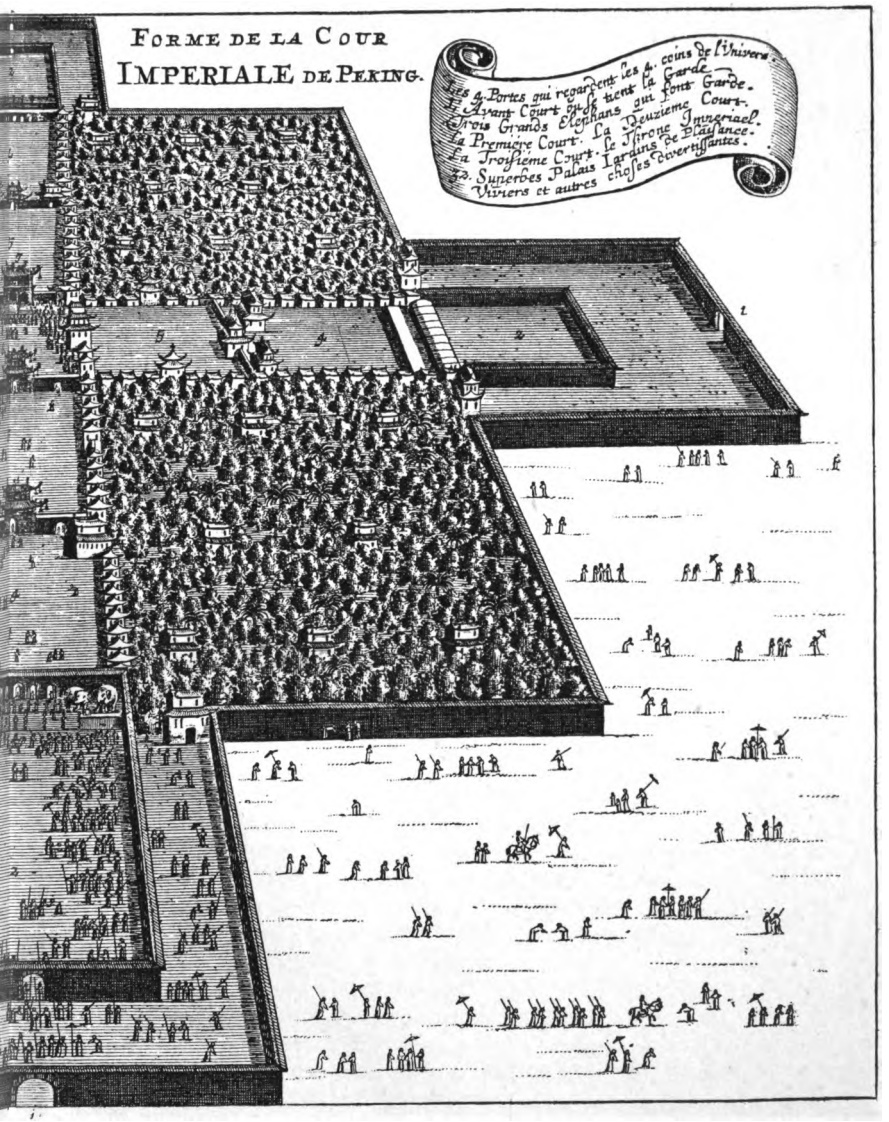
Digitized by Google



Tafel

Die „Burg" oder das „Schloß" des erblichen d

Digitized by Google



fel V.

hineſiſchen Kaiſers. Nach dem alten Nieuhof.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verzeichnis der Tafeln und Abbildungen.

Tafel I. Bisontanz der Nordindianer. Nach Max Prinz zu Wied.
„ II. Pferdekampf auf Island. Nach alter Zeichnung reproduziert.
„ III. Indianer, einen Büffel verfolgend. Nach Catlin.
„ IV. Die Behausung des patriarchalischen Indianerhäuptlings. Nach Max Prinz zu Wied.
„ V. Die „Burg" oder das „Schloß des erblichen chinesischen Kaisers. Nach dem alten Nieuhof.

Seite

Fig. 1. Spinne und Frosch. Zeichnung von Tojokuni. Diese und viele von den folgenden japanischen Künstlerwerken wurden nach der ausgezeichneten Reproduktion bei Netto und Wagner kopiert 2
„ 2. Auster. Nach Tojokuni 3
„ 3. Taschenkrebs. Nach Tojokuni 3
„ 4. Fledermaus. Nach Tojokuni 4
„ 5. Laus. Nach Tojokuni 5
„ 6. Moskito. Nach Tojokuni 5
„ 7. Biene. Nach Tojokuni 6
„ 8. Gelangweilter Kater und seine Kätzin. Nach Tojokuni . . 7
„ 9. Goldfisch. Nach Tojokuni 8
„ 10. Ebenfalls Tiere. Nach japanischer Zeichnung 10
„ 11. Vom Fuchs behexte Bauern. Nach Tojokuni 13
„ 12. Ein fingierter Daimiozug. Nach Hirokage 15
„ 13. Die Hochzeit der Füchse. Japanische Buchillustration . . . 16
„ 14. Die Hochzeit der Füchse. Japanische Buchillustration . . . 17
„ 15. Einholung der Fuchsbraut. Nach Hiroshige 18
„ 16. Ein unvorsichtiger Fuchs. Nach einem Netsuke 19
„ 17. Das Fuchsspiel. Nach Bokusen 21
„ 18. Der Fuchs spiegelt sich im Wasser als schönes Fräulein. Nach einem Schwertstichblatt von Yasushira 23
„ 19. Tanuki foppt 3 Reservisten. Nach Hirokage. 27
„ 20. Bumbugu Chagama. Der zauberische Theekessel. Nach einem Schwertstichblatt von Kadzumi 28
„ 21. Der behexte Theekessel 29

Digitized by Google

Seite

Fig. 22. Der verzauberte Theekeſſel fängt vor dem Prieſter an zu tanzen. Nach japaniſcher Buchilluſtration 30
„ 23. Der Klempner läßt den verzauberten Theekeſſel vor dem Publikum tanzen 31
„ 24. Die Geſchichte von Tanuki und dem Haſen. Nach japaniſcher Buchilluſtration 33
„ 25. Der Haſe bringt Tanuki um. Nach japaniſcher Buchilluſtration 35
„ 26. Tanuki im Lehmkahn. Nach Hiroſhige 36
„ 27. Dieſes und die folgenden ſind Illuſtrationen aus der älteſten Ausgabe des Reinecke Fuchs von 1498. — Der Widder Bellin kommt mit der Taſche, in welcher ſich das Haupt Lampe's befindet, zu Hofe 37
„ 28. Der Dachs und Reinecke frühſtücken einige Tauben, ehe ſie ſich wieder zu Hofe begeben 38
„ 29. Im Hintergrunde kommt Reinecke mit ſeinem Vetter. Im Vordergrunde klagen die Tiere 39
„ 30. Die Äffin redet dem Könige und der Königin freundlich zu, ſie möchten doch der guten Thaten gedenken, welche Reinecke vollführt hat 41
„ 31. Der letzte Zweikampf 42
„ 32. Dieſes und die folgenden Illuſtrationen zu Reinecke Fuchs, Ausgabe 1650. — Der Hahn klagt wider Reinecke . . . 44
„ 33. Der Bär beim Honigſuchen 45
„ 34. Braun, der Bär, wird von den Bauern verprügelt 46
„ 35. Reinecke zeigt Hinz, dem Kater, den Eingang ins Mäuſereich 47
„ 36. Hinz wird von den Pfarrersleuten arg zugerichtet 47
„ 37. Grimhart führt Reinecke zu Hofe 48
„ 38. Reinecke wird gefeſſelt. 49
„ 39. Reinecke wird zum Strang geführt 49
„ 40. Reinecke beſteigt das Schaffot 50
„ 41. Reinecke erzählt Nobel und deſſen Gattin von den Schätzen . 51
„ 42. Reinecke nimmt Abſchied vom Hofe 52
„ 43. Die Tiere geben Reinecke ein ehrenvolles Geleit 53
„ 44. Reinecke bringt Lampe um, während Bellin wartet 53
„ 45. Reinecke wieder vor dem König 54
„ 46. Reinecke nimmt Iſegrimms Fehdehandſchuh an 55
„ 47. Der Zweikampf 56
„ 48. Reinecke wirft Fiſche vom Wagen, die Iſegrimm eifrig verſchlingt 57
„ 49. Dieſe und die ſind folgende Illuſtrationen zu der großen illuſtrierten neuen Ausgabe von Goethes Reinecke Fuchs. Herausgegeben von Düntzer, gezeichnet von Gehrts. — Reinecke erzählt 61

Digitized by Google

Seite

dem König, was er für ihn gethan, und welche Schätze er seinem Vater geraubt habe, um so dem Strange zu entgehen 61

Fig. 50. Reinecke erzählt dem König von dem Spiegel, dem Ring und dem Kamm, welche Dinge er Bellin mitgegeben habe . . 65

„ 51. Diese und die folgenden Illustrationen zu Rollenhagens Froschmäuseler, Ausgabe von 1730. — Der Mäuseprinz vom Froschkönig begrüßt 70

„ 52. Die Heerschar der Mäuse 71

„ 53. Die Mäuse rüsten ein Kriegsschiff aus 72

„ 54. Die Mäuse und Frösche ziehen gegen einander an 73

„ 55. Der Zweikampf der Herrscher 75

„ 56. Froschkrabbenkrieg. Nach Teiko 77

„ 57. Schildkröten beim Sport. Nach Chinnen 79

„ 58. Der undankbare Affe wirft mit unreifen Früchten nach der Krabbe 81

„ 59. Der Tod des Affen. Dies und das vorhergehende Bild nach japanischen Buchillustrationen. Wie modern sie sind, kann man an der menschlichen Auffassung der Krabbe, des Affen ꝛc. erkennen. 83

„ 60. Der Affe neckt die Krabbe. Nach Etaku 84

„ 61. Die Vernichtung des Affen. Nach Etaku 85

„ 62. Die Krabben von den Affen geschlagen. Nach japanischem Farbendruck, ebenso die folgenden 86

„ 63. Mörser, Keule, Ei, Wespe und Krabben in Beratung . . . 87

„ 64. Das Ei platzt 88

„ 65. Die Wespe sticht 89

„ 66. Der Mörser rollt 90

„ 67. Die freundliche Aufnahme bei den Sperlingen. Nach japanischer Buchillustration 93

„ 68. Die freundliche Aufnahme bei den Sperlingen. Nach Kiosai 95

„ 69. Die freundliche Aufnahme bei den Sperlingen. Nach Kiosai 97

„ 70. Vergeltung des Bösen mit Gutem. 99

„ 71. Der große, schwere Korb. Nach japanischem Farbendruck . 103

„ 72. Bestrafte Habgier. Nach japanischem Farbendruck 105

„ 73. Bestrafte Habgier. Nach japanischer Buchillustration . . . 107

74. Bestrafte Habgier. Nach Yoshitoshi 109

„ 75. Ein Märchenerzähler bei den Sperlingen. Nach Matsumoto 112

„ 76. Sperlingsbrautleute. Nach Kiosai 113

„ 77. Der Hund zeigt dem guten Mann das Gold, der Böse sieht zu. Nach japanischem Farbendruck 116

„ 78. Der Hund zeigt dem bösen Mann etwas Schlechtes und wird dafür totgeschlagen. Nach japanischer Buchillustration . . 117

Digitized by Google

Seite

Fig. 79. Die guten Leute finden den Mörser gefüllt. Nach japanischem Farbendruck 118
„ 80. Der böse Mann sieht es 119
„ 81. Der böse Mann zerschlägt den Mörser und verbrennt ihn zu Asche 121
„ 82. Der Gute streut die Asche auf Bäume, die so blühen . . . 123
„ 83. Ein Großer des Reiches sieht dies mit Erstaunen. Dieses und die vorhergehenden Bilder nach japanischem Farbendruck 122
„ 84. Der Böse versucht dasselbe, die Asche fliegt aber dem Fürsten in die Augen. Nach japanischer Buchillustration . . . 124
„ 85. Die Asche fliegt dem Fürsten und seinen Leuten in die Augen. Nach japanischem Farbendruck 125
„ 86. Die Frau sischt den Pfirsich auf. Nach japanischer Buchillustration 130
„ 87. Momotaro kommt zum Vorschein. Nach japanischem Farbendruck 131
„ 88. Momotaro eifrig studierend. Nach japanischem Farbendruck 133
„ 89. Momotaro zieht mit seinen Trabanten auf Abenteuer aus. Nach Yoshitoshi 135
„ 90. Momotaro gegen die Thür des Onireiches anstürmend. Nach japanischem Farbendruck 137
„ 91. Momotaro bei den Oni. Nach japanischer Buchillustration . 139
„ 92. Momotaro mit seinen Schätzen auf dem Heimweg. Nach japanischem Farbendruck 140
„ 93. Momotaro mit seinen Schätzen daheim. Nach japanischem Farbendruck 141
„ 94. Kintaros Kindheit. Nach Kiosai 143
„ 95. Ein Tengu lehrt Kintaro das Kreiselspiel. Nach Teisai . 146
„ 96. Ein Tengu unterstützt Kintaro beim Kampfe. Nach Kiosai 146
„ 97. Kintaro mit seinen Trabanten auf Reisen. Nach Ichiyusai Kuniyoshi 147
„ 98. Kintaro mit dem Kopfe des von Raiko erlegten Riesen Nach einem Schwertstichblatt von Iwamoto Konkan 148
„ 99. Momotaro und Kintaro lassen ihre Trabanten miteinander fechten 149
„ 100. Yoshitsune in der Fechtstunde bei den Tengu. Nach Kunisada 153
„ 101. Tengu auf einem Eber reitend 155
„ 102. Ein Männlein seinen Schatz liebkosend. Nach Kiosai. Dieses und die folgenden Bilder sind Darstellungen aus dem Leben der Langnasen, deren Entstehung wir auf die Tengu zurückzuführen haben 156
„ 103. Zwei Fechter. Nach Kiosai. Siehe Fig. 102 157

Digitized by Google

Seite

Fig. 104. Jongleur. Nach Kiosai. Siehe Fig. 102 158
„ 105. Der Arzt stellt den Puls fest. Nach Kiosai. Siehe Fig. 102 159
„ 106. Wie das Honorar dem Arzt überreicht wird. Nach Kiosai. Siehe Fig. 102 160
„ 107. Ein Galanter, der seiner Liebe das Mehl reibt. Nach Bokusen. Siehe Fig. 102 161
„ 108. Es wird belohnt. Nach Bokusen. Siehe Fig. 102. Hier geht eine Entwickelung der Langnasen aus dem Vogel resp. Tengu schon aus der Flügelbildung hervor. Auf diese Weise ist das Vogelbild zum Menschenbild geworden 162
„ 109. Ainos, Wurzel grabend. Nach japanischer Zeichnung. Diese und die folgenden sind nach den Reproduktionen von Mac Ritchie kopiert 166
„ 110. Musizierende Aino 167
„ 111. Tanzende Aino 168
„ 112. Aino mit Fischerei- und Jagdgerät 169
„ 113. Aino beim Fischfang mit der Harpune 170
„ 114. Jagd mit der Harpune 171
„ 115. Auf der Hirschjagd 172
„ 116. Aino auf der Jagd 173
„ 117. Bärenjagd; der Bär wird gerade von einem Pfeile getroffen, als er aus seiner Höhle ausbrechen will 174
„ 118. Bärenjagd; der Bär vom Pfeile getroffen wird zu Tode gespießt; links gehen sie mit einem jungen Bären nach Hause 175
„ 119. Junger Bär in der Gefangenschaft; Ainoweib, den Bären nährend 176
„ 120. Der Bär wird zur Schlachtstätte gezogen; die Nährmutter eilt weinend und mit freundlicher Gabe hinterher . . . 177
„ 121. Ainos mit gefesseltem Bären 178
„ 122. Bärenfest; der Bär wird zu Tode gedrückt; auf der linken Seite Vorbereitung für das Fest 179
„ 123. Der Bär ist beim Bärenfeste (Omsia) aufgestellt. Das Fest ist im besten Gange 180
„ 124. Das Bankett beim Bärenfeste 181
„ 125. Ausgelassene Spiele, welche dem Bankett folgen 182
„ 126. Aino, die Bärenarmbrust handhabend. Nach Photographie von Batchelor 183
„ 127. Ainohütte von der Ostseite aus gesehen mit dem heiligen Zaune Nu-sha kammi- und dem muru kuta nusa. Nach Scheube 185

Digitized by Google

Seite

Fig. 128. Scene aus dem Bärenfeste der Aino. Opfer vor dem getöteten und geschmückten Bären. Nach Scheube . . . 187
„ 129. Scene aus dem Bärenfeste. Opfer vor dem am heiligen Zaune aufgerichteten Bärenkopf. Nach Scheube . . . 189
„ 130. Stange mit geschmücktem Bärenkopf. Nach Scheube . . . 190
„ 131. Einer der Inabo, welche beim Bärenfeste am heiligen Zaune aufgesteckt werden. Nach Scheube 190
„ 132. Keomande-ni; aufgestellter Bärenkopf. Nach Batchelor . . 191
„ 133. Bärenfest der Giljaken; Aufstellung des Bären im Hause und Umzug mit ihm von Haus zu Haus. Nach Schrenk 195
„ 134. Bärenfest der Giljaken. Letzter Umzug mit dem Bären. Nach Schrenk 197
„ 135. Bärenfest der Giljaken. Aufstellung der Bärenköpfe nebst Bälgen im Hause sowie das Festmahl. Nach Schrenk . 199
„ 136. Tötungsstätte des Bären und Läsng. Nach Schrenk . . 203
„ 137. Aufstellung der Bären im Läsng. Nach Schrenk 204
„ 138. Die Kröte aus Birkenrinde, welche vor der Fensterscheibe angebracht wird und welche den bösen Feind des Bären darstellen soll. Nach Schrenk 205
„ 139. Die angekleidete Holzpuppe des Bären, welche ihn als geladenen Gast darstellt. Nach Schrenk 206
„ 140. Bärenköpfe mit Krötenfigur und Binden. Nach Schrenk . 207
„ 141. Vom Bärenfeste auf Sachalin; bei der Jurte aufgehängtes Bärenfell 209
„ 142. Indianer Floridas, Hirschen unter der Tiermaske nachstellend. Nach altem Stich 215
„ 143. Eskimo, Holz schlagend. Diese und die folgenden Illustrationen stellen Eskimozeichnungen dar, welche nach der Wiedergabe von W. J Hoffmann kopiert sind. Sie illustrieren das Leben und die Jagdverhältnisse der Eskimos viel besser als lange Beschreibungen 217
„ 144. Netzflechten 217
„ 145. Beerensammeln 217
„ 146. Eskimos turnend 217
„ 147. Eskimos turnend und spielend 218
„ 148. Eskimo beim Bogenschnitzen 218
„ 149. Eskimos ringend 218
„ 150. Eskimos Fußball spielend 218
„ 151. Eskimos spielend 218
„ 152. Eskimo auf einem Schlitten sitzend und rauchend . . . 218

Digitized by Google

Seite

Fig. 153. Eskimos beim Tanz 219
„ 154. Eskimos beim Ceremonialtanz 219
„ 155. Eskimo mit seinem Hunde sprechend. Das Sprechen ist durch eine Linie ausgedrückt 220
„ 156. Aus dem Dorfleben der Eskimos, Netzflechten, Fischtrocknen, Kochen, Hundeschlitten 220
„ 157. Eskimo im Hundeschlitten 220
„ 158. Modell eines Weiberbootes oder Umiak 221
„ 159. Modell eines Kajak oder Männerbootes mit Ruder . . . 221
„ 160. Zeichnung eines Weiberbootes 222
„ 161. Zeichnung eines Weiberbootes 222
„ 162. Zeichnungen eines Männerbootes 222
„ 163. Zeichnung eines Männerbootes 222
„ 164. Der Eskimo giebt das Zeichen, daß er Wild entdeckt hat . 222
„ 165. Eine Wallroßjagd 223
„ 166. Die Eskimos geben sich Zeichen, daß Walfische und Fische entdeckt sind 223
„ 167. 2 rivalisierende Walfischjäger 223
„ 168. Auf der Seehundjagd 223
„ 169. Fischerei mit der Angel nahe dem Dorfe 223
„ 170. Renntierherde 224
„ 171. Renntierherde 224
„ 172. Ein Jäger schleicht sich an eine Renntierherde heran . . 224
„ 173. Tanz und Fest 224
„ 174. Auf der Walfischjagd 225
„ 175. Ein Walroßjäger von dem Tiere angegriffen 225
„ 176. Ein gefangener Wal 225
„ 177. Das Jagdboot nähert sich dem Walroß 225
„ 178. Zerlegen des Walfisches 226
„ 179. Wurf mit der Harpune 226
„ 180. Fischen mit Haken und Leine 226
„ 181. Fischfang durch das Eis 227
„ 182. Seehundjagd durch ein Loch im Eis 227
„ 183. Speeren eines Seehundes 227
„ 184. Speeren eines Seehundes 227
„ 185. Aufgescheuchte Renntierherde 227
„ 186. Aufgescheuchte Renntiere 228
„ 187. Renntier 228
„ 188. Renntiere 228
„ 189. Renntiere 229
„ 190. Jäger, das Renntier mit dem Bogen schießend 229

Digitized by Google

Seite

Fig. 191. Renntierjagd mit dem Bogen 230
„ 192. Auf dem Anstand auf Renntiere mit der Flinte 231
„ 193. Eskimojäger und Renntierherde 231
„ 194. Zerlegen eines Renntieres 232
„ 195. Winterwohnung und Holzarbeiten 232
„ 196. Neuholländer, Fische speerend. Diese und die folgenden Abbildungen nach Eingeborenenzeichnungen in Langs Tagebuch bei Parker 233
„ 197. Neuholländer, Fische heimtragend 234
„ 198. Neuholländer, Känguruhs und Kasuare jagend 235
„ 199. Neuholländer, Kasuare beschleichend 235
„ 200. Neuholländer, Känguruhs verfolgend. Beachte die Ausrüstung mit Wurfbrett. Auch bei anderen Abbildungen zu beobachten 236
„ 201. Neuholländer, Kasuare beschleichend 237
„ 202. Neuholländer auf der Jagd mit dem Wurfbrett 238
„ 203. Wallaby oder dergleichen Jagdwild auf hohem Baume . . 239
„ 204. Neuholländer auf der Jagd nach Tieren, welche in hohe Baumkronen geflüchtet sind 240
„ 205. Die Methode der Hottentotten, Elefanten in überdeckten Gruben zu fangen. In den Gruben ragt ein hoher spitzer Pfahl empor, auf welchem die Tiere sich aufspießen. Die Gruben werden auf dem Wege nach der Tränke angelegt. Nach dem alten Peter Colb 241
„ 206. Die Methode der Hottentotten, große und wilde Tiere zur Strecke zu bringen oder zu fangen. Nach dem alten Peter Colb 243
„ 207. Die Methode der Hottentotten zu fischen. A mit dem Fischspeere, B Angeln und Anlocken der Fische durch Pfeifen. Nach dem alten Peter Colb 245
„ 208. Kühnheit und Geistesgegenwart der Indianer. Nach Catlin 249
„ 209. Büffeljagd auf Schneeschuhen. Nach Catlin 251
„ 210. Büffeljagd unter der Maske des weißen Wolfs. Nach Catlin 253
„ 211. Weiße Wölfe, einen Büffel zerfleischend. Nach Catlin . . 255
„ 212. Scenen aus dem Jagdleben eines vornehmen Ägypters, links die Vogeljagd mit dem Wurfholze und rechts der Fischfang mit dem Fischpfeil. Nach Wilkinson. 1. Ein Sportsman, das Wurfholz schleudernd. 2. Sein Sohn, einen weiteren Wurfstock bereit und einen ergatterten Vogel festhaltend. 3. u. 4. Seine Schwestern oder Töchter. 5. Ein anderer Sohn, Jagdbeute haltend. 6. Ein Lock-

Digitized by Google

Seite

vogel mit seinem Nest im Boote. 7. Ein Ichneumon, einen jungen Vogel aus dem Nest schleppend. 8. Zwei schwere Fische, mit dem zweizinkigen Fischpfeil gespeert. 9. und 10. Schmetterlinge und Wasserjungfern. 12. Des Fischers Schwester, einen Wurfpfeil bereit haltend. 13. Des Fischers Sohn, den Wurfpfeil und aufgereihte Fische tragend. — Die Katze auf dem linken Bild scheint ihren Herrn anzubetteln, daß er sie doch in den Papyrus zur Jagd entlassen möchte 259

Fig. 213 und 214. Fischerei und Vogelfang mit Netzen. 1a das Boot, welches mit erbeuteten Fischen vollgehäuft ist, die hier im Wind und Sonnenschein trocknen sollen. Auf dem Maste sitzt eine Hühnerweihe. Das Wasser ist durch Zickzacklinien angedeutet, welche aber in unserer Reproduktion nur von b—b geführt sind, um das Bild nicht zu verunklären. 3, 4, 5, 6, 7 sind die Fischer, welche vom Ufer oder von einer Sandbank aus das Netz zuziehen. — Auf Fig. 214 ist das Netz von den Männern 8, 9, 10 regiert, bei p dagegen festgelegt. Der Fangmeister 11 giebt gerade das Zeichen, zuzuziehen, da genug Vögel im Bereiche des Netzes sind. i und n sind Pflanzen, wahrscheinlich Papyrus; e, f, g gefangene junge Gänse und Eier; h Pelikane. Nach Wilkinson 261

„ 215 und 216. Klappnetze für den Vogelfang nach Modus Fig. 214. Nach Wilkinson 263

„ 217. Vogelfang im alten Reiche. Nach Erman 264

„ 218. Gänse werden gerupft u. s. w. und in großen Töpfen eingesäuert. Nach Wilkinson 265

„ 219. Vogelfallen für Zugvögel. Nach Wilkinson 266

„ 220. Vornehmer Ägypter im Garten angelnd. Nach Wilkinson 268

„ 221. Fischer mit der Angel. Nach Wilkinson 269

„ 222. Fischer mit dem Scherennetz. Nach Wilkinson 270

„ 223. Papuas auf Neuguinea mit dem Scherennetz. Nach Photographie von Biro 271

„ 224. Beute der Nilfischer. Nach Wilkinson 272

„ 225. Altägyptische Nilpferdjagd. Nach Wilkinson 273

„ 226. Wie die Harpune gehandhabt wurde. Nach Wilkionson . 274

„ 227. Die Tauwinde der Nilpferdjäger. Nach Wilkinson . . . 275

„ 228. Jäger mit seinem Hund auf der Ochsenjagd. Nach Wilkinson 275

„ 229. Jäger mit Wild und Hunden heimkehrend. Nach Wilkinson 276

Digitized by Google

Seite

Fig. 230. Jäger mit gefangenen Tieren: Antilope, Stachelschwein, Hase heimkehrend. Nach Wilkinson 276
„ 231. Jäger mit einem in einer Falle gefangenen Tiere heimkehrend. Nach Wilkinson 277
„ 232. König Sardanapal auf der Jagd. Babylonisches Relief nach Delitzsch 278
„ 233. König Sardanapal jagt den Löwen vom Pferde aus. Nach Delitzsch 279
„ 234. König Sardanapal jagt den Löwen vom Wagen aus. Nach Delitzsch 280
„ 235. König Sardanapal jagt den Löwen zu Fuß. Nach Delitzsch 281
„ 236. Fischfang auf dem Ubangi mit dem Brett. Nach Skizze . 282
„ 237. Fischfang auf dem Ubangi. Der Fisch kommt auf das Brett 282
„ 238. Fischfang auf dem Ubangi mit dem Brett. Der Fisch wird in das Boot geholt. Nach Skizze 283
„ 239. Fischfang der alten Chinesen. Siehe die vorhergehenden Abbildungen. Nach altem Kupfer 284
„ 240. Fischfang mit dem Drachen. Bandameer. Nach Jacobsen 285
„ 241. Fischfang mit einfachen Reusen im Lukenje. Nach Skizze . 285
„ 242. Fischwehr und Reuse im Lukenje. Nach Skizze 286
„ 243. Fischfang mit automatischer Fischreuse. Lukenje 286
„ 244. Fischfang mit automatischer Fischreuse. Die Reuse ist geschlossen. Lukenje. Nach Skizze 287
„ 245. Automatische Fischfalle. Kongo. Zum Fange bereit. Nach Skizze 287
„ 246. Automatische Fischfalle. Kongo. Nach dem Fang. Nach Skizze 287
„ 247. Automatische Fischfalle der Battak. Nach Brenner . . . 288
„ 248. Chinesen, Vögel fangend. Nach altem Kupfer 289
„ 249a. Japanisches Entenfangen mit dem Netz. Nach Netto . . 290
„ 249b. Zu voriger Illustration gehörige Kartenskizze 290
„ 250. Wachtelfang auf Sumatra. Nach Brenner 291
„ 251. Innerafrikanischer Elefantenfallblock. Nach Skizze . . . 292
„ 252. Giljakischer Selbstschuß. Nach Schrenk. In ca. 1/9 der natürlichen Größe 293
„ 253. Zum vorigen Apparat gehöriges Hölzchen. In 1/1 . . 294
„ 254. „ „ „ gehöriger Zielstock. In 1/3 . . . 295
„ 255. Klemmfalle der Giljaken. In ca. 1/8 296
„ 256. Eine Otterfalle der Aino. In Teile gelegt. Nach Batchelor 298
„ 257. „ „ „ „ Aufgestellt. „ „ 299
„ 258. Stierkampf bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson . . 301

Digitized by Google

Seite

Fig. 259. Stierkampf bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson . . 303
„ 260. „ „ „ „ „ „ „ . . 304
„ 261. „ „ „ „ „ „ „ . . 305
„ 262. Elefantenzweikampf in Indien. Nach Schlagintweit . . . 307
„ 263. Nashornzweikampf in Indien. Nach Schlagintweit . . . 308
„ 264. Der Stall für verwundete Pferde in der Arena. Nach Simons-Wagner 313
„ 265. Stürzender Picador. Nach Simons-Wagner 315
„ 266. Überspringen des Tablas. Nach Simons-Wagner . . . 317
„ 267. Das Setzen der Banderillen. „ „ . . . 319
„ 268. Alte spanische Methode, den Stier zu Pferde zu erstechen. Diese und die folgenden Illustrationen nach Kupferstichen von Goya 321
„ 269. Der tapfere Maure Gazul, der erste, welcher den Stier nach allen Regeln mit der Lanze angriff 323
„ 270. Banderillensetzen 325
„ 271. Petro Romero, einen Stier tötend 327
„ 272. Hunde auf einen Stier losgelassen 329
„ 273. Die Kühnheit Juanito Apinanis 331
„ 274. Karl V. in Valladolid, einen Stier niederstechend 333
„ 275. Mariano Coballos, ein Indianer beim Stiergefecht . . . 335
„ 276. Ein Unglück beim Stierkampf, das mit dem Tode des Alcalden geendet hat 339
„ 277. Wie Martincho die Banderillen setzte 341
„ 278. Chinesen mit Vögeln spazieren gehend. Nach Hesse-Wartegg 344
„ 279. Chinesische Jagd auf Fische mit Hilfe von Vögeln. Nach Colquhoun 347
„ 280. Chinesischer Fischervogel. Nach altem Kupfer 349
„ 281. Falkner in Turkestan. Nach Photographie 350
„ 282. Reiherbeize in Ägypten. Nach Ebers 351
„ 283. Die Katze als Jagdtier bei der Vogeljagd. Altes Ägypten. Nach Wilkinson 353
„ 284. Affen helfen bei der Feigenernte. Altes Ägypten. Nach Erman 354
„ 285. Frau aus Palästina, ein Kind auf den Schultern tragend. Nach Mason 355
„ 286. Ein Vornehmer auf den Schultern seines Sklaven. Lunda. Nach Pogge 356
„ 287. Koreanischer Vornehmer auf der Tragbahre. Nach Zeichnung 357
„ 288. Giljakischer Hundeschlitten. Ohne Zügel. Nach Schrenk . 358
„ 289. Eisschlitten der Buriäten. Am Amur. Nach Photographie 359

Digitized by Google

Seite

Fig. 290. Renntierschlitten der Lappländer. Nach dem alten Scheffer 360
„ 291. Ochsenschlitten auf Madeira. Nach Photographie 361
„ 292. Persischer Reisewagen; Baku. „ „ 361
„ 293. Mailcoatch. Nach Photographie 362
„ 294. Indischer Elefant, neu eingefangen, zum Zähneabschneiden gefesselt. Nach Photographie 363
„ 295. Indische Elefanten bei der Arbeit. Nach Photographie . . 364
„ 296. Indischer Elefant, Baumstämme ziehend. Nach Ferraro . 364
„ 297. Indonesier mit dem Pflanzstock. Nach Jacobsen 365
„ 298. Südamerikaner, die Erde bearbeitend. Nach Photographie 366
„ 299. Südamerikanisches Pflanzerwerkzeug. Nach spanischem Holzschnitt 367
„ 300. Papua, die Erde mit Stöcken bearbeitend. Nach Haddon . 368
„ 301. Erdhacke als Häuptlingszeichen bei den Bassonge Innerafrikas. Der Stiel mit Kupfer beschlagen, die Klinge tauschiert. Im Besitze des Verfassers 368
„ 302. Plantagenarbeit im Bismarckarchipel. Nach Hesse-Wartegg 369
„ 303. Moderner ägyptischer Pflug. Ausnahmsweise neben dem Ochsen ein Kamel. Nach Ebers 369
„ 304. Chinesischer Bauer mit Esel und Frau pflügend. Nach dem alten Nieuhof 370
„ 305. Indische Ochsenmühle. Nach Photographie 371
„ 306. Pflügen und Säen bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson 373
„ 307. Pflügen und Hacken bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson 373
„ 308. Hirt mit seinen Tieren. Nach Erman 374
„ 309. Hirten, einen Ochsen herbeiführend. Nach Erman . . . 375
„ 310. Eine Rinderherde wird durchs Wasser gebracht. Nach Erman 376
„ 311. Stempeln des Viehes. Nach Wilkinson 377
„ 312. Rinder treten das Getreide aus. Nach Wilkinson . . . 378
„ 313. Zählung der Herden, 1. 438 langhörnige Ochsen. 2. 220 Kühe mit Kälbern. 3. 3234 Ziegen. 4. 760 Esel. 5. 974 Schafe. Nach Wilkinson 379
„ 314. Hirten, krankes Vieh behandelnd. Nach Wilkinson . . . 380
„ 315. Athor, die Mutter der Sonne, als Kuh. Nach Wilkinson . 381
„ 316. Osiris-apis oder Sarapis. Nach Wilkinson 381
„ 317. Maure sein Pferd liebkosend. Nach Amicis 382
„ 318. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt 385
„ 319. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt 386

Digitized by Google

Seite

Fig. 320. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt 387
„ 321. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt 388
„ 322. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt 389
„ 323. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt 390
„ 324. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt 391
„ 325. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt 392
„ 326. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt 393
„ 327. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt 394
„ 328. Geburt eines Kindes und Einführung in das Leben bei den alten Mexikanern. Diese und die folgenden Illustrationen nach dem Kodex Mendoza 396
„ 329. Unterweisung 3-jähriger mexikanischer Kinder 399
„ 330. „ 4-jähriger „ „ 399
„ 331. „ 5-jähriger „ „ 400
„ 332. „ 6-jähriger „ „ 400
„ 333. „ 7-jähriger „ „ 401
„ 334. „ 8-jähriger „ „ 402
„ 335. „ 9-jähriger „ „ 403
„ 336. „ 10-jähriger „ „ 404
„ 337. „ 11-jähriger „ „ 404
„ 338. „ 12-jähriger „ „ 405
„ 339. „ 13-jähriger „ „ 406
„ 340. „ 14-jähriger „ „ 407
„ 341. Eintritt eines 15-jährigen Jünglings in den Beruf . . . 408
„ 342. Ramses III. mit Gefangenen heimkehrend. Nach Wilkinson 410
„ 343. Kleidung des Pharao. Nach Wilkinson 411
„ 344. Set und Horus krönen Ramses II. Nach Wilkinson . . 412
„ 345. König in Göttertracht. Nach Erman 414
„ 346. Ein König opfert Wein vor der Sphinx, dem Symbole königlicher Würde. Nach Erman 415
„ 347. Ägyptischer König von Soldaten getragen. Nach Erman . 416
„ 348. Ein König der 18. Dynastie gewährt von seinem Throne aus dem Statthalter Äthiopiens Audienz. Nach Erman 418

Digitized by Google

122699

		Seite
Fig. 349.	Die Sternwarte in Peking. Nach altem Kupfer	421
„ 350.	Trachten des Kaisers und chinesischer Volksleute. Nach altem Kupfer	423
„ 351.	Huldigungszeremonien vor dem Kaiser Chinas Nach altem Kupfer	425
„ 352.	„Der große Thron". Nach altem Kupfer	427
„ 353.	Kaiserlicher Audienzsaal. Nach altem Kupfer	429
„ 354.	Gastmahl im kaiserlichen Audienzsaal. Nach altem Kupfer	431
„ 355.	Audienz zu Kongo. Nach altem Kupfer	433
„ 356.	Ein Gesandter wird zur Audienz geführt. Nach dem alten Nieuhof	435
„ 357.	Chinesische Gaukler. Nach dem alten Nieuhof	436
„ 358.	Chinesische Bauern. „ „ „ „	437
„ 359.	Ein Angeklagter vor chinesischem Gericht. Dieses und die folgenden sind nach Farbenbildern auf Reispapier gezeichnet	438
„ 360.	Der Angeklagte wird ins Gefängnis abgeführt	439
„ 361.	Folterung, wie solche gegen betrügerische Kaufleute angewendet wird	440
„ 362.	Folterung des Deliquenten auf der Bank	441
„ 363.	Folterung liederlicher Weibspersonen an den Fingern	442
„ 364.	Dem Deliquenten wird die Ohrenfolterung durch Quetschen zu Teil	443
„ 365.	Nackenstreiche mit dem Leder, wie solche vorzüglich Schiffern zu Teil werden	444
„ 366.	Bestrafung mittels Kniequetschen, wie solche auf willkürliche oder falsche Auslegung der Gesetze folgt	445
„ 367.	Der Verbrecher im Eisenkragen und am Pfahl	446
„ 368.	Der Verbrecher am Bambus. Durch den Bambus läuft die Kette	447
„ 369.	Der Verbrecher im Bambuskäfig	447
„ 370.	Der Verbrecher am Schandblock	448
„ 371.	Der Verbrecher wird zur Richtstätte geführt	449
„ 372.	Der Verbrecher wird durch den Strang und Erwürgen am Kreuze hingerichtet	449

Die Initialen enthalten sämtlich die Zeichnungen von Trinkgefäßen aus dem Bakuba-Passangogebiet, welche sich im Besitze des Verfassers befinden.

Digitized by Google

Digitized by Google

CENTRAL UNIVERSITY LIBRARY
University of California, San Diego

U.C.S.D.

DATE DUE

JUN 10 1988

RECALLED

INTERLIBRARY LOA

CI 39

UCSD Libr.

Digitized by Google

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 718 193 6

Digitized by Google

LIBRARY
Digitized by Google